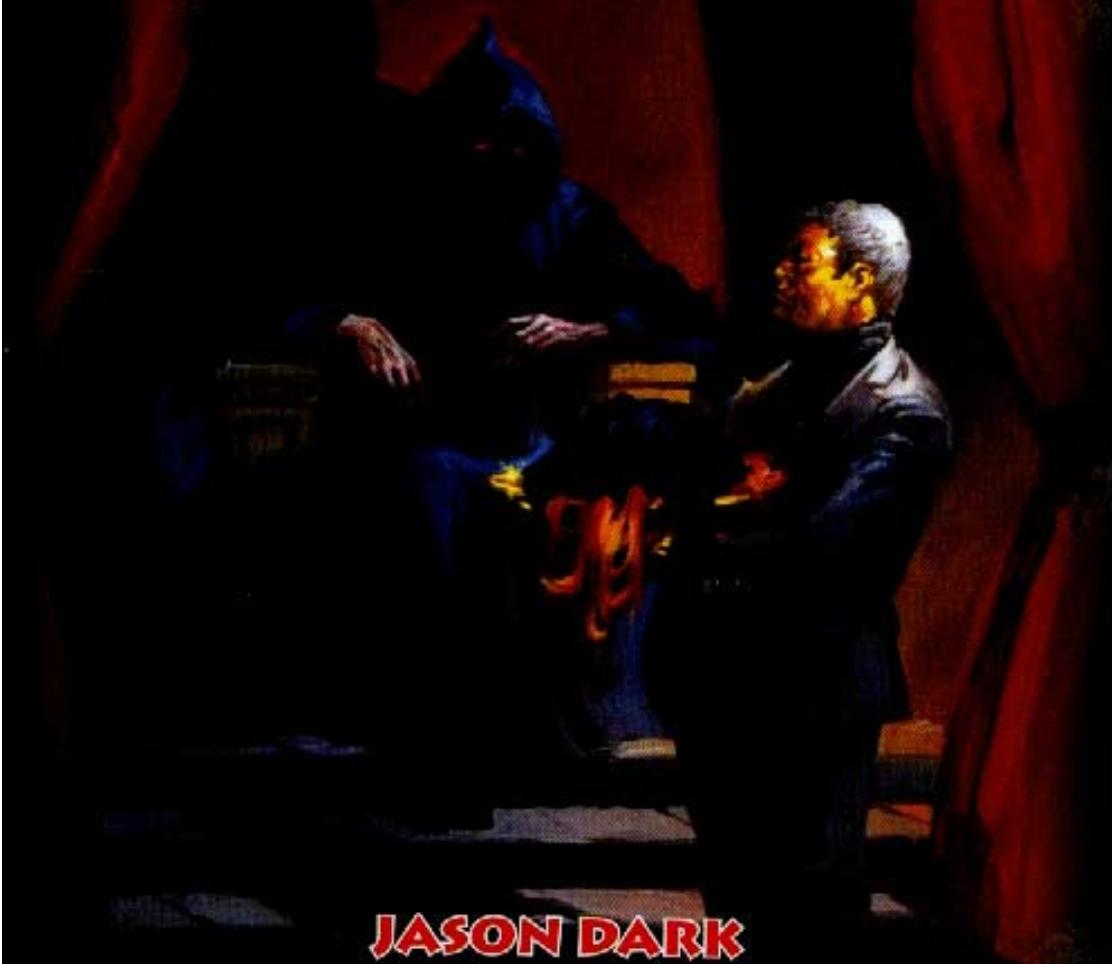


GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR



JASON DARK

BRING MIR DEN KOPF VON ASMODINA



JOHN SINCLAIR 24 - Bring mir den Kopf von Asmodina

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei-Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Rainer Delfs und Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser!

Sie begleiten nun schon seit langem den Weg von Dr. Tod und seiner Mordliga in der Sinclair-Serie. Von Asmodina zurückgeholt aus dem Reich der geknechteten Dämonenseelen und mit dem Körper des verstorbenen Mafiabosses Solo Morasso ausgestattet, hat Dr. Tod die schrecklichsten Dämonen der Hölle in seiner Mordliga versammelt. Mit Tokata, dem Samurai des Satans, hat alles begonnen. Dann kam die Terroristin LadyX dazu, gefolgt von dem Monstermacher Mr. Mondo und Lupina, der Königin der Wölfe. Mit dem vom Würfel des Unheils geschaffenen Todesnebel hat er dann Vampiro-del-mar, den Kaiser der Vampire, aus seinem nassen Grab in der Nordsee befreit und nach langer Suche endlich auch Xorron, den Herrn der Zombies und Ghouls, aus der Tiefe des Central Parks in New York ans Licht des Tages geholt.

Schon lange ist in Dr. Tod die Gier nach Macht erwacht. Es geht ihm voll gegen den Strich, daß er sich von Asmodina, die sich als die Herrin der Mordliga aufspielt, etwas sagen lassen soll. Bisher hat er sich noch zurückgehalten, da er sich seiner Macht nicht sicher war, doch nachdem Xorron die Mordliga vervollständigt hat, wirft er seine Fühler aus, um Verbündete in der Dämonenwelt gegen Asmodina zu finden.

Es ist einfacher, als er gedacht hat. Asmodina hat zu viele Niederlagen gegen das Sinclair-Team erlitten, daß selbst ihre Beziehung zu ihrem Schöpfer Asmodis getrübt ist. So ist es nicht verwunderlich, daß der Spuk bereit ist, sich auf die Seite Dr. Tods zu stellen, wenn dieser Erfolge vorweisen kann und es schafft, Asmodina zu vernichten.

John Sinclair ahnt noch nichts von den Ränken in den Dimensionen des Schreckens, als er in der Tiefgarage seines Apartmenthauses von Unbekannten niedergeschlagen wird. Erst als er erkennt, daß sein Kreuz nicht mehr reagiert und

man ihm eine Kopie untergeschoben hat, weiß er, daß die Hölle zum Angriff geblasen hat.

Der Kelch des Feuers schleudert ihn in das Reich des Spuk, in dem er Augenzeuge des Kampfes zwischen Dr. Tod und Asmodina wird. Wer weiß, welches Schicksal John Sinclair ereilt hätte, wäre Asmodis, der Höllenherrscher, nicht so zornig über den Tod seines Geschöpfes Asmodina gewesen, daß er John aus Rache an Dr. Tod und den Spuk zurück auf die Erde geschleudert hätte.

Johns Kampf gegen die Mächte der Hölle ist durch den Tod Asmodinas nicht einfacher geworden. Nur die Machtverhältnisse haben sich verschoben. Dr. Tod scheint der große Sieger zu sein, doch auch für ihn ist die Dämmerung bereits heraufgezogen, auch wenn er davon noch keine Ahnung hat.

John Sinclair und seine Freunde werden sich weiterhin mit allen Mitteln dagegenstemmen, daß die Hölle auf der Erde die Überhand gewinnt. Sie wissen, daß die Zahl der Kreaturen der Finsternis unendlich ist. Die Hölle kennt keine Zeit. Sie kann warten, bis die Menschheit einen schwachen Moment hat, und schlägt dann erbarmungslos zu.

Liebe Sinclair-Freunde, ich bin sicher, daß Ihnen dieser Dreiteiler, der zum größten Teil im Reich des Spuks spielt, ein paar Stunden Gänsehaut beschert.

Jason Dark

ICH STIESS DAS TOR ZUR HÖLLE AUF

Der Blick seiner Augen war so kalt wie das Eis eines Gletschers. Und er sagte alles über den Mann.

Menschenverachtung, Habgier, Brutalität, Mordlust und eine unbeschreibliche Gefühlskälte. Dieser Blick war immer so. Er spiegelte weder Freude noch Schmerz, weder Lebenslust noch Trauer wider, er blieb hart, kalt und grausam.

Diejenigen, die ihn kannten, hatten sich längst daran gewöhnt. Sie hätten sich nur gewundert, wenn es anders gewesen wäre, denn sie erwarteten nichts anderes von einem Mann wie Solo Morasso, der sich selbst den Namen Dr. Tod gegeben hatte und in seiner Person einen wirklich einmaligen Fall darstellte.

Er war ein Mensch-Dämon, der vor längerer Zeit schon einmal gestorben war!

Gestorben, ja. Durch einen silbernen Nagel, den der Geisterjäger John Sinclair ihm gegeben und mit dem er sich in aussichtsloser Lage selbst getötet hatte. Seine Seele war jedoch vom Jenseits nicht angenommen worden. Sie schwebte in einer Zwischenwelt, und zwar so lange, bis es der Spuk Asmodinas Bitte entsprochen hatte, seinen Geist aus dieser Zwischenwelt zu entlassen, damit er in einen inzwischen für ihn gefundenen Wirtskörper schlüpfen konnte.

Dr. Tods Geist kroch in den Körper des soeben gestorbenen Mafiosos Solo Morasso aus Palermo. Als dieser beerdigt werden sollte, geschah das Unwahrscheinliche. Der tote Mafioso, mit dem Geist des anderen besetzt, wurde wieder lebendig. In einem gläsernen Sarg hatte er gelegen, und alle, die sich zu seiner Beerdigung eingefunden hatten, erlebten das Schauspiel seiner Wiederauferstehung.

Eine Panik brach aus, und Solo Morasso konnte in dem allgemeinen Durcheinander fliehen.

Der alte Geist in einem neuen Körper. So sah es aus, und Morasso hatte nichts vergessen. Vor allen Dingen den Mann nicht, dem er seinen ersten Tod verdankte. Doch Morasso

war gleichzeitig auch schlau geworden. Er griff den für seinen Tod verantwortlichen John Sinclair nicht direkt an, sondern bereitete alles sorgfältig vor.

Er gründete die Mordliga!

Dabei hatte er das Glück, daß ihm Asmodina, die Tochter des Teufels, zur Seite stand. Sie unterstützte seine Bemühungen, und Solo Morasso gelang es tatsächlich, die Mitglieder der Mordliga zu finden. Damit wurde er zu einem Machtfaktor bei den Schwarzblütern. Und das wußte er auch.

Dr. Tod kannte so etwas wie Dankbarkeit oder Hilfsbereitschaft nicht. Er war nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Er rechnete eiskalt, und als er Xorron, das letzte Mitglied der Mordliga, erweckte, da nahm ein Plan langsam Gestalt an, mit dem er sich eigentlich schon immer beschäftigt hatte.

Er wollte Asmodina stürzen!

Es hatte einige Versuche gegeben, doch die Teufelstochter erwies sich als stärker. Sie schlug jedesmal zurück.

Eigentlich grenzte es bereits an ein Wunder, daß Solo Morasso noch lebte und von Asmodina nicht ausgeschaltet worden war nach seiner Rebellion.

Wahrscheinlich jedoch kettete sie ein Umstand aneinander.

John Sinclair!

Er war ihrer beider Todfeind. Wenn es gegen ihn und seine Freunde ging, hielten Asmodina und Dr. Tod zusammen. Bis jetzt hatte das Bündnis funktioniert, aber Sinclair lebte noch immer. Vor kurzem war es ihm noch gelungen, einem mörderischen Labyrinth zu entrinnen, aber er hatte dafür etwas Wichtiges eingebüßt.

Seinen Nagel, mit dem er einst Dr. Tod getötet hatte. Der befand sich nun im Besitz der Teufelstochter, wovon Solo Morasso wiederum nichts wußte.

Asmodina war natürlich nicht verborgen geblieben, wie

sehr Solo Morasso sie haßte. Und sie wußte auch, daß es irgendwann eine Entscheidung geben mußte. Nur wollte sie den Zeitpunkt bestimmen, denn sie hatte ja nicht nur Morasso als Feind, sondern innerhalb der Dämonenreiche gab es zahlreiche hohe Dämonen, die nun wirklich nicht auf ihrer Seite standen und abwartend lauerten, wie der Kampf zwischen John Sinclair, der Mordliga und ihr wohl ausgehen würde. Asmodina hatte ihren Kredit verspielt, und die anderen mächtigen Dämonen nahmen auch keine Rücksicht darauf, daß sie die Tochter des Teufels war. Denn was zählte schon Asmodis, dieser eingebildete Fant und selbstherrliche Narr?

Asmodis war eine lächerliche Figur. Zwar stark, das mußte man zugeben, und er hatte sich auch die Zeiten über gehalten, aber es gab welche, die wirklich ebenso mächtig, wenn nicht noch mächtiger waren, obwohl Asmodis dies nicht wahrhaben wollte.

Da Asmodina seine Tochter war und sie doch einige Feinde hatte, übertrug sich die Feindschaft der anderen auch auf ihren Vater. Nur hatten sie es bisher noch nicht gewagt, offen gegen Asmodis vorzugehen. Sie warteten ab und lauerten darauf, daß der Haß eines Solo Morasso noch von seiner Machtgier übertroffen wurde.

Wenn er Asmodina nicht stürzte, dann konnte er sie zumindest anklagen. Und darauf warteten die anderen. Ein geschwächter Asmodis war leichter zu töten als ein normaler.

So sah der große Plan der anderen Gegner des Teufels und seiner Tochter aus.

Das wußte auch Dr. Tod. Zum mindest ahnte er es. Er war trotz seiner Machtgier schlau genug zu wissen, wann er zurückzustecken hatte. Mit den anderen mächtigen Dämonen wollte er sich noch nicht anlegen. Sein Nahziel war wichtiger.

Und das mußte er erreichen.

Allerdings drängte die Zeit. Ein Ereignis war eingetreten, das ihm einigen Ärger bereitete. Monatlang hatte es Dr. Tod verstanden, sich und die Mitglieder seiner Mordliga zu verstecken, um in Ruhe an dem Plan arbeiten zu können. Zwar hatte es einige Aktivitäten der einzelnen Mitglieder der Mordliga gegeben, aber er selbst hatte sich im Hintergrund gehalten. Sein letzter großer Einsatz war die Erweckung von Xorron, dem Herrn der Zombies, gewesen. Und Xorron war es auch gewesen, den man entdeckt hatte, als er sich einige Seeleute als Opfer holte, andere aber entfliehen konnten.

Solo Morasso tobte, als er davon erfuhr. Jetzt war sein Plan gefährdet und vor allen Dingen sein Versteck, denn er war sicher, daß die Leute reden würden. Und ihre Aussagen gelangten bestimmt an die richtige Adresse. Die hieß in diesem Fall John Sinclair.

Sein Versteck war also keines mehr.

Deshalb hatte er sich entschlossen, eine Krisensitzung einzuberufen. Und er mußte auch so rasch wie möglich gegen die Teufelstochter vorgehen. Unter Umständen konnte er sogar zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Asmodis und John Sinclair!

Diese Gedanken bewegten den nur mittelgroßen Mann mit den eisgrauen Haaren, den brutalen, kalten Augen und dem flachen Betongesicht. Wie immer trug er einen grauen Anzug, der seine Figur noch kompakter erscheinen ließ. Dr. Tod, dieser Mensch-Dämon, war wirklich ein Phänomen. Er schwankte in seiner Existenz zwischen einem Dämon und einem Menschen. Die Waage blieb dabei immer gleich. Sie schlug nie stärker zur einen oder zur anderen Seite hin aus. Und er besaß noch eine nahezu phänomenale Eigenschaft. Er konnte sogar weißmagische Waffen anfassen, ohne zu vergehen. Das war ein ungemein großer Vorteil, denn so blieb eine wichtige weißmagische Waffe in seinem Besitz.

Der Bumerang!

Für John Sinclair gedacht und aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume geformt, als Erbe für den Sohn des Lichts, war dieser Bumerang durch einen unglückseligen Zufall in die Hände von Solo Morasso gelangt, wo er auch blieb. Dr. Tod dachte nicht daran, diese Waffe auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Er wußte genau, welch einen Trumpf er damit in der Hand hielt.

Und noch eine zweite Waffe besaß er. Die konnte man sogar als ungleich stärker bezeichnen.

Es war der Würfel des Unheils.

Woher er genau stammte, das wußte selbst Dr. Tod nicht. Seine Herkunft lag im dunkeln, aber dieser weißbläulich schimmernde Würfel ließ sich manipulieren. Er gehorchte immer demjenigen, der ihn gerade in Besitz hatte. Und das war schon lange Dr. Tod.

Durch den Würfel hatte er eine Waffe produzieren können, die das Grauen an sich war.

Den Todesnebel!

Er war so gefährlich, daß er Menschen, die in seine Nähe gelangten, das Fleisch von den Knochen löste. Dieser Nebel wirkte wie eine feine Säure. Allerdings reagierte er nur bei Personen, die ungeschützt waren. Bei John Sinclair entfaltete er seine Kraft vergebens, denn der Geisterjäger war durch sein magisches Kreuz gesichert. Zudem bestand der Nebel aus den Seelen getöteter Dämonen. Sie besaßen die Kraft, Menschen regelrecht aufzulösen.

Bumerang und Würfel gaben Solo Morasso alias Dr. Tod eine nahezu unheimliche Macht.

Das alles wußte er, und er hatte die Einzelheiten auch sorgfältig gegeneinander aufgerechnet, bevor er sich entschloß, diese Krisensitzung einzuberufen und die Lage zu erklären.

Sie waren natürlich alle gekommen.

Solo Morasso hockte vor ihnen und schaute sich die ein-

zernen Mitglieder seiner Mordliga noch einmal genau an. Im Halbkreis standen sie vor ihm. Ganz außen, von ihm aus rechts gesehen, hielt sich der einzige Mensch dieser Gruppe auf.

Es war Marvin Mondo, der Monstermacher. Ein Mann, noch kleiner als Dr. Tod. Er trug eine randlose Brille, hinter deren Gläsern zwei blaue, kalte Augen blitzten. An sich sah er unscheinbar aus, und kaum jemand ahnte, welche Gedanken sich in seinem Schädel bewegten. Dieser Mondo war nicht nur als genial zu bezeichnen, er war zudem ein gefährlicher Verbrecher, der wirklich über Leichen ging. Das hatte er schon mehr als einmal bewiesen.

Neben ihm stand Tokata, der Samurai des Satans. Ein Jahrtausende altes Ungeheuer in Menschengestalt. Ein Wesen, das sein Schwert meisterlich beherrschte und trotzdem gehandikapt war, denn dem Geisterjäger John Sinclair war es gelungen, ihm durch einen Wurf des Bumerangs den linken Arm abzuschlagen. Allein das bewies, Welch eine Kraft in dieser Waffe steckte. Seit dieser Zeit verfolgte Tokata den Geisterjäger mit blindwütigem Haß. Er trug eine an altes Leder erinnernde Rüstung und eine Maske vor dem Gesicht.

Einen Schritt weiter schaute Solo Morasso in das Gesicht einer schönen Frau. Sie hieß Pamela Scott, wurde aber nur Lady X genannt. Diesen Namen hatten ihr Reporter gegeben, als sie noch ein Mensch und gleichzeitig Terroristin gewesen war. Lady X war schon als Mensch völlig gefühllos gewesen, und als Mensch hatte sie Solo Morasso auch für die Mordliga ausgesucht. Sie sollte Sonderaufgaben übernehmen, denn sie konnte sich im Gegensatz zu den übrigen Monstern frei unter den normalen Menschen bewegen. Das ging einige Zeit gut, bis die Sache in Paris passierte. Da hatte sie etwas Großes aushecken wollen, und bei der Modenschau des Teufels war das Verhängnis dann über sie hereingebrochen. Ein blutrünstiger Vampir, der die Kon-

trolle über sich verloren hatte, war eigentlich auf John Sinclair gehetzt worden, um ihn zu einem Blutsauger zu machen. Der Zufall wollte es, daß die Sache schiefging. Nicht Sinclair war gebissen worden, sondern Lady X. Seit dieser Zeit lief sie als Vampir herum, was Dr. Tod natürlich wurmte, denn nun konnte er sie nicht mehr so einsetzen wie früher.

Vom Äußersten her hatte sie sich nicht verändert. Nur ihr Gesicht war etwas bleicher geworden. Deshalb stach das Schwarz ihrer Haare noch deutlicher vom Gesicht ab. Wie immer trug sie ihre eng anliegende Lederkleidung und hatte auch ihren Bräutigam aus alten Zeiten, die Maschinenpistole, bei sich. An einem Gurt trug sie die Waffe über die Schulter gehängt.

Neben ihr stand ein wahres Monstrum. Vampiro-del-mar. Kaiser der Vampire nannte er sich. Um seine Gestalt rankte sich ein Geheimnis. Er war ebenso alt wie Tokata, nur hatte er nicht unter dem Hügel eines Vulkans begraben gelegen, sondern tief im Boden der Nordsee, wo er von Dr. Tod und Tokata erweckt worden war. Dieser Vampir widerstand dem Wasser. Ihn umgab sowieso ein gewaltiges Rätsel, das auch Dr. Tod noch nicht hatte lösen können. Vampiro-del-mar trug Kleidung, die nur noch aus Fetzen bestand. Sein Gesicht war widerlich anzuschauen, mit Geschwüren und Löchern übersät, in seinen Augen glühte ein gefährliches Licht. Er hatte ein hartes Gebiß und mörderische Eckzähne, die schon fast an die eines prähistorischen Säbelzahntigers erinnerten.

Die Reihe wäre nicht vollzählig, wenn sich nicht auch noch ein Vertreter der Werwölfe in diesem höllischen Reigen aufgehalten hätte. In diesem speziellen Falle war es eine Vertreterin. Und zwar Lupina, die Königin der Wölfe. Eine wirklich seltsame Erscheinung, eine Mischung zwischen Frau und Bestie. Sie hatte den Körper eines Werwolfs, doch das Gesicht einer Frau. Blond war ihr Haar. Blond und lang,

so daß es bis auf die mit Fell bedeckten Schultern fiel. Die Augen in ihrem Gesicht schillerten gelbgrün und ließen etwas von dem Temperament ahnen, das in ihr steckte. In der Tat war Lupina am schwersten einzuordnen. Sie opponierte oft gegen die Strenge des Reglements und träumte von einer Allianz aller Werwölfe unter ihrer Führung. Ein paarmal hatte sie es schon versucht, aber es war schieflaufen. Erst vor kurzem war ein großer Coup in Sibirien geplatzt. Doch ihr Ziel hatte sie nicht aufgegeben.

Irgendwann würde sie es schaffen, und dann sollten Werwölfe die Welt beherrschen. Doch diese Gedanken behielt sie für sich. Dr. Tod hätte das sicherlich falsch verstanden.

Der sechste und letzte im Bunde der Mordliga war auch als letzter erweckt worden. Xorron, Herr der Zombies und der Ghous. Er hatte in New York unter dem Central Park gelegen, und über sein Vorleben wußte Solo Morasso eben-sowenig Bescheid wie über das von Tokata und Vampiro-del-mar. Da lag vieles im dunkeln, doch Dr. Tod war es im Prinzip egal. Für ihn zählte nur Xorron an sich, die Person und das, was sie mitbrachte. Xorron stach von den anderen ab. Seine Haut bestand aus einem Material, das noch kein Wissenschaftler der Welt analysiert hatte. Xorron glänzte milchigweiß, und unter der Haut schimmerten die Knochen eines Skeletts. Es wurde durch die Haut geschützt, denn sie war resistent gegen Feuer, Kugeln und Schläge. Man wußte nicht, wie man sie durchbrechen konnte. Xorron hatte ein Gesicht, das eigentlich keines war, wenn man es sehr streng nahm. Es schimmerte im gleichen Farbton wie die Haut, die angeblich von einem sehr mächtigen, jetzt allerdings toten Dämon übernommen sein sollte. Sie hatte selbst einer Berührungen durch Tokatas Schwert widerstanden, und das wollte etwas heißen. Der Kopf war kahl, und wo bei den Menschen Sinnesorgane zu finden sind, sah man bei Xorron nur Schlitze. Asmodina gehörte nicht zu seinen Freunden,

denn sie hatte es lange verhindern können, daß Solo Morasso den Platz fand, wo Xorron vergraben war. Warum er und Asmodina auf verschiedenen Seiten standen, wußte Dr. Tod nicht. Es spielte auch keine Rolle. Für ihn war Xorron eine besondere Trumpfkarte in dem höllischen Spiel. Hinter dem Mundschlitz verborgen lagen Zähne wie lange Reißstifte. Ein Gegner mußte sich wirklich hüten, Xorron als Feind zu haben.

Solo Morasso war mit der Musterung zufrieden, und ein kaltes Lächeln umspielte seine Lippen. Dann fragte er mit tonloser Stimme: »Könnt ihr euch denken, weshalb ich euch habe zu mir kommen lassen?«

Die Monster erwiderten nichts, nur Mr. Mondo blickte durch. Er hob den rechten Arm und rückte an seiner randlosen Brille. »Ja, ich kann es mir vorstellen. Es geht gegen sie.« Den Namen sprach er nicht aus.

»Genau.« Morasso wußte Bescheid. »Es geht gegen sie. Aber nicht nur gegen sie allein. Es sind in den letzten beiden Tagen Veränderungen eingetreten. Man hat unser gut gesichertes und wohlbehütetes Versteck entdeckt. Das hatte ich immer verhindern wollen, doch es gelang nicht länger. Der Zufall spielte eine wichtige Rolle, und Xorron ist es mit seinen Zombies nicht, gelungen, die Entdecker zu töten und in seinen Dienerreigen einzuordnen. Zwei von ihnen sind entkommen. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß sie berichten, was sie erlebt haben, und dann wird es nicht mehr lange dauern, bis einer hier ist.«

»John Sinclair!« stieß Mondo hervor.

»Genau!«

Da lachte der Monstermacher. »Ist es nicht gut, wenn er hier erscheint? Wir sind viele. Gegen uns hat er keine Chance. Wir können ihn zerreißen und sein Blut austrinken. Er ...«

»Nein!« Solo Morasso schüttelte den Kopf. »Dieses Versteck ist gut, und ich will nicht, daß Sinclair herkommt.«

»Wie willst du das verhindern?« fragte Lady X, verzog die Lippen und zeigte ihre beiden langen Vampirzähne.

»Ganz einfach, indem ich ihm zuvorkomme.«

»Das ist gut«, bestätigte auch Marvin Mondo. »Nur - wie stellen wir es an?«

»Ich habe mir da etwas ausgedacht, das ich noch mit dir besprechen werde. Wir haben allerdings noch das schon angesprochene Problem, das endlich gelöst werden muß. Wir sind vollständig und fühlen uns in der Lage, damit fertig zu werden. Das Problem heißt Asmodina!«

Nach diesen Worten schwiegen die Mitglieder der Mordliga.

Jeder wußte, welch ein mächtiger Gegner Asmodina war, aber auch jeder sah ein, daß sie nicht ewig einer Entscheidung ausweichen konnten. Bisher hatten sie nur Niederlagen einstecken müssen, wenn sie etwas versuchten.

Diesmal sollte ein Großangriff gestartet werden.

»Es ist nicht einfach, gegen sie zu bestehen«, gab Marvin Mondo zu denken. »Sie hat mächtige Freunde, und ihr stehen unzählige Diener zur Seite.«

Solo Morasso machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Unsinn, das weiß ich alles. Aber ihre Helfer setzen sich zumeist aus niederen Vasallen zusammen. Die schaffen wir allemal. Auch Asmodis ist für mich kein Thema. Ihn hetzen wir auf Sinclair. Ich habe alles genau durchdacht und mit einem neuen Verbündeten abgesprochen, so daß eigentlich nichts mehr schiefgehen kann.«

»Wer ist der Verbündete?« wollte Mondo wissen, der bei Dr. Tod eine Heimat gefunden hatte, nachdem er von seinen eigenen Kollegen ausgestoßen worden war.

»Es ist - der Spuk!«

Nach dieser Antwort schwiegen die Mitglieder der Mordliga.

Sie sahen Dr. Tod erstaunt an, und Morasso entnahm diesen Blicken, daß er noch etwas hinzufügen sollte. Das tat

er auch, indem er fast flüsternd bemerkte: »Ich habe dem Spuk versprochen, ihm den Kopf von Asmodina zu bringen. Und das Versprechen werden wir einhalten ...«

Wo der Schrecken zu Hause ist, wo grauweiße Nebel wallen, wo die Schreie verurteilter Dämonenseelen durch die Unendlichkeit der Dimensionen hallen, da herrschte er. Der Spuk!

Sein Reich war ungemein vielschichtig. Er hatte es in regelrechte Strafabteilungen unterteilt. Da gab es Foltergärten, wo Heulen und Zähnekirschen herrschten, oder gewaltige Labyrinthe, die bisher niemand, der einmal gefangen darin war, wieder verlassen hatte.

Bis auf zwei.

Einer hieß John Sinclair.

Er hatte einen Ausweg aus dem Labyrinth gefunden. Mit ihm Glenda Perkins, dererwegen er überhaupt in den Irrgarten eingedrungen war.

Der Spuk hatte nicht damit gerechnet, daß John Sinclair es schaffen würde, und er gab Asmodina die Schuld an dieser für ihn kaum verdaulichen Tatsache.

Der Geisterjäger war entkommen. Eine schlimme Sache, die kaum mehr ausgemerzt werden konnte und für Asmodina noch Folgen haben sollte. Bisher hatte sich der Spuk auf ihre Seite gestellt. Ihre Gegner wußten ihn als Rückendeckung und hatten deshalb kaum angegriffen, denn der Spuk war ein wirklicher Machtfaktor im Reich der Finsternis. Ihn als Feind zu haben war gefährlich. Aber jetzt war auch die Geduld des Spuks am Ende. Er wollte Asmodinas Fehlschläge nicht mehr stützen und auch nicht verteidigen. Sie sollte ihren eigenen Weg gehen.

Als der König im Reich der Schatten so dachte, da kam ihm ein Vorschlag gerade recht. Solo Morasso hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt und ihn nicht ohne Hinter-

gedanken an die Niederlagen erinnert, die Asmodina schon erlitten hatte.

Dr. Tods Worte fielen bei dem Spuk auf fruchtbaren Boden. Und als Morasso ihn fragte, wie er zu Asmodina stünde, da hob er nur die Schultern und demonstrierte damit seine Gleichgültigkeit.

Innerlich rieb sich Morasso die Hände. Dahir hatte er den Spuk gern haben wollen. Asmodina interessierte ihn nicht mehr. Sie hatte also eine große Stütze weniger.

Ideal für Morassos Pläne.

Er hatte nichts mehr gesagt, sondern war verschwunden. Jedoch mit einem guten Gefühl, wenn man das von ihm überhaupt sagen konnte.

Asmodina gab nicht auf, und sie wollte auch noch einmal mit dem Spuk reden. Die Teufelstochter spürte die Sinneswandlung dieses mächtigen Dämons. Es war wirklich nicht gut, wenn dieser auf einer anderen Seite stand als sie. Der Spuk sah aus wie immer. Ein Schatten, mehr nicht. Er zeigte sich am liebsten in dieser Gestalt, obwohl er noch eine andere besaß, die jedoch in Vergessenheit geraten war. Auch Asmodina hatte sich nicht verändert. Wie immer leuchtete das Haar feuerrot, die Stirn war hoch und glatt. Aus ihr wuchsen zwei Hörner, leicht gekrümmt wie die einer Ziege. Kalt waren die Augen, schmal das Gesicht, so daß es fast die Form eines Dreiecks hatte. Um den Hals hatte sie eine Kette aus kleinen Totenköpfen hängen, die violett leuchteten.

Sie trug ein schwarzes, langes Gewand, das ab der Taille mit roten Fäden durchwirkt war, so daß sie aussahen wie lange, erst an den Füßen endende Blutstreifen.

Wie ein Schemen tauchte sie aus dem Nebel auf, und im Hintergrund vernahm sie ein häßliches Lachen, ausgestoßen von Maddox, dem Dämonenrichter und dem treuesten Diener des Spuks. Bevor die Seelen der versagenden Dämonen in die ewige Qual eingingen, wurden sie von

Maddox abgeurteilt. Es war die Pervertierung einer Gerichtsverhandlung, aber sie bereitete Maddox Spaß, er brauchte so etwas.

»Was willst du?« fragte der Spuk, als er Asmodina aus den Nebelschleiern treten sah.

Die Teufelstochter blieb stehen und verzog ihre Lippen.

»Freundlich bist du nicht gerade.«

»Warum sollte ich?«

Asmodina versuchte, auf den Busch zu klopfen. »Wir sind schließlich Verbündete.«

»So?«

Das Lachen von Asmodina klang ein wenig verunsichert.

»Wieso nicht? Du gehörst hierher, ich gehöre hierher, und ich bin die Mächtige. Das ist doch wohl klar.«

Dumpf drang das Lachen dort hervor, wo man bei der schwarzen Gestalt einen Mund vermuten konnte. »Überschätzt du dich nicht ein wenig, Asmodina?«

»Nein!«

»Gut, dann nicht.«

»Was soll die Antwort?« Die Teufelstochter wollte jetzt nachhaken.

»Ich meine, du hast schließlich einige harte Niederlagen einstecken müssen. Sogar dein Erzfeind John Sinclair ist aus dem Labyrinth der Angst entkommen. So etwas spricht nicht für dich, das mußt du verstehen.«

»Es war keine Niederlage«, zischte Asmodina.

»Was dann?«

»Ich nenne es Taktik.«

Der Spuk schüttelte sich in einem nahezu lautlosen Lachen, wobei seine Gestalt hin und her wogte. »Nein, das ist keine Taktik, was du da versucht hast. Ich nenne es einfach Unvermögen. Du bist nicht mehr in der Lage, die dir zugeteilten Aufgaben zu ...«

»Hör auf!« schrie Asmodina und trat mit dem Fuß auf den Boden. »Hüte deine Zunge, Spuk!«

»Verträgst du die Wahrheit so schlecht?«

Die Teufelstochter war sprachlos. Es hatte noch nie jemand gewagt, so mit ihr zu reden. Wenigstens niemand aus den eigenen Dämonenreihen. Wie kam der Spuk überhaupt dazu, so zu antworten, als wäre sie ein Nichts, ein mieser, kleiner Dämon?

»Meinst du deine Worte ernst?« erkundigte sie sich zischend.

»Ja.«

»Das wirst du büßen. Ich bin die Tochter des Teufels. Aus der Schlange hat er mich geformt, und niemand hat bisher gewagt, so mit mir zu reden. Bisher waren wir keine Feinde, Spuk. Treibe es nur nicht auf die Spitze. Ich könnte sonst zu deiner Todfeindin werden und würde dein Reich vernichten.«

Der Spuk schüttelte den Kopf. Bei ihm war es nur ein Hin- und Herhuschen des Schattens, der von dem grauen Nebel als dunkle, gestaltlose Masse abstach. »Du nimmst dir wirklich zuviel vor, Asmodina«, sagte er, »und du vertraust zu stark auf die Kräfte deines Erzeugers Asmodis. Täusche dich nur nicht. Auch er ist nicht allmächtig. Er hat Feinde, starke Feinde, das will ich dir nur sagen, gewissermaßen als Warnung, weil wir einmal zusammengehalten haben.«

»Und jetzt nicht mehr?« fragte die Teufelstochter.

»Ich werde dir keine Unterstützung mehr gewähren.

Verlange nichts von mir. Du wirst keine Hilfe mehr von mir erhalten. Einmal habe ich dir geholfen und die Seele von Dr. Tod freigegeben. So etwas wird nie mehr geschehen, denn du hast es trotz Hilfe der Mordliga und von Morasso nicht verstanden, unseren großen Gegner zu vernichten. Es ist sehr viel Zeit vergangen. Du hast sie nicht genutzt. Was jetzt passiert, hast du dir selbst zuzuschreiben!«

Es waren harte Worte, die Asmodina entgegengeschleudert wurden. Sehr harte sogar. Noch nie hatte jemand gewagt, so mit ihr zu sprechen, und ihr Gesicht verzerrte

sich vor Wut und Haß. Sie wußte selbst, daß sie manches Mal zu lasch gehandelt hatte, aber sie hatte nicht anders gekonnt. Es war ihr einfach nicht möglich gewesen, sich nur auf den Geisterjäger zu konzentrieren, weil es im eigenen Lager Gegenströmungen und Entwicklungen gegeben hatte, die sie einfach nicht auffangen konnte. So hatte sie nicht damit gerechnet, daß sich Dr. Tod und die Mordliga gegen sie stellen konnten. Sie hatte den Machthunger dieses Mensch-Dämons unterschätzt, und sie sah auch hinter der Sinneswandlung des Spuks eine Gestalt stehen, die sie als Solo Morasso identifizierte. Ja, so mußte es sein.

»Du wirst noch von mir hören, Spuk«, versprach sie mit krächzender Stimme. »Ihr alle werdet noch von mir hören. Ich lasse mir die Macht nicht nehmen. Ich bin Asmodina, die Tochter des ...«

»Deine Macht ist dir schon genommen«, erwiderte der Gestaltlose. »Du weißt es nur nicht. Denk an AEBA. Auch sie warten nur darauf, daß du verlierst. Der Schwarze Tod hatte viele Freunde. Du hast sie nicht, und sein Erbe ist noch nicht vergessen. Das alte Atlantis wirft bereits seine Schatten auf deine Welten, und du weißt selbst, daß es dort mächtigere Dämonen gab als heute. Denke an die Großen Alten. Sie sind nicht tot, sie schlafen, vielleicht werden sie erwachen. Irgendwann. Solltest du dann noch existieren und den gleichen Machthunger besitzen, wirst du zwischen die Mühlsteine geraten, das verspreche ich dir. Auch Asmodis wird dir nicht helfen, kann dir nicht helfen, denn die Großen Alten werden ihn als selbsternannten König nicht anerkennen. Lange Zeit konnte er viele täuschen. Das ist vorbei. Auch im Reich der Dämonen haben sich die Vorzeichen geändert. Die Macht von Asmodis wird ebenso vergehen wie auch deine.«

»Eins hast du vergessen, Spuk«, erwiderte die Teufelstochter nach einer kleinen Pause.

»Was?«

»Ich werde kämpfen. Ich werde sogar stark kämpfen, und du wirst ebenso untergehen wie die anderen. Das verspreche ich dir.« Mehr sagte sie nicht, sondern machte auf dem Absatz kehrt und wurde von den wallenden Nebelschwaden verschluckt.

Der Spuk aber lachte. Höhnisch und grell. So lange, bis er diesen Gefühlsausbruch abrupt unterbrach und mit dumpfer Stimme sprach: »Närrin, verfluchte Närrin. Du hast als einzige die Zeichen nicht erkannt. So mußt du auch die Folgen tragen ...«

Das Kreuz war etwa so groß wie eine Hand. Von weitem sah es völlig normal aus, doch wer es aus der Nähe betrachtete, sah, daß die vier Ecken Rundungen zeigten, in die vier Großbuchstaben eingraviert waren.

Ganz oben ein M. Es stand für den Erzengel Michael.

Unten ein U. Es stand für Uriel.

Rechts ein R. Das Zeichen für Raphael.

Und links ein G. Der Anfangsbuchstabe des Namens Gabriel.

Es folgten noch weitere geheimnisvolle Zeichen wie das All sehende Auge über dem in einem Kreis gezeichneten Drudenfuß in der Mitte des Kreuzes oder geheimnisvolle Hieroglyphen im unteren Drittel. Diese Schrift war noch nicht enträtselt worden. Doch das war eigentlich für den Mann, der es betrachtete, uninteressant. Er schaute auf die neben dem M stehenden, ineinander verschlungenen Buchstaben. Sie stellten ein J und ein S dar.

John Sinclair!

Er war der Träger des Kreuzes. Ihm gehörte es, denn er galt als der geheimnisvolle Sohn des Lichts.

Doch der Mann, der das Kreuz anschaute, war nicht John Sinclair. Er war zwar ein gewöhnlicher Mensch und kein Dämon, doch er stand auf der Seite der Schwarzblüter, denn

er war als der Mafiachef von London ebenso brutal wie die Dämonen.

Dieser Mann hieß Logan Costello!

Er beherrschte die Unterwelt der Riesenstadt an der Themse, und es gab nicht wenige Menschen, die sich vor ihm fürchteten. Auch die eigenen Leute hatten einen Heidenrespekt vor ihm. Wenn Costello etwas befahl, dann wurde der Befehl ausgeführt. Völlig egal, wie er auch lautete. Man hatte einem Mann wie Costello eben zu gehorchen. So stand es geschrieben, so würde es sein.

Die Polizei jagte ihn. Vor allen Dingen Scotland Yard hatte ihn auf seine Liste ganz oben gesetzt, doch es war Costello immer wieder gelungen, sich herauszuwinden. Nicht nur er war clever und raffiniert, sondern auch seine Anwälte, die dafür sorgten, daß man ihm nie etwas beweisen konnte. Costello schlüpfte immer wieder durch die Maschen des Gesetzes.

Obwohl er wirklich ein Mächtiger war, wollte er seine Macht immer weiter ausdehnen. Deshalb schloß er über Solo Morasso alias Dr. Tod ein Bündnis mit den Schwarzblütern. Er war sozusagen der vorgeschobene Posten im Dunstkreis des ärgsten Feindes der Schwarzblüter. Denn einen Mann haßte Costello besonders.

John Sinclair.

Die andere Seite konnte sich voll und ganz auf Costello verlassen. Er würde alles tun, was sie verlangten. Und er tat es gern, denn er wollte Sinclairs Tod.

Leider wußte das der Geisterjäger auch. Er war dement sprechend vorsichtig und hatte bisher sämtliche Pläne von Logan Costello durchkreuzt. Aber der Plan, den Costello und Dr. Tod gemeinsam ausgeheckt hatten, würde Sinclair das Genick brechen. Er war so raffiniert und genau durchdacht, daß es einfach keine andere Möglichkeit gab. Der Geisterjäger mußte verschwinden, damit Costello und die Schwarzblüter endlich freie Bahn hatten.

Diese Gedanken durchströmten den Mafioso, als er das Kreuz betrachtete, und ein Lächeln umspielte seinen grausamen Mund, der wie ein Strich in dem Granitgesicht wirkte.

Sinclair sollte nicht nur büßen, er mußte auch vernichtet werden. Jetzt oder nie.

Selten hatten die Vorzeichen so günstig gestanden ...

Feuerland!

Seit einigen Tagen spukte mir dieser Name im Kopf herum. Zuerst war es nur eine Meldung unter vielen gewesen, die uns erreicht hatte. Dann, nach einer genauen Analyse, kristallisierte sich hervor, daß mein Erzfeind Dr. Tod nur in Feuerland sein Versteck gefunden haben konnte. Einsam genug war es dort. Wie ich erfahren hatte, gab es an der Südspitze Amerikas noch zahlreiche Inseln, die nie ein Mensch betreten hatte.

Dort war Morasso sicher!

Himmel, was hatten wir geforscht. Sir James Powell, mein Chef, hatte praktisch ein unsichtbares Netz quer über die Welt gespannt. Er wollte wissen, was an außergewöhnlichen Vorfällen auf dem Globus passierte, und es hatte tatsächlich geklappt.

Im Süden Feuerlands sollte ein furchtbares Wesen, dessen Beschreibung auf Xorron paßte, ein paar Seeleute getötet haben.

Zwei konnten jedoch fliehen, und was sie zu berichten hatten, war äußerst interessant und wichtig. Sie hatten eine gewaltige Gestalt gesehen, deren Körper milchigweiß schimmerte und doch so durchsichtig war, daß die Männer sogar das Gerippe sehen konnten.

Diese Entdeckung war die wichtigste überhaupt. Als die Aussagen uns erreichten, da wußten wir natürlich sofort Bescheid. Es gab auf der Welt nur einen, der so aussah.

Xorron, Herr der Zombies und Ghouls!

Die beiden Seeleute hatten tatsächlich Xorron gesehen und es sogar überlebt.

Eine unwahrscheinliche Sache und eminent wichtig.

Durch diesen Hinweis wußten wir Bescheid, wo wir mit fast 100prozentiger Wahrscheinlichkeit die Mordliga finden konnten.

Wirklich ein Zufall.

Aber ein kalkulierter. Hätte es nicht die Order gegeben, die Sir James erlassen hatte, wäre alles ganz anders verlaufen, und die Meldung hätte uns wohl nie erreicht.

Wir blieben trotz dieser brisanten Entdeckung kühl und gelassen. Der größte Fehler wäre gewesen, einfach loszu- brausen und zu versuchen, die Mordliga samt Dr. Tod zu vernichten, denn sicherlich hatte Morasso vorgesorgt.

Einfach würde es für uns nicht werden, das stand fest.

Selten hatte ich so viele Konferenzen erlebt wie in den Tagen nach der Entdeckung. Sir James hatte sich die Aussageprotokolle geben lassen, und wir gingen sie immer wieder durch. An einem kalten Januartag hockten wir im Büro und redeten.

»Ich habe jetzt alles vorliegen«, sagte Sir James und blinzelte hinter seinen Brillengläsern. »Wenn es bisher noch einen kleinen Zweifel gegeben haben sollte, dann ist er nun ausgeräumt worden. Die beiden Zeugen haben tatsächlich Xorron gesehen.« Der Superintendent ließ das Blatt sinken und schaute Suko und mich an, die wir vor seinem Schreibtisch saßen. Wenn er so blickte, dann wartete er auf einen Kommentar. So gut kannte ich unseren Chef inzwischen.

Ich enttäuschte ihn auch nicht. »Meiner Ansicht nach müssen wir davon ausgehen, daß auch Solo Morasso seine richtigen Schlüsse gezogen hat. Er wird sicherlich annehmen, daß wir nun wissen, wo er sich mit seiner verdammten Mordliga aufhält.«

»Was meinen Sie, Suko?« fragte Sir James.

»Ich stimme nicht völlig mit John überein. Solo Morasso weiß ja nichts von dem feinen Fahndungsnetz, das wir über den Globus gespannt haben.«

Die Antwort meines Freundes war auch nicht von der Hand zu weisen. Das bestätigte ich durch ein Nicken.

Sir James faßte zusammen. »Sie meinen also, daß er sich erst einmal zurückhält?«

»Vielleicht sogar zurückhalten muß«, sagte ich.

»Wieso?«

Ich lächelte vor meiner Antwort. »Dabei denke ich an den Nagel, Sir, mit dem ich Dr. Tod getötet und nun leider eingebüßt habe. Er befindet sich in Asmodinas Besitz.«

»Aber der Nagel besteht aus geweihtem Silber. Er ist eine weißmagische Waffe«, hielt mir mein Chef entgegen.

»Wissen wir, wie stark Asmodina ist?«

»Das stimmt«, erwiderte ich und fingerte nach der Zigarettenenschachtel. »Nur gehe ich von einer anderen Voraussetzung aus, Sir. Wenn Asmodina den Nagel besitzt - für sie muß er ja so etwas wie ein Kultgegenstand sein -, wird sie versuchen, sich Solo Morasso nebst der Mordliga endgültig vom Hals zu schaffen.«

Sir James wiegte den Kopf. »John, das sind große Worte. Verdammt große sogar. Sie sind wirklich ein Optimist. Ich frage mich nur, ob sie es schafft.«

»Unterschätzen Sie die Teufelstochter nicht. Sie hat immerhin starke Freunde zur Seite. Asmodis und der Spuk sind nicht zu verachten.«

»Das stimmt natürlich. Allerdings frage ich mich, ob deren Geduld unendlich währt. Hat Asmodina nicht in letzter Zeit einige Niederlagen einstecken müssen?«

»Das allerdings. Nur habe ich einen kleinen Aufstand von Dr. Tod und der Mordliga erlebt. Asmodina hat sie eiskalt in ihre Schranken verwiesen.«

»So pessimistisch kenne ich Sie gar nicht, John.«

Ich zündete mir die Zigarette an und blies den ersten

Rauch gegen die Decke. »Das hat nicht einmal etwas mit Pessimismus zu tun. Ich versuche nur, das eine gegen das andere abzuwagen und realistisch zu denken.«

»Und was schlagen Sie vor?« fragte der Superintendent.

»Abwarten, Sir!«

»Ist das auch Ihre Meinung, Suko?«

Der Chinese nickte.

»Sie wollen, wenn ich Sie richtig verstehe, die lachenden Dritten sein«, stellte unser Chef fest.

»Genau, Sir.«

»Hoffentlich schneiden Sie sich da nicht in den Finger.« Sir James hob die Schultern. »Wie dem auch sei, ich glaube sogar, daß die Zeit für uns arbeitet. Zudem habe ich mich in Absprache mit den Kollegen vom Geheimdienst entschlossen, um die Insel bei Feuerland einen Ring zu ziehen. Ich will erst einmal herausfinden, wo Solo Morasso und seine Mordliga ihr Versteck haben. Unser Freund Costello wird uns darauf bestimmt keine genaue Antwort geben.«

»Da haben Sie recht, Sir.«

Der Superintendent schaute auf seine Uhr. »Machen Sie mal pünktlich Feierabend, meine Herren. Das geschieht selten genug, wie ich Sie kenne.«

»Und wie, Sir.« Wir standen auf, und ich drückte meine Zigarette in dem Kristallascher aus.

»Und noch etwas, John«, sagte Sir James, als wir bereits an der Tür standen. »Sollte Ihnen irgend etwas Neues einfallen, ich bin natürlich Tag und Nacht für Sie zu erreichen.«

»Das weiß ich, Sir.«

Auch Suko nickte.

In unser Büro zurückgekehrt, schaute ich auf meinen Schreibtisch. Leer sah er wirklich nicht aus. Ich hatte aber keine Zeit, die Akten noch aufzuräumen. Der Kram sollte liegenbleiben, bis Glenda Perkins wieder da war. Sie entspannte sich bei einer Verwandten, denn der letzte Fall hatte sie geschafft.

Mein Mantel hing am Haken. Ich hatte das Futter in den Burberry geknüpft. Draußen war es wirklich lausig kalt. Als ich den Mantel vom Haken hievte, fragte ich Suko: »Willst du mitfahren?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, John, aber Shao wartet auf mich. Sie wird sicherlich schon unten in der Halle sein. Außerdem wollen wir noch etwas einkaufen.« »Was denn?« Ich war neugierig.

Suko verzog das Gesicht. »Sie will mir unbedingt zwei Hemden und auch Hosen andrehen.«

Ich prustete los. Wie viele Männer, so hatte auch Suko keine Lust, in irgendein Geschäft geschleppt zu werden, wo er Kleidung kaufen sollte. Aber Shao war da rigoros. Sie kannte kein Erbarmen, ebenso wie Sheila mit ihrem Bill. »Dann kauft mal schön«, kommentierte ich und warf mir meinen Mantel über.

Gemeinsam fuhren wir nach unten. Ich schaute vom Fahrstuhl aus in die Eingangshalle hinein, sah Shao nicht und trennte mich von dem Chinesen. Ich bat ihn, seine Freundin von mir zu grüßen.

»Mach ich.«

Der Bentley stand im Hof. Er war inzwischen wieder ein Jahr älter geworden, und ich hatte ihn vor einem Tag zur Inspektion gegeben. Der zuständige Meister hatte den Kopf gewiegt und gemeint: »Wenn Sie noch länger Freude an Ihrem Fahrzeug haben wollen, dürfen Sie es nicht so stark mißhandeln, Sir.«

Eine Antwort war ich ihm schuldig geblieben. Mir hätte er das nicht zu sagen brauchen, sondern meinen Gegnern.

Dämonen nahmen nun mal auf Autos keine Rücksicht.

Aber das Innenleben des Fahrzeugs war okay, wie mir der Meister versicherte. Nur von außen glänzte er nicht mehr so wie früher. Einige Roststellen, durch Steinschlag hervorgerufen, waren doch zu sehen. Einem Fahrzeug ergeht es ebenso wie einem Menschen. Wir werden auch nicht jünger.

Ich ging einmal um den Wagen herum und fand ihn ganz in Ordnung. Er sprang auch sofort an, kaum daß er den Zündschlüssel gerochen hatte. Gemächlich rollte ich mit dem Silbergrauen über den hinteren Parkplatz am Yard-Gebäude. Ich schaltete das Radio ein, hörte Nachrichten und erfuhr, daß es wieder einmal nur Schlechtes in der Welt gegeben hatte.

Nach den Neuigkeiten brachte der Sender Tanzmusik, vermischt mit Interviews, die mich auch nicht gerade fröhlicher stimmten, denn da war wieder einmal von Streik die Rede. Wie gern hätte ich mir gewünscht, daß die Dämonen mal streikten. Das allerdings würde wohl niemals geschehen. Die Straßen glänzten naß. Die Temperaturen lagen unter dem Gefrierpunkt, so daß sich mancher Autofahrer fragte, ob es nun glatt war oder nicht. Die meisten verhielten sich vorsichtig.

Als ich an einer Ampel stoppte, sah ich einen Bobby, der durch die Fenster der haltenden Wagen in die Fahrzeuge blickte. Er sah auch mich, stutzte für einen Moment und lächelte dann. Der gute Mann hatte mich erkannt. Und er lächelte, obwohl sein Dienst wirklich keine Erholung war. Denn ich hätte nicht gern mit ihm getauscht. Trotzdem hatte er gute Laune.

Ich beschloß, seine Laune zu übernehmen, und dachte an den vor mir liegenden Abend. Ihn wollte ich in aller Ruhe genießen, ein wenig auf den Bildschirm starren, etwas Lesen und eigentlich früh ins Bett gehen. In meinem Job wußte man nicht, was der nächste Tag noch alles bringen konnte. Da hatte ich schon die tollsten Überraschungen erlebt.

Deshalb ist für mich ein gemütlicher Feierabend Gold wert. Ich dachte an das frische Bier, das mir Will Mallmann aus Deutschland geschickt hatte. Die acht Flaschen standen in Styropor verpackt in meiner kleinen Küche.

Zwei Flaschen würde ich mindestens trinken, das nahm ich mir fest vor.

Ich kannte mich in London sehr gut aus. Vor allen Dingen wußte ich über Schleichwege in der eigentlichen City Bescheid. Dieses Wissen nutzte ich aus, umging die großen Ampelstaus und gelangte in meine Wohngegend.

Der Wagen hatte, wie auch Sukos Feuerstuhl, seinen Platz in der Tiefgarage. Die Parktaschen befanden sich nebeneinander. Ich sah sie im Licht der eingeschalteten Scheinwerfer, die helle Tunnels in das Dämmerlicht stachen.

Ich kurbelte am Volant und lenkte den schweren Wagen auf seinen Standplatz. Licht aus, Gurt lösen, Motor abstellen, alles Bewegungen, die mir in Fleisch und Blut übergegangen waren. Ich öffnete die Tür.

Irgendein Wagen fuhr mit nicht mehr heilem Auspuff. Das Röhren hallte von den Wänden wider.

Die Tür zum Lift befand sich nicht weit entfernt. Ich mußte nur durch den Gang schreiten.

Als ich das Heck meines Wagens passiert hatte und mich nach rechts wandte, da geschah es.

Für einen Moment blieb ich stehen, denn ich sah, daß die Gestalt vor mir auf dem Boden in verkrümpter Haltung dalag und bei ihr eine dunkle Flüssigkeit aus einer Verletzung am Kopf rann.

Tiefgaragen sind zwar bequem, aber auch gefährliche Orte. Sie eignen sich besonders für Überfälle, und man las fast täglich von Verbrechen, die in Tiefgaragen geschehen waren.

Mit einer Falle rechnete ich nicht, eben weil ich von den Berichten wußte. Mit drei großen Schritten war ich bei dem am Boden liegenden Mann, beugte mich zu ihm hinunter und nahm einen seltsamen Geruch wahr, der mit Blutgeruch überhaupt nicht übereinstimmte.

In meinem Kopf klingelte es Alarm. Leider zu spät, denn eine kalte Stimme sagte: »Bleib so, wie du bist, Bulle, sonst jagen wir dir deinen Schädel voll Blei!«

Asmodina kochte fast über in ihrer Wut. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Dieser verdammte Spuk hatte es tatsächlich gewagt, sie durch Worte zu demütigen.

Eine Schande, eine Unverschämtheit, die sie sich nicht länger bieten lassen konnte.

Das war Meuterei!

Am liebsten hätte sie ihre Kräfte voll ausgespielt und vor Zorn mehrere ihrer Reiche vernichtet. So aber war sie gemeinsam mit einigen Todesengeln in ihr Versteck geflüchtet und hockte dort auf einem knöchernen Thron.

Ihre Augen schienen in Flammen zu stehen. Die Totenkopfkette klirrte, wenn sie sich bewegte, und ihre Lippen formten unhörbare Worte.

So etwas war ihr noch nie passiert, das durfte es nicht geben, das war einfach zuviel.

Was nahm sich der Spuk eigentlich heraus? Wollte er Streit? Und wieso kam er dazu, sich nicht mehr auf ihre Seite zu stellen?

Das mußte einen Grund haben.

Asmodina trat mit dem rechten Fuß auf. Es grollte, als sie den Boden traf, und nach Schwefel stinkender Rauch wallte in die Höhe. Sie fauchte wie ein Tier, aber sie wußte auch, daß Wut und Zorn schlechte Ratgeber waren. Wenn sie etwas erreichen wollte, dann mußte sie eiskalt überlegen und ebenso kalt vorgehen, sich jetzt nur nicht von Rachegefühlen leiten lassen, obwohl sie gerade die Rache und die Abrechnung nicht aus den Augen verlor.

Der Spuk sollte büßen!

Nur, was hatte ihn dazu veranlaßt, so plötzlich gegen sie, die Tochter des Teufels, zu opponieren? War es nur die Tatsache, daß John Sinclair und Glenda Perkins aus dem Labyrinth der Angst entkommen konnten? Natürlich, das zählte, und der Spuk hatte durch diese Flucht auch eine Niederlage erlitten, denn Glenda Perkins war nach dämonischer Sitte durch Maddox, den unheimlichen Richter, ver-

urteilt worden. Die Flucht der beiden Menschen war natürlich ein schwerwiegendes Ereignis. Aber wog es wirklich so schwer, daß der Spuk all das über den Haufen warf, was ihn jahrelang ausgezeichnet hatte?

Dies konnte sich Asmodina nicht vorstellen. Für ihn mußte es noch einen anderen Grund geben, sich als Aussteiger gewissermaßen zu betätigen.

Da war sicherlich einiges geschehen, von dem sie, Asmodina, keine Ahnung hatte. Sie war ehrlich genug, sich einzugeben, daß sie auch Feinde hatte. Sogar starke Feinde, die sich ihren Tod wünschten. Denen hatte es von Beginn an nicht gepaßt, daß Asmodis seine Tochter mit einer ungeheuren Machtfülle ausgestattet hatte. Die anderen hatten sich nie damit abgefunden, immer nur gegen sie gestichelt, aber sie waren noch nie offen gegen Asmodina angetreten.

Vor allen Dingen waren es die AEBA-Dämonen, die es störte, daß Asmodina so mächtig geworden war. Steckten sie vielleicht hinter den Vorgängen?

Es war möglich.

Allerdings gab es noch eine andere Gruppe, die Asmodina den Tod aus vollem Herzen wünschte.

Solo Morasso und seine Mordliga!

Als die Teufelstochter an ihn dachte, da verzerrte sich ihr glattes, kaltes Gesicht. Es wurde zu einer wirklich teuflischen Grimasse, und die Haut nahm sogar einen grünen Schimmer an, so wie bei Apep, der Höllenschlange, denn Asmodina und die Schlange waren ein und dieselbe Person.

Ein paarmal hatte es Dr. Tod schon versucht. Er war immer wieder aufgelaufen. Asmodina hatte sich im Endeffekt als die Stärkere erwiesen, und sie hatte einen Fehler begangen, wie sie sich nun im nachhinein eingestand.

Sie hätte Dr. Tod und mit ihm die Mordliga vernichten sollen!

Ja, das wäre die beste Lösung gewesen. Sie hatte es nicht getan, was sie nun bereute, denn damals hätte sie gern in die Zukunft geschaut. Leider waren ihr die Zeichen der Zeit verborgen geblieben. Sie hätte wissen sollen, daß Dr. Tod es immer wieder versuchen würde, doch es gab zwischen ihnen eine Gemeinsamkeit, die sie praktisch zusammenkittete, obwohl sie diese unterschiedlichen Ansichten hatten. Diese Gemeinsamkeit trug den Namen John Sinclair!

Der Geisterjäger war ihrer beider Feind. Sogar ein Todfeind. Um ihn zu vernichten, hatte die Teufelstochter über manch anderes hinweggesehen.

Nun allerdings war sie an einem Punkt angelangt, wo sie sich selbst eine Frage stellen mußte: Dr. Tod oder John Sinclair? Auf wen sollte sie ihre höllischen Kräfte konzentrieren?

Sinclair, ein Feind, Dr. Tod ebenfalls. Sie beschloß, ihre Kräfte auf die Mordliga und ihren Anführer zu konzentrieren, denn er war der Gefährlichere, wenn man ihn zum Gegner hatte. Der Grund lag auf der Hand. Sinclair war ein Mensch. Und als Mensch besaß er auch Gefühle. Er kannte Angst, die Freude, hatte alle menschlichen Schwächen und Vorzüge, und er besaß noch etwas: ein Gewissen!

Ja, er hatte ein Gewissen. Er war längst nicht so eiskalt und ging nicht über Leichen. Auf Menschen nahm er Rücksicht, während Dr. Tod sie eiskalt in die Waagschale warf, denn ihn interessierte ein Mensch nur so lange, wie der für ihn nützlich war. Ging die Zeit vorbei, dann ließ er ihn fallen, was zumeist mit einem Mord an dieser Person endete.

Mit der gleichen Brutalität würde Dr. Tod auch gegen Asmodina vorgehen, doch die Teufelstochter störte sich nicht daran. Sie würde ebenso eiskalt über Leichen gehen wie ihr Feind.

Ihre Gedanken drehten sich zwar noch immer um Dr. Tod, aber sie bewegten sich jetzt in eine andere Richtung.

Asmodina dachte daran, daß Solo Morasso aus seinen

Niederlagen gelernt hatte. Er würde sicherlich nicht mehr so forsch vorwärts stürmen und direkt auf sein Ziel losgehen. Wie Asmodina ihn jetzt einschätzte, suchte er sicherlich nach spitzfindigeren Methoden, und Raffinesse gehörte bei ihm dazu. Die Hinterlist war bei ihm angeboren. Er würde es mit allen Tricks versuchen, und Asmodina wollte in der nächsten Zeit wirklich mehr als vorsichtig sein.

Sie dachte auch an Asmodis, der praktisch ihr Vater war. Er mußte ihr helfen, wenn sie ihn darum bat, denn es gab keinen anderen Weg.

Dabei hatte sich Asmodis oft nicht sehr kooperationsbereit gezeigt. Er hatte seine Tochter allein gelassen. Sie sollte selbst auf sich achtgeben und ihre eigenen Wege gehen, so wie er seine eigenen Wege ging.

Im Anfang hatte Asmodina dies gewurmt, doch mittlerweile hatte sie sich daran gewöhnt. Allerdings befand sie sich nun in einer Lage, in der sie Hilfe brauchen konnte, und sie dachte sehr stark an Asmodis. Sie wünschte ihn sich herbei.

Er kam.

Asmodis war der Herrscher, zudem war er ein Telepath. Er konnte die Gedanken seiner Tochter empfangen.

Zuerst erschien das Feuer.

Eine wilde, flammende Lohe, grünrot leuchtend und alles verbrennend, was sich ihm in den Weg stellte.

Asmodina stand von ihrem Thron auf. Sie blickte starr in die seltsamen Flammen, die nicht einmal Hitze verströmten, und sah darin das fratzenhafte Gesicht ihres Vaters leuchten. Die alten Maler und Holzschnitzer des Mittelalters hatten tatsächlich recht gehabt. Der Teufel zeigte sich als ziegenköpfiger Bastard. Der Schädel hatte die Form eines Dreiecks, Hörner wuchsen wie bei Asmodina aus der Stirn, die Augen waren Kreise in einem braunen Gesicht. Sie leuchteten wie das Feuer kalter Diamanten. Ohne Gefühl, ohne Gnade.

Das Wahnsinnsprodukt der Hölle stand vor Asmodina und schaute sie an. Ein Mensch wäre vielleicht vergangen, nicht allein durch den Anblick. Er war gar nicht so schlimm, doch Asmodis verbreitete eine Aura des Grauens.

Sie war kaum zu beschreiben, so schrecklich stellte sie sich dar. In ihr schienen alle Kräfte und Bösartigkeiten der Hölle sowie des Dämonenreiches vereint zu sein.

Asmodina erschreckte diese Aura nicht. Im Gegenteil, sie war für sie ein Labsal, und sie badete sich regelrecht darin, gab sie ihr doch Kraft und Macht.

»Du hast mich gerufen?« Jedes Wort des Teufels klang wie ein Donnergrollen.

»Ja.«

Die Flammen fielen zusammen, nur das Gesicht blieb. »Ich hoffe, du kannst mir einen triftigen Grund für deine Störung nennen, Asmodina.«

»Das kann ich.«

»Dann rede!«

»Es geht um den Spuk.«

Der Teufel lachte schallend. »Um den Spuk?« höhnte er.

»Ist er nicht dein Freund? Hat er dir nicht geholfen, die Seele des Dr. Tod zu holen?«

»Das schon. Er stand auch immer auf meiner Seite, aber jetzt nicht mehr. Der Spuk meutert!«

Das Gesicht Asmodis' verzerrte sich. »Er meutert also, dieser Wicht. Wieso?«

»Er will meine Macht nicht anerkennen.«

»Dann sorge dafür, daß er es tut!« zischte Asmodis. Als Asmodina keine Antwort gab, fragte er lauernd: »Oder bist du zu schwach, meine Tochter?«

»Ich fürchte - ja.«

Für einen Moment schwieg Asmodis. Dann begann er zu lachen. Das war ein wahres Höllengelächter. Es schallte und hallte, wanderte weiter durch die Dimensionen und trieb als schauriges Echo hinaus in die Unendlichkeit des

Dämonenreiches. Der Teufel konnte sich kaum beruhigen, und als er schließlich sein Lachen abbrach, da stieß er ein tiefes Knurren aus.

»Du bist lächerlich, meine Tochter. Habe ich dich erschaffen, damit du kapitulierst? Ich hatte mir mehr von dir erwartet, besonders deshalb, weil du dir ja deine Diener geholt hast. Der Spuk, Dr. Tod, die Mordliga - was ist mit ihnen? Sind aus den Zauberlehrlingen Meister geworden?«

»So ähnlich«, gab die Teufelstochter zu.

»Dann vernichte sie.«

Wieder nahm das Gesicht von Asmodina einen grünen Schimmer an. Ein Zeichen, wie nahe ihr die Worte ihres Vaters gingen. »Es geht nicht mehr so einfach. Sie sind mir zu mächtig geworden. Ich bekomme sie nicht so ohne weiteres klein. Morasso allein, ja, aber er hat sich Helfer geholt, die eine nie bekannte Stärke aufweisen. Sie entstammen zum Teil anderen Mythologien, gegen die ich nichts ausrichten kann, auch Apep nicht, wie du aus der fernen Vergangenheit selbst weißt.«

»Ja, ja, das kenne ich alles.« Der Teufel grinste häßlich.

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Du sollst mir helfen!«

»Ich?« Kreischend lachte Asmodis auf. Er lachte so sehr, daß aus seinen kalten Augen dunkle Tränen rollten. »Ich werde dir nicht helfen. Du bist ein selbständiges Geschöpf, und du hast mir immer erzählt, daß du mit deinen Problemen, unter die ja auch ein gewisser John Sinclair fällt, allein fertig wirst.«

»Du bist nur zu feige!« schrie Asmodina. »Du bist viel zu feige, denn gegen den Geisterjäger kommst auch du nicht an.«

»Hüte deine Zunge!« zischte der Teufel.

»Stimmt es etwa nicht? Soll ich dein ganzes Imperium zerstören, das doch nur auf einer Lüge aufgebaut ist? Die Menschen hast du die Jahrhunderte über getäuscht. Du bist

nicht der oberste Herrscher der Hölle. Nein, das bist du nicht. Es verhält sich alles ganz anders, und wenn es die Menschen wüßten, würde ihr gesamter Glaube wie ein Kartenhaus zusammenbrechen, das kann ich dir versprechen. Wenn du mir nicht hilfst, dann werde ich ...« Auf einmal schossen Flammen aus seinem Maul. Sie fuhren zischend in Asmodinas Gesicht, wo sie die Haut verbrannten.

Die Teufelstochter brüllte. Zum erstenmal verspürte sie Schmerzen. Es schien ihr, als würde glühendes, flüssiges Metall ihre Haut zerfressen, als der Kopf von den Rammen umhüllt wurde. Sie merkte, wie etwas mit ihrer Gesichtshaut geschah, konnte jedoch nicht sehen, was. Erst als das Feuer abkühlte, hatte sie wieder freie Sicht und schaute Asmodis an.

»Noch einmal diese Worte, und ich werde dich ganz verbrennen!« drohte dieser. »So ist es nur dein Gesicht!« Aus dem Nichts erschien ein Arm und damit eine braune Klaue mit langen Nägeln. Die Klaue hielt eine schwarze, polierte und spiegelnde Fläche umklammert, die tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Spiegel hatte.

Asmodina sah sich darin. Es war ein dämonischer Spiegel, der ihr Gesicht zeigte.

Nichts war von der kalten Pracht geblieben. Die Haut war völlig verbrannt. Schwarz und aufgerauht präsentierte sie sich, und die Teufelstochter sah innerhalb des Spiegels jedes Detail. Nur die Augen blickten hell. Sie erinnerten an zwei Kugeln. Die Haare hatten ebenfalls die Farbe behalten. Nach wie vor leuchteten sie rot. Sie schufen einen harten Kontrast zum Schwarz des Gesichtes.

»Reicht dir das als Antwort?« fragte Asmodis.

Seine Tochter entgegnete nichts. Denn sie hätte nicht anders gehandelt als Asmodis. Bei Dämonen und Wesen der Finsternis gab es keine Beziehungen wie bei den Menschen. Jeder dachte nur an seinen eigenen Vorteil. Er spielte diesen eiskalt aus. Wie Asmodis.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Teufelstochter wieder gefangen hatte. Dann sagte sie: »Ich habe deine Antwort verstanden. Ich weiß auch, daß du selbst genug Probleme hast, denn auch du stehst auf der Liste. Hüte dich, Asmodis. Sollte ich irgendwann nicht mehr sein, wird es nicht lange dauern, dann bist du auch verschwunden!«

»Willst du mir drohen?«

»Nein, das kann ich nicht. Du bist stärker. Du hast es ja durch das Feuer bewiesen. Aber eins sage ich dir. Nimm dir nicht zuviel heraus. Unterschätze mich nicht. Ich werde kämpfen!«

»Auch gegen mich?«

»Bist du mein Gegner?«

»Ich würde dich zerreißen!« schrie der Teufel. Im nächsten Augenblick entstanden wieder die grüngelben Flammen, hüllten das Gesicht nebst Arm und Hand ein, dann war der Satan verschwunden.

Zurück blieb Asmodina. Mit einem zerstörten Gesicht, das wie schwarzes, verbranntes und aufgerauhtes Leder aussah. Die Hände hatte sie zuvor zu Fäusten geballt gehabt. Jetzt hob sie die rechte Hand an und öffnete die Faust.

Ein kleiner Gegenstand lag darin.

Ein silberner Nagel!

Er hatte ihr nichts getan, obwohl er aus geweihtem Silber bestand. Nur ein kaum wahrnehmbarer Abdruck war auf der Handfläche zu sehen. Mehr nicht ...

Und dann flüsterte sie folgende Worte: »Noch habe ich dich nicht, Solo Morasso, aber ich besitze den Nagel. Schon einmal hat er dich getötet, und er wird es auch ein zweites Mal schaffen. Das verspreche ich dir!«

Und diesmal war sie es, die ein gellendes Gelächter ausstieß ...

Ich hätte mich selbst irgendwohin beißen können, denn ich war auf einen Uralt-Trick reingefallen. Mit den Gedanken schon beim Feierabend, lief ich voll in die Falle.

Jemand hatte hinter mir gesprochen. Das gab mir nicht die Gewähr, daß es auch tatsächlich nur ein Typ war, der sich in meinem Rücken aufhielt. Und eine geladene Waffe hielt er sicherlich in der Hand, darauf konnte ich Gift nehmen.

Der Kerl vor mir am Boden drehte sich auf den Rücken und grinste. Dann hob er den Arm und wischte das >Blut< von seiner Stirn. Es war Ketchup, mit irgendeinem Zeug verdünnt. Von weitem hatte es echtem Blut ähnlich gesehen. »Rühr dich ja nicht, Bulle!« zischte auch er und rutschte vor mir über den Boden. Er atmete dabei stoßweise, und kleine graue Wolken standen vor seinen Lippen.

Hinter mir pfiff jemand ein Liedchen, das abbrach, als der Typ vor mir auf die Beine kam und sich das restliche Zeug aus den Haaren schüttelte.

Dicke Tropfen blieben auf dem Boden zurück. Ich stellte mir die Frage, ob sich nicht mein Blut bald mit dem nachgemachten vermischen würde.

»Und nun dreh dich um, Bulle!« Das sagte der Typ, der mich zuerst angesprochen hatte.

Ich kam seiner Aufforderung langsam nach. Die Hände hatte ich dabei erhoben.

Sie waren zu dritt. Vor mir standen zwei, und hinter mir hielt sich noch der angeblich Verletzte auf. Die beiden Typen sahen wirklich nicht so aus, als wäre mit ihnen zu spaßen.

Ich kannte solche Kerle. Die waren mit allen Wassern gewaschen. Eiskalte Soho-Killer und Schläger.

Beide trugen Lederjacken. Die Farbe konnte ich nicht genau erkennen, die Jacken waren aber dunkel. Einer war ein Farbiger. Er hatte große, abstehende Ohren, die wegen der auf dem Kopf sitzenden Pudelmütze besonders auffielen. Auf seiner Oberlippe wuchs ein pechschwarzer Bartflaum.

Der zweite war zwar weiß, aber er schien eine schwarze Seele zu haben. Und ich glaubte sogar, ihn erkannt zu haben. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte ich Darling Roberts auf einem Fahndungsfoto gesehen. Aus welchem Grunde man ihm den Namen Darling gegeben hatte, wußte ich nicht genau. Angeblich hatte er sich als Halbwüchsiger früher mal in der Homoszene angeboten.

Jetzt führte er das große Wort. »Ja, Bulle, da bist du rein-gefallen, nicht?« Er schwenkte seine Waffe, eine Luger-Pistole.

Ich hob die Schultern. »Okay, ihr habt mich. Nur kann ich mir nicht vorstellen, was ihr eigentlich von mir wollt.« Da grinsten beide. Auch der Typ in meinem Rücken lachte. »Bullen sind für uns immer ein besonderes Festessen. Kannst du das nicht verstehen?«

»Nein.«

»Und warum nicht?« Der Farbige hechelte den Satz hervor.

»Weil ich meist unverdaulich bin.«

Jetzt hatten sie ihren Spaß und wieherten. Allerdings nicht so laut, daß es durch die gesamte Garage schallte, denn sie mußten damit rechnen, daß Zeugen auftauchten.

Einen Schalldämpfer hatte der Typ nicht auf die Mündung geschraubt. Diese Tatsache konnte meine Chancen verbessern, denn umbringen wollten die Kerle mich wohl nicht. Dann hätten sie sich anders verhalten. Sie hatten irgend etwas anderes auf Lager.

»Was soll das Gerede? Sagt mir, was ihr von mir wollt.

Auch ein Polizist hat ein Recht auf Feierabend.«

»Willst wohl mit 'ner Süßen auf die Matratze steigen, Bulle, wie?« hechelte der Luger-Träger. »Aber daraus wird nichts. Gar nichts, glaub mir. Denn Jamie wird sich jetzt mit dir beschäftigen. Und vielleicht schneidet er richtig zu. Wer weiß ...?« Er grinste mich an, und die Kanone lag ruhig in seiner Rechten.

Also doch Profis.

Mir wurde es langsam ungemütlich. Jamie war der Schwarze. Und er nickte, als er seinen Namen hörte. Er würde sicherlich gern schneiden, nur womit?

Das Messer schüttelte er sich wirklich aus dem Ärmel. Ob ihr es glaubt oder nicht, Freunde, ich sah kein Heft, sondern nur eine verdammt lange, dünne Klinge, die schon mehr Ähnlichkeit mit einer Stricknadel hatte. Irgendwie war sie an seinem Arm befestigt und fuhr auf einen Kontakt heraus.

Jetzt zeigte sie auf mich. Dann drehte Jamie sie und grinste noch breiter. »Damit kann ich schneiden.«

»Sicher.« Ich nickte. »Gib nur acht, daß du dir nicht ins eigene Fleisch schneidest.«

Jamie lachte. Er konnte sich überhaupt nicht mehr ein-kriegen. Dabei bog er den Oberkörper zurück und drehte den Kopf, um seinen Kumpan anzuschauen.

Auch der sah zu ihm.

Mich ließ er für einen Sekundenbruchteil aus den Augen. Da versuchte ich es. Auch wenn hinter mir der Verletzte stand und ich nicht wußte, ob er eine Waffe auf mich gerichtet hielt.

Ich startete und warf mich gegen Jamie. Meine Handkante wühlte sich durch. Er verzog das Gesicht, das Grinsen erstarre zur Grimasse, dann kippte er mit weichen Knien gegen seinen Kumpan mit der Luger, denn mein Hieb hatte ihn verdammt mitgenommen. Ich hörte ihn pfeifend atmen und auch stöhnen.

»Die Bullensau, dieser Hund - Dieser ...«

Noch hatte Darling seine Kanone. Das gefiel mir gar nicht. Doch in meiner Euphorie hatte ich den dritten Typ ver-gessen. Der angeblich Verletzte wurde sehr schnell aktiv. Er sprang mir in den Nacken. Das wäre nicht einmal so tragisch gewesen, aber er hieb mit beiden Händen zu, und den Schlag vertrug höchstens ein Ochse.

Ich war jedenfalls keiner, kriegte plötzlich keine Luft mehr, weil man meinen Rücken »zerschnitten« hatte, und sah alles nur verschwommen. Die beiden anderen Kerle wurden zu aufgeblähten Ballons.

Jamie hatte noch Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Er wurde nicht mehr von seinem Partner gehalten, und für mich sah er aus wie eine aufgeblasene Bubblegum-Figur. Darling hielt noch seine Pistole fest. Damit schlug er zu. Mein Seh- und auch Reaktionsvermögen waren schwer beeinträchtigt. Was mir so lange vorkam, das geschah in Wirklichkeit innerhalb von Sekunden.

Darling holte nicht einmal weit aus, aber der Waffengriff sollte meine Stirn treffen.

Riesengroß tauchte er vor mir auf, und dann dröhnte etwas gegen meinen Kopf. Gleichzeitig platzte im Schädel einiges auf, jedenfalls hatte ich das Gefühl. Und im nächsten Augenblick meldete ich mich ab. Ich fiel nach vorn.

Zuletzt hörte ich noch ein Dröhnen. Auf die Erde konnte ich nicht gefallen sein, dafür allerdings auf die Kühlerhaube eines abgestellten Wagens. Von ihr rutschte ich langsam nach unten und legte mich auf dem schmutzigen Boden der Tiefgarage lang.

Das war's.

Die drei Schläger jedoch erwachten zu einer fieberhaften Tätigkeit ...

Die Finger waren lang wie Pfeile. Dazu mit spitzen Nägeln, auf denen der grüne Lack glänzte.

Dabei stachen die Hände aus zwei Ärmeln hervor, die zu einem Gewand gehörten, das eine violette Farbe hatte und wie Seide glänzte.

Übergestreift hatte das Gewand eine außergewöhnliche Frau. Ein Wesen, das zu dieser Kleidung paßte, denn die Frau konnte man wirklich mit dem Begriff geheimnisvoll

umschreiben. Und sie tat alles, um das Geheimnis um ihre Person zu bewahren.

Ihr Name: Tanith.

Ihr Beruf: Wahrsagerin und Astrologin.

Ihr Einkommen: sehr hoch.

Gerade das letzte mußte man besonders anmerken, denn in den vergangenen zwei Jahren hatten Hellseher und Wahrsagerinnen eine Hochkonjunktur erlebt. Durch FernsehSendungen und Zeitungsberichte waren sie in aller Munde, und besonders tat sich eine attraktive Schweizerin hervor, die praktisch in ganz Europa ein Begriff war und sogar eine eigene Fernsehschau hatte.

Nicht so Tanith.

Sie haßte Popularität, denn sie brauchte sie nicht. Tanith hatte auch so ihren Kundenstamm, und zu dem zählten die reichsten Leute der Welt.

Der griechische Ölmilliardär suchte sie ebenso auf wie der deutsche Industrielle oder der französische Adelige. Entsprechend hoch waren ihre Honorare, doch die Gäste zahlten gern, denn die Voraussagen einer Tanith trafen fast immer ein.

Bisher hatte sie kaum einen Flop erlebt. Man verließ sich auf sie, und man gab ihren Namen weiter. So wußten die reichen Bekannten ihrer Kunden Bescheid, an wen sie sich zu wenden hatten, wenn es Probleme gab. Und Tanith war ausgebucht. Allerdings verteilte sie die Termine gut, nie mehr als drei in der Woche, denn sie wollte Zeit haben, sich mit ihrem Beruf hobbyistisch zu beschäftigen. Sie hatte die Wirkung der Tarockkarten genau studiert. Sie kannte den Verlauf der Gestirne, wußte, welchen Einfluß sie auf die Menschen hatten, und ihr war bekannt, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge gab, die mit der reinen Astrologie nicht zu erklären waren.

Es war ihr gelungen, mit anderen Kontakt aufzunehmen.

Durch ein Medium hatte sie andere Reiche kennengelernt.

Jenseitsreiche, in denen der Schrecken und die Angst zu Hause waren.

Tanith war wirklich kein ängstlicher Mensch, doch was sie da geboten bekam, das jagte ihr schon Angst ein. Irgendwie hatte sie immer gefühlt, daß es Geister und Dämonen gibt, und diese Theorie war nun durch die Praxis bestätigt worden.

Sie hatte es tatsächlich geschafft, Kontakt zu den anderen Welten aufzunehmen. Sehr intensiven sogar, nur war sie froh gewesen, daß die anderen in ihrer Welt blieben. Sie kamen nicht, hielten sich zurück, und das gab ihr Hoffnung. Allerdings wurde ihr Innerstes auch aufgewühlt. Als Wahrsagerin und Astrologin fühlte sie eine gewisse Verantwortung auf ihren Schultern ruhen. Immer wieder stellte sie sich die quälende Frage, ob sie der Welt nicht Bescheid sagen sollte über das, was sie bei ihren Sitzungen gesehen hatte.

Aber war die Welt überhaupt reif? Würden die Menschen einer modernen Zeit ihr glauben?

Sie rechnete nicht damit, da es zu viele Ignoranten gab, die nur der Technik hörig waren. Und so behielt Tanith ihr Wissen für sich. Aber sie forschte weiter. In langen, nächtlichen Sitzungen nahm sie mit dem anderen Reich Kontakt auf. Sie redete gedanklich mit den Herrschern, und sie erfuhr Dinge, die sie unter allen Umständen für sich behalten wollte. Die Erde war eingekreist.

Eine unbeschreibliche Gefahr lauerte im Dunkel der anderen Dimensionen. Uralte, längst vergessene Dämonen schienen aus einem tiefen, langen Schlaf zu erwachen, um wieder von der Welt Besitz zu nehmen.

Tanith hörte ihre Gespräche, nahm ihre Gedanken auf und erfuhr so manches.

Wer hatte je schon von einer Asmodina gehört, die sich die Tochter des Teufels nannte? Sie nicht und die meisten anderen Menschen auch nicht.

Oder von dem Spuk, der Herrscher im Reich der Schatten sein sollte? Das alles waren Dinge, die Tanith für sich behalten wollte. Die Welt war einfach nicht reif.

Allerdings spürte sie als übersensible Frau, daß etwas in der Luft lag. Irgendeine Entscheidung stand dicht bevor, nur wußte sie nicht, welche Entscheidung dies war. Aber die anderen Welten oder in den anderen Welten war etwas in Bewegung geraten. Eine große Unruhe hatte sich ausbreitet. Sie war wie ein dünner Nebelstreif, der sich allerdings immer mehr verdichtete und bestimmt zu einem Bild wurde, das sie empfangen wollte.

In der letzten Woche hatte sie alle Termine abgesagt, um sich auf die eine große Sitzung vorzubereiten. Sie mußte konzentriert sein, durfte sich nicht ablenken lassen und hatte auch Christina, ihre Sekretärin, nach Hause geschickt. Nun war es soweit.

In der folgenden Nacht sollte die Sitzung stattfinden, um ihr Wissen zu erweitern.

Angst hatte sie kaum gekannt. Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, mußte sie zugeben, daß sie doch etwas bedrückte und ängstlich war.

Die andere Seite, so nannte sie die Dämonen immer, ließ nicht mit sich spaßen, und man konnte sie auch nicht manipulieren. Wenn man etwas von ihnen wollte, dann mußte man sie zwingen, wobei niemand wußte, wie sie reagieren würden.

Positiv für das Medium oder negativ.

Tanith schaute auf ihre Uhr. Der schmale Goldstreifen um das Zifferblatt glänzte, als er von einem Lichtstrahl getroffen wurde. Draußen lag längst die Dunkelheit über Paris.

Tausende von Lichtern glühten. Davon sah Tanith nichts, obwohl ihr kleines Haus an der höchsten Stelle des Künstlerviertels Montmartre stand.

Sie wollte auch nichts sehen, sondern sich auf ihre eigentliche Aufgabe konzentrieren.

Als sie den Vorhang zur Seite schlug, der zwei Räume voneinander trennte, gelangte sie in eine Diele, wo sie ihre Besucher empfing. Auch hier war schon das Flair des anderen, des Fremdartigen zu spüren. Die Besucher betraten eine andere Welt.

Samt an den Wänden. Geheimnisvoll, wenn nicht ein wenig düster das Licht. Die Lampen waren in die Decke eingelassen worden. Ihr Schein fiel in langen Bahnen senkrecht auf den mit einem weichen roten Teppich belegten Boden. Die Garderobe bestand aus schwarzem Holz. Bei der Versteigerung eines Schloßinventars hatte Tanith sie erworben. Das wertvolle Möbelstück hatte ihr damals so gut gefallen, daß sie es direkt kaufte.

Die Garderobe war durch einen Spiegel unterteilt. In seiner Form bildete er einen Kreis. Der Spiegelrand zeigte die zwölf Tierkreiszeichen der Sternbilder.

Diesen Spiegel hatte sie sich anfertigen lassen, und immer wieder wurde er von ihren Kunden und Gästen bewundert. Auch Tanith blieb vor ihm stehen und schaute sich an. Die letzten Tage waren für sie anstrengend gewesen, obwohl sie keine Kunden empfangen hatte. Der Spiegel log nicht. Er gab ihr Gesicht so wieder, wie es in Wirklichkeit war, und er verdeckte auch nicht die Ringe unter ihren Augen, die dunkle Halbkreise bildeten.

Dieser Spiegel war unbestecklich!

Das Haar ließ sich Tanith bei einem Coiffeur dunkel färben. Sie mochte keine grauen Strähnen, und die bekam ein Mensch nun mal, wenn er die vierzig überschritten hatte. Manchmal band sie das Haar zu einem Knoten im Nacken zusammen, was ihrem Gesicht dann einen strengen Ausdruck verlieh. An diesem Abend jedoch hatte sie es lang auf ihre Schultern fallen lassen.

Man merkte ihr an, daß slawisches Blut in ihren Adern floß. Und in der Tat stammte sie aus Ungarn. Sie hatte dieses Land als junges Mädchen während des Einmarsches der

Russen verlassen und in Paris eine zweite Heimat gefunden. Ihre Eltern kannte sie nicht. Sie sollten jedoch einem alten Zigeunergeschlecht entstammen.

Die Nase war leicht gebogen, der Mund vielleicht ein wenig zu schmal, und ihr Gesicht hätte ein wenig herb ausgesehen, wenn da nicht die beiden Augen gewesen wären. Sie waren wirklich das Besondere an ihr. Dunkel, geheimnisvoll und angefüllt mit einer inneren Glut, glichen sie zwei kostbaren Perlen. Diese Augen spiegelten die Gefühle der Frau wider. Sie konnten traurig, aber auch feurig blicken. Sinnlich und hart, ebenso warnend und verschleiert.

Das wechselte je nach Empfindungen und Stimmung.

Die Figur der Frau war unter dem langen, umhangähnlichen Hausmantel nur zu ahnen, doch die Frau achtete sehr auf ihren Körper, der noch die Straffheit und Jugendlichkeit einer 25jährigen hatte.

Abermals warf sie einen Blick auf die Uhr.

Noch zwei Minuten, dann mußte sie kommen. Sie - das war ihr Medium, eine junge Malerin, die sich mehr schlecht als recht durchs Leben schlug und von dem existierte, was sie verkaufte. Es war wenig genug, denn mit ihren Bildern lag sie nicht im Trend. Im Gegensatz zu Tanith, der Astrologin. So manchen Franc hatte ihr die Wahrsagerin zugesteckt, denn das Medium war für sie sehr wertvoll. Lucille hieß die Kleine.

Zwanzig Lenze zählte sie, doch sie hatte mehr erlebt als mancher Greis. Dieses Medium hatte Welten gesehen, die den Augen eines Normalsterblichen verschlossen waren. Hineingeschaut hatte sie in die Reiche der Dämonen, kannte manche Strukturen und hatte sie der Astrologin mitgeteilt.

Es schellte.

Warm und weich war der Klang des Gongs. Er füllte die Diele aus und verhallte nur allmählich.

Tanith straffte sich. Ihre dunklen Augen blitzten. Jetzt war

es soweit. Nun gab es kein Zurück mehr für sie. Mit festen Schritten ging sie zu der hohen Tür und zog sie auf. Kälte fuhr in den Raum. Ein Wagen fuhr mit abgeblenden Lichern auf der Straße an ihrem Haus vorbei. Aus seinem Auspuff quoll eine helle Fahne und zerflatterte. Lucille stand auf der schmalen Treppe. »Da bin ich«, sagte sie leise.

»Bitte, komm herein«, erwiderte die Astrologin. Sie gab den Weg für die Besucherin frei.

Um Lucilles Lippen spielte ein leichtes Lächeln, als sie auf der Matte den Schneematsch von ihren Schuhen trat und in die Diele schritt. Tanith schloß die Tür und drehte auch den Schlüssel herum. Niemand sollte sie jetzt stören.

Lucille war ein wenig unvorteilhaft gekleidet. So zog sich kein junges Mädchen in der heutigen Zeit an. Sie trug einen grauen Mantel, dessen Schnitt vor zwanzig Jahren einmal modern gewesen war. Die braunen Schuhe hatten schief-gelaufene Absätze, und die dunklen Wollstrümpfe ließen die Beine plump erscheinen.

Tanith half ihrem Medium aus dem Mantel. Darunter trug Lucille einen braunen Pullover mit Rollkragen.

»Wie fühlst du dich?« fragte die Astrologin.

»Gut.«

»Wirklich?«

Lucille nickte. Sie hatte Naturkrause, und die blonden Locken bewegten sich heftig. Wie kleine Spiralen schwangen sie auf und nieder. Das Gesicht des Mädchens war schmal. Lucille trug Haftschalen, weil sie schlecht sehen konnte. Sie gehörte zu den Typen, die von den Männern auf der Straße übersehen wurden und für die man den Begriff Mauerblümchen geprägt hatte.

Auch von der Psyche her war Lucille eher still, bescheiden, zurückhaltend und manchmal sogar ängstlich. Sie hatte an ihrer Begabung schwer zu tragen. Deshalb zog sie sich in ihr Schneckenhaus zurück.

Tanith hängte den Mantel auf. »Hast du gegessen?« erkundigte sie sich.

»Ja.«

Als Lucille rot wurde, lachte Tanith auf. »Warum lügst du? Ich höre deinen Magen knurren. Komm mit, ich habe ein wenig vorbereitet.«

Sie gingen in die Küche.

Hier gab es nichts Geheimnisvolles. In diesem Raum regierte die moderne Technik. Eine Mischung aus blitzendem Stahl und weißem Kunststoff.

Die Hähnchenschenkel standen auf dem Tisch. Dazu gab es Stangenbrot und einen trockenen Rotwein.

»Bitte, iß.«

»Danke.« Lucille nahm Platz und griff nach einem Schenkel. Während sie kräftig hineinbiß - sie hatte wirklich Hunger - schaute sie Tanith an.

»Woran denkst du?« fragte die Astrologin.

»Ich weiß es nicht.«

Taniths Lippen kräuselten sich. »Das gibt es nicht. Du mußt doch wissen ...«

»Doch, das gibt es. In meinem Kopf ist alles so seltsam. Es geht so durcheinander ...«

»Das legt sich wieder.«

»Ich hoffe es.«

Die nächsten zwei Minuten vergingen schweigend. Lucille aß mit gutem Appetit und nahm auch ab und zu einen Schluck von dem Roten. Als sie die letzten Fleischstücke hinuntergeschluckt hatte, wischte sie sich an einem bereitliegenden Tuch die Hände ab.

»Möchtest du eine Zigarette?« fragte Tanith.

»Bitte.«

Die Wahrsagerin gab ihr eine. Lucilles Hände zitterten ein wenig, was Tanith wohl bemerkte. Tief sog das Medium den Rauch ein, lehnte sich zurück und schloß die Augen halb.

»Hast du Bilder verkauft?«

»Nein, nichts.« Lucille ließ den Rauch durch ihre Nasenlöcher ausströmen. »Die Menschen mögen meine Kunst nicht, Sie ist ihnen zu fremd. Ich kann aber nicht das malen, was sie wollen. Ich muß meine Empfindungen, meine Gefühle und damit auch meine Seele zeigen.« Sie beugte sich heftig vor. »Stimmt doch - oder?«

»Natürlich.« Tanith kannte Lucilles Bilder. Sie hatte selbst einige erworben. Diese Bilder zeigten einen Wirrwarr aus düsteren Farben, und sie dokumentierten die innere Zerrissenheit, die Lucille an manchen Tagen depressiv erscheinen ließ. Aber sie sprachen auch von einem Gefühl der Wärme, von der Suche nach Geborgenheit, und sie verkündeten von anderen Welten, die jenseits der normalen lagen.

Lucille drückte die Zigarette aus. Dann legte sie ihre Hände auf die Tischplatte und schaute Tanith auffordernd an.

»Sollen wir?«

»Ja.«

Beide Frauen standen auf. Tanith legte einen Arm um die Schultern des Mediums und führte es aus der Küche in das Arbeitszimmer der Astrologin.

Viele Menschen glauben, daß das Arbeitszimmer einer Wahrsagerin einer Hexenküche gleicht. Bei einigen mag das ja zutreffen, nicht so bei Tanith. Dieses Zimmer war fast nüchtern eingerichtet und praktisch in zwei Hälften unterteilt.

In einer, rechts von der Tür aus gesehen, stand ein alter, wertvoller Schreibtisch. In der Ecke daneben, wo sich auch das Fenster befand, es war in einen kleinen, ausgebauten Erker hineingepaßt, standen zwei Sessel und eine kleine Rundcouch. Der Tisch zwischen ihnen war aus Metall und hatte eine Schieferplatte.

Die andere Hälfte des Zimmers lag ein wenig im Halbdunkel. Die Lampen gaben nur soviel Licht, wie eben

nötig war. Sie ließen auch den runden Meditationstisch und die mit dunklem Stoff bezogene Couch aus, so daß niemand geblendet werden konnte, der am Tisch saß oder auf der Couch lag.

Neben der Couch stand ein Produkt der modernen Elektronik. Eine sehr teure Anlage, deren Turm durch das hochkant gestellte Tonband seinen Abschluß fand. Auf diesen Bändern nahm die Astrologin jedes Gespräch auf, falls sich ihr Kunde nicht eindeutig dagegen aussprach. Vor einer halben Stunde noch hatte sie ein neues Band aufgelegt, so daß sie das Gespräch mit ihrem Medium aufzeichnen konnte.

Neben der Anlage bedeckten Regale die Wand. Sie waren vollgestopft mit Büchern, meist Fachliteratur. Es waren alte Werke darunter. Tanith hatte sie nur unter großen Schwierigkeiten erworben, denn Bücher des Spätmittelalters gab es so gut wie nicht mehr zu kaufen, auch wenn man horrende Summen dafür bot.

Gerade diese Literatur hatte es Tanith angetan. Was die Menschen damals schon alles gewußt hatten, war phänomenal. Und sie hatten Erklärungen für Phänomene gefunden, nach denen die moderne Wissenschaft heute vergeblich sucht.

Nostradamus-Weissagungen - waren nicht zahlreiche von ihnen eingetroffen? Hatte dieser große Mann des Mittelalters mit seinen Worten nicht Ereignisse beschrieben, die die Menschen der Gegenwart direkt betreffen?

Auch hatte er den Untergang des Abendlandes vorausgesagt. In einigen Jahren sollte er stattfinden. Tanith dachte mit Schrecken daran, was sich im Reich der Dämonen abspielte. Welche Umstürze und Umstrukturierungen es dort gab, all dies deutete auf eine schreckliche Veränderung hin, die auch den Untergang des Abendlandes herbeiführen konnte.

Ihr Blick traf das Gesicht des Mediums. Es war möglich, daß Tanith in den nächsten Stunden mehr erfuhr. Vielleicht

auch etwas über die Weissagungen eines Nostradamus, denn Lucille war wandelbar. Sie konnte wirklich Dinge sehen, die anderen verschlossen blieben.

Die Wahrsagerin war nicht ohne Grund an das hohe Bücherregal getreten. Sie holte etwas hervor, das auch an die Zeit aus dem Mittelalter erinnerte.

Eine Kristallkugel.

Sie stand auf einem schwarzen Ständer. Zwei geöffnete Hände waren nach außen gebogen und umfaßten das Unterteil der Kugel. Die Kugel selbst schimmerte weißrot. Das Glas bestand aus winzigen wabenförmigen Mustern, und wenn Licht auf die Kugel fiel, wurde es gebrochen und erzeugte ein geheimnisvolles Bild, das aus der Jenseitswelt in die Kugel projiziert wurde.

Manchmal verzerrt, dann wieder klar und scharf.

Mit beiden Händen umfaßte die Wahrsagerin die Kugel und stellte sie auf den Tisch.

Lucille lag bereits rücklings auf der Couch. Sie hielt die Augen halb geschlossen, ihr Gesicht hatte weichere Formen angenommen, ein Zeichen, daß sie sich konzentrierte.

Die Astrologin kannte ihre Medien genau. Sie wußte auch, daß Lucille nicht gestört werden durfte. Selbst das Ticken der alten Wanduhr störte sie, deshalb stellte Tanith die Uhr ab.

Dann setzte sie sich an den Tisch. Und zwar so, daß sie ihr Medium anschauen konnte.

Tanith schaute über die runde schwarze Platte hinweg und blickte in das Gesicht ihres Mediums.

»Wie fühlst du dich, Lucille?«

»Gut.«

»Können wir beginnen?«

»Ja.«

Tief atmete Tanith durch. Auch sie war innerlich erregt, und es gelang ihr nicht, diese Nervosität abzuschütteln. So etwas geschah höchst selten. Sie schüttelte sich, als

würde ein Schauer über ihren Rücken rieseln.

Instinktiv ahnte die Frau, daß etwas Großes, aber auch Unheimliches bevorstand. Und eine innere Stimme sagte ihr, die Finger davon zu lassen. Sie sollte die Geister nicht wecken, die im Verborgenen lauerten.

Andererseits wollte sie es endlich wissen, und sie begann mit der Seance ...

Lange war ich nicht weggetreten, aber das Erwachen war ebenso schlimm, als hätte ich mich für einen halben Tag im Reich der Träume befunden.

Als ich die Augen aufschlug, da dröhnte etwas in meinen Ohren. Ein rhythmisches Hacken, das jedoch verstummte, weil ich mich zur Seite bewegt hatte.

Eine Frauenstimme kreischte: »Da, sieh doch, Charles!

Dieser Kerl. Er liegt da.«

Charles lachte hart. »Wahrscheinlich betrunken.«

»Widerlich, diese Penner.«

»Dabei sieht er gar nicht so aus.«

»Komm, Charles, das hört sich ja an, als hättest du Mitleid mit dem Kerl.«

»Naja, ich ...«

»Denkst wohl daran, wie du mal so gelegen hast!«

»Habe ich nie, Maggie. Ich habe mir wohl mal einen gönnt, aber ich bin immer noch auf meinen eigenen Füßen nach Hause gekommen. Aufgelesen hat mich nämlich noch niemand.«

»Dann bleib nicht länger stehen.«

»Okay.«

Wieder die Schritte. Diesmal hastiger, als sie sich entfernten. Dann schlug eine Tür zu, und ich hatte Ruhe.

Wie eine gewaltige Wurst sah der Reifen neben mir aus.

Ich lag so nahe bei ihm, daß ich genau das Profil erkennen konnte, und irgendwie hatte ich das Gefühl, daß der Reifen

zu meinem Bentley gehörte. Ich bewegte mich ein wenig zur Seite, wobei es in meinem Schädel anfing zu hämmern, sah die Stoßstange, streckte den Arm aus, hielt mich an ihr fest und quälte mich auf die Beine.

Der erste Versuch ging in die Hose. Ich fiel wieder zurück und landete hart auf beiden Kniescheiben. Dann versuchte ich es ein zweites Mal. Jetzt klappte es besser. Allerdings stand ich wie das berühmte schwankende Rohr im Wind, mußte mich abstützen, beugte meinen Kopf nach vorn und schaute auf die Motorhaube des Silbergrauen.

Mir war übel, unter meiner Schädeldecke veranstalteten kleine Teufel ein Feuerwerk, und sogar in meinen Ohren schmerzte es. Ich biß die Zähne zusammen und hatte plötzlich auf die Schläger einen unheimlichen Zorn. Wenn ich die zwischen die Finger kriegte, würden sie erst einmal hinter Gittern landen.

Aber warum hatten sie mich angegriffen?

Das war die Frage. Wollten sie mich nur ausrauben, oder bezweckten sie etwas anderes damit?

Ausrauben, das war es!

Wahrscheinlich hatte ich es mit Straßenräubern zu tun gehabt, die scharf auf ein paar Pfund gewesen waren. Mit der linken Hand stützte ich mich weiter ab, mit der rechten fühlte ich nach meiner Brieftasche. Sie war weg!

Wie hätte es auch anders sein können. Ebenso war meine Beretta verschwunden und auch die Geldbörse. Nur das Kreuz hatten sie mir gelassen.

Ich fluchte. Hin und wieder unterbrochen von den bohrenden Kopfschmerzen. Dabei fühlte ich mich nicht in der Lage, allein in die Wohnung hochzufahren. Ich wollte mich erst ein wenig ausruhen. Und das konnte ich am besten in meinem Wagen.

Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Es war schwer für mich, das Gleichgewicht zu behalten. Ohne mich abzustützen, schaffte ich es wirklich nicht. An der

Regenrinne des Daches hielt ich mich fest und suchte nach den Autoschlüsseln.

Auch sie waren verschwunden.

Jetzt konnte ich mich nicht einmal mehr in den Wagen setzen.

Meine Wut wurde noch größer. Ich glitt einen Schritt vor und stieß mit der rechten Schuhspitze gegen einen auf dem Boden liegenden Gegenstand.

Sofort hielt ich inne, denn ich hatte ein Geräusch vernommen, das an ein leichtes Klinke erinnerte. Als ich unter großen Mühen den Kopf senkte, sah ich auch, wogegen ich gestoßen war.

Vor mir lag mein Schlüsselbund. Und nicht nur er. Auch meine Brieftasche fand ich wieder und die Geldbörse. Sie waren zum Glück nicht unter den Wagen gefallen, als sie vom Schlüsselbund weggestoßen worden waren.

Aber ich mußte mich bücken.

Eigentlich ein Klacks. In meinem Zustand jedoch glich es einem kleinen Horrortrip.

Fest mußte ich die Zähne zusammenbeißen. Mehrmals hatte ich Mühe, das aufkommende Schwindelgefühl zurückzudrängen, und als ich die persönlichen Dinge schließlich in den Händen hielt, da war ich wirklich ziemlich geschafft.

Meine zitternden Finger konnten den Wagenschlüssel kaum halten, als ich die Tür aufschloß. Wie ein alter Mann, der sich kaum bewegen kann, ließ ich mich in den Sitz fallen. Geldbörse und Brieftasche lagen in meinem Schoß. Ich schaute nach.

Zwei Schilling hatte man mir noch gelassen. Ein ver-dammerter Hohn. Ungefähr 22 Pfund waren weg, dagegen hatten sich die Räuber nicht für meine Papiere interessiert. Obwohl sie auf dem Schwarzmarkt damit auch einiges hätten verdienen können. Mehr, als sie mir abgenommen hatten. Wahrscheinlich dachten sie nicht soweit.

Ich steckte beides ein. Die Tür hatte ich offengelassen. So weit es ging, lehnte ich mich in den Sitz zurück und lag mit dem Hinterkopf an der Stütze.

Erst einmal atmete ich tief durch. Das tat wirklich gut. Ich merkte, wie sich mein Kreislauf stabilisierte und es mir besser ging. Ich hob den rechten Arm und fühlte dort nach, wo mich der Hieb getroffen hatte.

Eine Beule zierte meine Stirn. Der Pistolengriff hatte exakt die Stelle zwischen den Augen markiert. Wahrscheinlich würde mir ein Horn wachsen, so daß ich zum Gespött der anderen Kollegen wurde.

Der Polizeibeamte in mir meldete sich. Immer wieder überlegte ich, ob diese Typen wirklich nur einen Überfall auf mich vorgehabt hatten oder ob etwas anderes dahintersteckte. Die zweite Möglichkeit war auf keinen Fall auszuschließen, denn ich hatte Gegner genug. Die Dämonen schickten zumeist ihre eigenen Geschöpfe, um mich zu attackieren. Wenn Gangster oder Straßenräuber auftraten, war meist ein anderer im Spiel.

Logan Costello!

Er gehörte ebenfalls zu meinen Feinden. Nicht erst einmal hatte er seine Leute losgeschickt, um mich zu überfallen, doch das waren immer härtere Kaliber gewesen als die drei in der Tiefgarage. Denn die anderen schossen zuerst, danach stellten sie die Fragen, die sie sich meistens sparen konnten. Ein Geräusch schreckte mich aus meinen Gedanken hoch. Es war außerhalb des Wagens aufgeklungen, und es hörte sich an, als würde jemand im Hintergrund schmatzen oder schlürfen.

Ich wurde vorsichtig.

Zuerst ein Blick in den Rückspiegel. Ich sah wohl einige abgestellte Wagen, zwei Säulen und Gangausschnitte, aber keinen Gegner, der sich an meinen Wagen heranschleichen wollte.

Im Innenspiegel bot sich das gleiche Bild. Trotzdem war

ich sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Da schlich irgend etwas heran und kam immer näher, denn jetzt waren die seltsamen Geräusche abermals zu hören.

Mein Herz schlug schneller. Ich verfluchte den Umstand, daß die Kerle meine Beretta an sich genommen hatten. Nun war ich so gut wie waffenlos - bis auf das Kreuz natürlich. Wenn es kein dämonisches Wesen war, das sich meinem Wagen näherte, dann sah es übel aus, denn mit dem Kreuz konnte ich gegen einen normalen Menschen überhaupt nichts ausrichten.

Ich runzelte die Stirn, als sich das Geräusch wiederholte. Es war mir nicht fremd, denn in der letzten Zeit hatte ich es des öfteren vernommen. So hörten sich Ghouls an, wenn sie auf Beutezug waren.

Sollte hier unten wirklich ein Ghoul lauern?

Auszuschließen war so etwas nie. Da konnte mir jemand eine geschickte Falle gestellt haben, mich erst kampfunfähig zu schlagen, um danach den Ghoul zu schicken.

Ich dachte an meine Ersatz-Beretta, die im Handschuhfach lag, und wollte mich gerade vorbeugen, als mir der Geruch in die Nase drang.

Leichengestank!

Widerlich zu riechen. Er trieb in den Wagen hinein.

Diesmal irrite ich mich nicht.

Es war tatsächlich ein Ghoul, der sich meinem Wagen näherte. Oder zumindest ein mit ihm verwandter Dämon. Ich duckte mich zusammen und stieß die Tür noch weiter auf. Im Wagen sitzenzubleiben war zu gefährlich. Ich mußte raus, wenn ich meinen Gegner stellen wollte. Nur so hatte ich eine reelle Chance.

Ich schwang beide Beine herum. Gleichzeitig streifte ich die Kette, an der das Kreuz hing, über meinen Kopf. Jetzt hielt ich eine sehr starke Waffe in der Hand. Ihr hatte der Ghoul nichts entgegenzusetzen.

Mit beiden Füßen berührte ich den Boden. In meinem

Schädel begann wieder das Stechen. Ich riß mich zusammen, darum konnte ich mich einfach nicht kümmern. Kaum stand ich neben dem Bentley, als ich ihn schon sah. Der Ghoul befand sich links von mir, sogar offen in dem langen Mittelgang. Es machte ihm nichts aus, ob er nun gesehen wurde oder nicht. Der hatte wirklich Nerven. Dann traf mich der Schreck.

In meinem Leben hatte ich viele Ghouls gesehen. Ich kannte ihre Gestalten, sie waren mal teigig, mal halbflüssig, mal plump und auch wie Menschen anzusehen.

Dieser jedoch übertraf alle.

Vor mir sah ich eine große schleimige Kugel. Ungefähr doppelt so groß wie ein Fußball. Die Kugel schimmerte bräunlich-grün, und mit Bestimmtheit konnte ich sagen, daß es kein Ghoul im eigentlichen Sinne war, sondern mehr ein Mittelding zwischen Ghoul und Monster, denn als sich die Kugel bewegte, da klappte ein Maul auf.

Und was für eins.

Es war so groß wie die Gestalt selbst. Dementsprechend wirkte das Gebiß. Dieses widerliche, runde, schleimige Ding bestand fast nur aus Zähnen.

Ekelerregend ...

Und es kam näher.

Es wollte mich erledigen.

Ich ging auf noch ziemlich wackligen Beinen um den Wagen herum, bis ich vor der Kühlerschnauze stand und schräg auf den Ghoul hinabschauen konnte.

In der rechten Hand hielt ich die Kette. An ihrem Ende baumelte das Kreuz, und ich ließ es hin- und herpendeln, so daß der Ghoul es sehen mußte.

Augen hatte das Wesen. Hellgraue Knöpfe in der schleimigen Masse. Sie bewegten sich mal nach rechts, dann wieder nach links. Dabei rollten sie noch, quollen hervor, wichen danach wieder zurück und hielten mich unter Beobachtung.

Weit klappte der Ghoul seine beiden Kiefer auseinander. Wieder sah ich die Zähne. Er bewegte sich auch noch mehr auf mich zu, und ich ließ ihn kommen. Ich wollte ihn so weit haben, daß ich mein Kreuz in sein gräßliches Maul stoßen konnte.

Er kam, er tat mir den Gefallen. Die Schmerzen in meinem eigenen Kopf spürte ich überhaupt nicht mehr, ich hatte nur Augen für den Ghoul und konzentrierte mich auf ihn.

Jetzt befand er sich so dicht vor mir, daß er schon meine Fußspitzen berührte.

Ich senkte den rechten Arm. Schnell führte ich die Bewegung durch, damit dieses kugelige, widerliche Wesen nicht schon sein Maul zuklappen konnte.

Ich hatte Glück.

Das Kreuz verschwand im Rachen dieses Horrorwesens und bohrte sich tief in sein Fleisch.

Das war's also.

Eine Sekunde verging, eine zweite, auch eine dritte. In meinem Gehirn schien etwas ausgerastet zu sein, denn ich begriff erst gar nicht, was da passiert war. Das Wesen lebte noch. Und es gab ein häßliches Geräusch von sich, das mich an ein sattes Schmatzen erinnerte.

Langsam schloß sich sein Maul.

In einer reaktionsschnellen Bewegung zog ich mein Kreuz hervor, schaute es für einen Moment an, und erst jetzt traf mich die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl.

Das Kreuz hatte nicht reagiert!

Das Schweigen lastete wie eine Wand zwischen den beiden Frauen. Lucille, dem Medium, und der Astrologin mußte es gelingen, eine Einheit zu schaffen. Sie mußten verschmelzen. Die eine sollte die Gedanken der anderen erfassen können.

Auch Tanith hielt die Augen geschlossen. Ihre Hände

umkrampten die Kugel. Die Wahrsagerin konzentrierte sich jetzt nur noch auf ihr Medium, als wollte sie dessen Seele erforschen.

Und sie spürte es.

Da war etwas im Zimmer. Physisch nicht sichtbar, nicht zu erfassen, aber es lebte und existierte. Ein Wesen, ein Geist, der sich vortastete und versuchte, die Dimensionen zu überbrücken, um in die anderen, geheimnisvollen Länder zu gelangen.

Wenn er es schaffte und von dort Eindrücke mitbrachte, dann wurden diese in der geheimnisvollen Kugel sichtbar, denn die Kugel und auch Tanith waren das Band, das Lucille hielt.

Noch war es ruhig. Nur der Atem des Mediums durchdrang die Stille. Tanith warf einen Blick über die Kugel in das Gesicht der blonden Lucille.

Ihr Medium lag ruhig da. Es war nicht innerlich erregt, sondern schien nur zu schlafen, und zwar mit offenem Mund, denn wie Lucille immer behauptete, stieg ihre Seele aus dem Mund hinaus ins Freie, ohne daß andere sie dazu aufforderten. Tanith hatte dies auch nicht getan, sie ließ Lucille gewähren.

Sie gab ihr Zeit, bevor sie das Mädchen ansprach. »Lucille, hörst du mich?«

»Ja.« Die Lippen bewegten sich kaum bei dieser Antwort.

»Wie geht es dir?«

»Es geht mir gut.«

»Was siehst du?«

Obwohl Lucille die Augen geschlossen hielt, gab sie an, was sie sah.

»Das Zimmer hier. Ich sehe mich, ich sehe dich. Ich sehe die Kugel und deine Hände, die Möbel, die Bücher, die Fenster und die Tische. Alles, alles sehe ich, wirklich ...«

»Reicht es dir, was du siehst, Lucille?«

»Nein.«

»Möchtest du mehr sehen?«

»Gern.«

»Dann verlasse das Zimmer.«

»Aber wo soll ich hin?«

Tanith warf einen knappen Blick auf die sich drehenden Tonbandspulen. »Vielleicht dorthin, wo die Geister leben. Dein Geist hat doch den Körper verlassen - oder?«

»Ja.«

»Dann flieg dorthin. Überwinde die Dimensionen. Geh ein in das andere Reich und sage mir, was du alles siehst.

Bitte ...«

»Ich - ich kann nicht.« Nach diesen Worten zeigte das Medium zum erstenmal eine Reaktion. Lucille öffnete den Mund. Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen erkannte Tanith den Schweißfilm auf ihrer Stirn. Die Haut glänzte feucht, auch auf der Oberlippe lagen winzige Perlen. Schwer sog sie den Atem in die Lungen. Sie zitterte dabei, ein Zeichen, daß die Seance sehr an ihren Kräften zehrte. Tanith ließ sie einige Zeit in Ruhe. Sie kannte das Spiel. Ihr Medium würde sich gleich wieder erholen. In der Tat atmete Lucille schon bald ruhiger und gleichmäßiger. Den ersten Ansturm der fremden Magie hatte sie abgeblockt und verkraftet.

»Wie fühlst du dich?« erkundigte sich die Astrologin nach einer Weile.

»Es geht.«

»Ist dein Geist noch immer draußen?«

»Ja, er kreist im Zimmer, aber er will wieder zurück. Das spüre ich deutlich. Ich will ihn daran hindern, ich will ihn lenken ...«

»Warum möchte er zurückkehren?«

»Weil - weil er Angst hat. Die anderen Welten, sie sind viel zu schlimm und schrecklich.«

»Woher weiß er das? Hat er sie denn gesehen?«

»Nein, das nicht, aber er hat es gefühlt. Ja, ganz deutlich

hat er es gefühlt, wirklich ...«

»Das versteh ich nicht. Wie kann er nicht sehen und doch fühlen?«

»Die Ausstrahlung ist einfach zu stark. Ich komme nicht dagegen an. Das andere wehrt sich ...«

Tanith, die Astrologin, wußte genau, daß ihr das Medium nichts vorspielte. Wenn Lucüle so redete, befand sie sich wirklich in einer mißlichen Situation. Dann war die Gefahr groß. Tanith hatte solche Experimente oft unterbrochen, und sie spielte auch diesmal mit dem Gedanken einer Unterbrechung, dann aber dachte sie daran, was alles auf dem Spiel stand. Sie erinnerte sich an die schrecklichen Voraussagen des Nostradamus, die in einigen Jahren eintreffen würden, und sie wollte darüber mehr in Erfahrung bringen.

Aber setzte sie damit nicht das Leben des Mediums aufs Spiel? Würden die anderen Kräfte so stark sein und das Leben, Lucilles Leben zerstören? Es war die Frage, die Tanith quälte. Sie trieb ein Spiel mit dem Feuer. Ein Menschenleben war in Gefahr, wenn sie weitermachte. Dies hier war etwas anderes als die Erstellung eines Horoskops, und sie senkte den Blick, um in ihre Kugel zu schauen. Zeigte sich vielleicht dort ein Bild? Konnte sie möglicherweise aus der Kugel einiges herauslesen?

Das Glas gab keine Antwort. Auch im Innern der Kugel zeigte sich nichts, sie blieb stumm.

Wenn sie die Hände von der Kugel wegnahm, dann war die Verbindung zwischen ihr, der Kugel und dem Medium gerissen, denn die geheimnisvollen Kräfte wirkten dann nicht mehr.

Noch zögerte sie. Sie stand dicht vor der Schwelle zum Wissen. Tanith ahnte, daß der Geist des Mediums in Dimensionen eindrang, die nie eines Menschen Auge gesehen hatte.

Da mußte was geschehen.

»Tanith!«

Es war ein leiser Schrei, den Lucüle ausstieß, und die Wahrsagerin erschrak.

»Was hast du?«

»Verbindung, Tanith. Ich habe Verbindung. Wirklich. Ich sehe es wieder.«

Plötzlich war die Spannung zurückgekehrt. »Was siehst du wieder, kleine Lucüle?«

»Die Welt, die andere Welt! Meine Güte ...«

Sie mußte etwas Schreckliches sehen, das merkte Tanith sofort. Unruhe entstand, als sich das Medium nicht mehr halten konnte und sich von einer Seite auf die andere warf. Lucilles Gesicht war blaß geworden, durchscheinend, und Tanith glaubte, sogar die Knochen unter der Haut erkennen zu können.

Sollte sie jetzt abbrechen?

Ja, sie mußte es tun. Sie konnte dem Medium nicht noch mehr zumuten.

Tanith wollte ihre Hände von der Kugel lösen, als sie das Bild sah. Es war eine schreckliche Vision, und sie schwamm im Innern der geheimnisvollen Kugel wie in einem Meer. Noch nie in ihrem Leben hatte die Astrologin so etwas gesehen.

Sie sah das Höllentor!

Wahnsinn! schrie es in mir. Das gibt es nicht! Das Kreuz muß doch reagieren! Das Wesen hätte die Kraft des Lichts spüren und zerplatzen müssen.

Das war nicht geschehen. Nach wie vor befand es sich am Boden und hatte sogar das Maul aufgerissen, wobei es mir seine gräßlichen Reißzähne zeigte.

Sie würden zupacken - sie packten zu!

Ich war noch immer in Gedanken und dachte darüber nach, aus welchem Grunde mich das Kreuz im Stich ge-

lassen hatte, deshalb reagierte ich nicht so schnell wie sonst. Gierige Zähne verhakten sich in meinem Hosenbein, zerrten daran und bissen sich durch.

Wütend und haßerfüllt drosch ich mit der rechten Hand zu. Ich hielt darin mein Kreuz und hämmerte den ge-weihten Talisman in die weiche Masse.

Fast verschwand meine Hand darin, und ich hoffte noch darauf, daß mein Kreuz reagieren würde.

Es blieb stumm.

Statt dessen reagierte das dämonische Wesen. Er ließ meine Hose los und riß abermals sein Maul auf, um die Zähne mit einem schnellen Biß in meine Waden zu schlagen. Diesmal allerdings reagierte ich richtig. Mit einem hef-tigen Satz sprang ich zurück, so daß mich die Zähne dieses dämonischen Widerlings verfehlten. Sie klackten aufein-ander. Das Geräusch hörte sich an, als würden Knochen gegeneinander geschlagen.

Ich holte tief Luft.

Mein Blick zuckte von einer Seite zur anderen. Da stand der Bentley! In seinem Kofferraum lag mein Einsatzkoffer. An ihn konnte ich nicht heran, denn das Schleimwesen griff erneut an. Und diesmal hatte es sich etwas Neues einfallen lassen.

Bevor ich mich versah, wuchtete es seinen runden Körper in die Höhe.

Jetzt wirkte es auf mich wie eine gefährliche Kanonen-kugel. In Gesichtshöhe blieb es für einen Moment stehen, dann erschien es riesengroß vor meinen Augen.

Bei normaler Konstitution und Reaktion wäre es keine Schwierigkeit gewesen, diesem dämonischen Ball auszu-weichen. Ein Sprung zur Seite hätte genügt. Aber ich war durch den gemeinen Schlag gegen die Stirn zu sehr ge-handikapt, und meine Reaktionszeit war doppelt so lang wie normal.

Als Schutz riß ich noch die Arme in die Höhe, dann warf

ich mich zu Boden und spürte im Fall den Schmerz an meinem rechten Handgelenk, wo mich die verdamten Zähne getroffen hatten.

Sie waren durch den Stoff gedrungen, hatten ihren Weg zur Haut gefunden und diese aufgerissen.

Ich schlug auf.

Am liebsten hätte ich geschrien, denn der Schmerz zuckte bös durch meinen Schädel. Sterne platzten vor meinen Augen auf, die sich in rote Kreise verwandelten. Mein Kopf schien zerspringen zu wollen, doch trotz dieser Widrigkeiten sagte mir mein Selbsterhaltungstrieb, daß ich nicht auf dem Boden liegenbleiben durfte. Dieses unheimliche Wesen würde mich zerreißen.

Ich rollte mich um meine eigene Achse, zog den linken Arm an und stützte mich auf.

Zwei Dinge nahm ich wahr.

Das Wesen stand in der Luft und drehte sich wie ein Kreisel. Dabei lösten sich Tropfen von der widerlichen schleimigen Kugel, und sie spritzten wie ein Regen durch die Garage. Wo sie aufprallten, zerplatzten sie und bildeten weitere kleine Tropfen, die zusammenliefen und zu Lachen wurden.

Dann hörte ich, daß ein Wagen in die Garage fuhr.

Mein Herz schlug plötzlich schneller. Innerhalb des Autos saßen Unschuldige, und durften auf keinen Fall dem Ungeheuer in die Quere gelangen.

Scheinwerferlanzen wischten geisterhaft über die Wände und glitten an den abgestellten Wagen entlang. Ich hatte hinter einer der tragenden Säulen Deckung gefunden und wartete zitternd ab, was wohl geschehen würde.

Der Wagen kam zwar näher, dann bog er jedoch ab und wurde auf einen Abstellplatz irgendwo weiter hinten gelenkt.

Ich atmete auf. Jetzt konnte ich mich wieder auf meinen Gegner mit dem übergroßen Maul konzentrieren.

Noch hielt er sich zurück. Ich sah ihn auch nicht mehr. Er mußte die Zeit der Ablenkung genutzt und sich verkrochen haben. Nervös fuhr meine Zungenspitze über die Lippen. Die Gefährlichkeit dieses seltsamen Dämons war nicht zu unterschätzen, und ich hatte keine Waffe zur Verfügung. An meine Ersatz-Beretta im Bentley traute ich mich nicht heran. Ich mußte erst herausfinden, wo sich mein Gegner aufhielt. Eine Wagentür schlug. Das dumpfe Geräusch hallte durch das unterirdische Parkdeck.

Ich warf einen schnellen Blick dorthin, wo sich der Lift befand. Ein Mann ging auf die Tür zu. Er schaute sich nicht um, sondern verschwand im Aufzug.

Ich hatte mich vorhin aufgerichtet. Jetzt ließ ich mich auf Hände und Füße nieder. Als ich dabei den Kopf vorbeugte, spürte ich wieder die bohrenden Schmerzen. Den Schlag hatte ich noch lange nicht verdaut. Aber ich wollte in dieser Haltung bleiben, denn ich hatte das Gefühl, als hätte sich mein Gegner irgendwo am Boden versteckt. Möglichkeiten, sich zu verbergen, gab es genug.

Wenn ich den Kopf schief legte, konnte ich unter die Wagen schauen.

Der runde Dämonenkopf war nicht zu sehen.

Verdammtd, wo steckte er denn?

Sosehr ich mich auch anstrengte, ich bekam ihn nicht zu Gesicht. Inzwischen fuhren mehrere Wagen in die Tiefgarage. Einer stoppte auch in meiner Nähe. Die Rückenmuskeln zogen sich bei mir zusammen, ich hatte Angst, daß etwas passierte, doch dieses Gefühl konnte ich vergessen. Nichts geschah - es blieb alles ruhig.

Sollte sich der seltsame Dämon verzogen haben?

Das konnte ich kaum glauben, nein, das war nicht möglich. Ich hätte es gesehen, er mußte noch dasein, und er mußte ein so gutes Versteck gefunden haben, daß ich ihn auch bei genauerem Suchen nicht entdecken konnte.

Ich geriet in die Nähe meines Wagens und dachte an die

zweite Beretta. Silberkugeln würden den seltsamen Kugeldämon schon vernichten.

Mit ein paar Schritten erreichte ich den Wagen.

Noch einmal schaute ich mich um. Mein Blick glitt über die Autodächer, da war von dem Kugeldämon nichts zu sehen. Vielleicht war er wirklich verschwunden.

Offen stand nur die rechte Fahrertür. Um an das Handschuhfach heranzukommen, mußte ich mich in den Wagen beugen.

Ich duckte mich und tauchte dann in das Innere meines Bentley. Jedes Auto hat eigentlich einen typischen Geruch. So auch mein Bentley. In ihm roch es immer ein wenig nach den Ledersitzen und auch nach kaltem Rauch.

Aber nach Verwesung stank es nie.

Deshalb zuckte ich sofort zurück, als mir der Geruch in die Nase wehte.

Dann sah ich ihn.

Auf dem Rücksitz hatte der Dämon gelauert. Er schnellte in die Höhe, und hätte ich mich weiter in den Wagen gebeugt, dann hätte er mich eiskalt gepackt. So aber gelang es mir, zurückzuzucken und im letzten Augenblick den Wagen zu verlassen.

Ich hörte noch, wie die Zähne aufeinanderklackten, dann stand ich draußen.

Der Kopf veränderte seine kugelige Gestalt, wurde flacher und wischte zwischen Kopfstütze und Decke auf den Vordersitz des Wagens, um sofort den Weg zum Ausgang zu suchen.

Ich lief zurück, denn zwischen den abgestellten Wagen hatte ich nicht genügend Bewegungsfreiheit. Jetzt begann dieses verdammte Spiel wieder von vorn. Wenn ich doch nur irgendeine Waffe gehabt hätte, mit der ich den Kugeldämon hätte abwehren können.

So blieben mir noch meine Hände. Mein Gegner ließ mir keine Zeit, an den Kofferraum oder das Handschuhfach zu

gelangen. Ich lief wieder auf die Säule zu. Es war die einzige Möglichkeit, sich zu verstecken. Er würde auch dort versuchen, mich zu fassen, aber wenn ich schnell genug war, konnte ich immer die Säule zwischen uns bringen.

Und dann sah ich nicht weit von der Säule entfernt etwas auf dem Boden liegen.

Es war eine kantige Holzstange. Sie erschien mir ziemlich schwer. Jemand hatte sie wohl dort hingelegt, um damit die Räder seines Wagens zu blockieren.

Die Stange schickte mir der Himmel. Bevor mich der Kugeldämon erreicht hatte, lag sie schon in meinen Händen. Sie war wirklich schwer und deshalb auch unhandlich, aber damit konnte ich mir den Gegner vielleicht für einige Zeit vom Hals halten.

Er kam.

Kniehoch schwebte er über dem Boden, und er kümmerte sich auch nicht darum, daß ich jetzt bewaffnet war. Er schien sich seiner Stärke bewußt zu sein, bis ihn der erste Schlag traf.

Ich hatte gut gezielt, und die Stange klatschte gegen den Schädel. Es war ein wuchtiger Hieb. Er schleuderte den Kopf zur Seite, und einige Tropfen lösten sich aus dem Gebilde. Auf dem schmutzigen Garagenboden überrollte er sich. Es war allerdings zu früh, einen Jubelschrei auszustoßen, denn er war sofort wieder hoch und startete einen erneuten Angriff.

Als er sich in der Bewegung befand, hörte ich ein dröhndes Geräusch. Das war kein Wagen, der da in die Tiefgarage fuhr, sondern ein Motorrad. Ich erkannte die Maschine am Klang.

Eine Harley Davidson.

Suko fuhr diese Maschine.

Endlich.

Innerlich mußte ich grinsen, obwohl ich mich noch immer in Gefahr befand. Der Chinese stellte sein Motorrad

immer neben meinem Bentley ab. Er würde kommen, das war sicher.

Von den kahlen Wänden wurde das Echo der heranfahrenden Maschine zurückgeworfen, und ich mußte mich wieder auf meinen Gegner konzentrieren.

Abermals griff er an.

Diesmal im Zickzack. Er schoß einmal hoch, war wieder unten und sprang wie ein Ball. Dabei hatte er das Maul aufgerissen, ich sah seine Reißzähne, schlug zu und verfehlte ihn.

Durch den ersten Treffer gewarnt, war er einfach zu schnell geworden. Mir nutzte die Stange nichts mehr. Ich schleuderte sie zur Seite, und erwischte ihn, als er auf dem untersten Punkt der Zickzackkurve angelangt war, mit einem Tritt.

Der schleuderte ihn erst einmal zur Seite.

Für Sekunden hatte ich Luft.

Ein Lichtstrahl stach in den Gang. Suko hatte die Abfahrt hinter sich gelassen und nahm Kurs auf seine Parktasche. Meine Entscheidung hatte ich längst getroffen. Mit rudernden Armen rannte ich Suko entgegen, der mich in dem breiten Gang nicht übersehen konnte.

Der Chinese stoppte.

»John!« hörte ich seinen Ruf.

»Gib mir deine Beretta!« brüllte ich.

Das Licht erlosch. Suko zögerte keine Sekunde. Er stellte keine Fragen, sondern riß den Reißverschluß seiner schweren Lederjacke auf und hielt die Beretta schon in der Hand. Sein Arm vollführte eine Halbkreisbewegung, er öffnete die Hand und ließ die Pistole los.

Im Bogen flog sie auf mich zu.

Ich stieß meinen rechten Arm vor und fing die Pistole auf. So etwas hatten wir eingeübt, das konnten wir praktisch im Schlaf. Als die Waffe in meiner rechten Hand lag, durchströmte mich ein gutes Gefühl.

Auf der Stelle kreiselte ich herum, denn ich wollte den verfluchten Schädel vor mir haben.

Das gelang mir auch.

Er hatte die ungefähre Höhe beibehalten, ebenfalls seinen Kurs, aber er schien schon gemerkt zu haben, daß ich nun nicht mehr so völlig hilflos war wie zuvor.

Der Kugeldämon stoppte und wollte nach links in den Spalt zwischen zwei abgestellten Wagen.

Ich feuerte zweimal.

Fahle Mündungslichter vereinigten sich zu einer Flamme, so rasch hintereinander drückte ich ab.

Beide Kugeln saßen.

Eine fuhr in das offene Maul des Wesens, die andere dicht darüber in den restlichen Kopf.

Der Schädel wurde zerstört.

Als hätte ihn der Schlag eines Hammers voll getroffen, so platzte der Kopf auseinander. Wie eine reife Melone sah er dabei aus, die irgendein Gegenstand zerhämmt hatte.

Die höllischen Reste spritzten über den Boden. Schleim und Knorpel, und ich hörte eine gewaltige Stimme, die durch die Tiefgarage hallte und aus den Schädelresten drang.

»Das Tor zur Hölle, Sinclair! Das Tor zur Hölle! Du wirst es sehen. Es wird auf gestoßen!«

... auf gestoßen ... auf gestoßen ...

So schwang das Echo nach, bis es einer nahezu bedrückenden Stille Platz machte ...

Ich stand da und hatte den Arm mit der Waffe sinken lassen. Hinter mir bockte Suko die Maschine auf. Ich vernahm die typischen Geräusche und dann seine Schritte, als er näher kam.

»John, was war los?«

Ich hob die Schultern und schaute auf die Reste des

gefährlichen Kugeldämons. »Man wollte mich umbringen«, sagte ich leise.

»Der da?« Suko deutete zu Boden.

»Ja.«

»Aber der war doch eine Kleinigkeit für dich! Ein Schuß aus der Waffe, und er war erledigt.«

»Nur hatte ich die nicht.«

»Du hast doch deine Beretta immer bei dir.«

»Ja, eigentlich schon, aber diesmal ...« Ich hob die Schultern. »Komm, das erzähle ich dir oben.«

Ich holte meinen Einsatzkoffer aus dem Kofferraum und schloß den Wagen ab. Mit dem Lift zischten wir hoch.

Erst jetzt fiel Suko auf, daß ich ziemlich lädiert aussah.

»Du bist ja verletzt!« rief er.

»Wo?«

»An der Stirn, da wächst dir ein Hörn.«

»Das habe ich meinen Freunden zu verdanken.«

»Welchen?«

»Gleich, warte.«

Der Lift hielt. Türen schwangen auseinander, wir verließen ihn und sahen Shao, die vor der Wohnung mit Einkaufstüten in der Hand wartete.

»John, wo kommst du denn her?« fragte sie erstaunt, als wir auf sie zu schritten.

»Aus der Garage.«

»Und?«

»Laß ihn«, mischte sich Suko ein. Er merkte, daß es mir nicht besonders ging.

Ich schloß die Tür auf und betrat meine Wohnung. Shao und Suko folgten mir. Den Mantel hängte ich an die Garderobe. Er zeigte noch den Schmutz der Tiefgarage. Da war wieder eine Reinigung fällig. Der Besitzer des Geschäfts verdiente sich an mir eine goldene Nase.

»Kann ich was für dich tun?« fragte der Chinese.

»Ja, zwei Kopfschmerztabletten.«

»Ich hole sie«, sagte Shao schnell.

Ich warf mich in den Sessel im Wohnzimmer und stützte meinen Kopf in beide Hände. Ein paarmal atmete ich tief durch und schloß die Augen. So blieb ich sitzen.

»Nun erzähl mal«, sagte der Chinese.

Ich berichtete in wenigen Worten von dem ersten Überfall, vom nicht Reagieren des Kreuzes und dem Auftauchen des gefährlichen Kugeldämons. Einmal unterbrach ich die Erzählung nur, um die beiden Tabletten zu schlucken, die Shao gebracht hatte. Mit Wasser spülte ich nach.

Meine beiden Freunde waren erstaunt. »Das Kreuz hat nicht reagiert?« flüsterte Suko.

»Nein.«

»Aber wie ist das möglich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Zeig doch mal.«

»Es steckt in der Manteltasche.«

Suko ging in die Diele und holte es. Als er zurückkam, hielt er das Kreuz auf seiner flachen Hand. Er schüttelte den Kopf. »Das versteh ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

Er gab es mir. Ich schaute mir das Kreuz an und auch die Kette. Ich sah das Erbe der Erzengel, das All sehende Auge und all die anderen geheimnisvollen Zeichen. Wie oft hatte ich mich auf das Kreuz verlassen, wie oft hatte es mich aus lebensgefährlichen Situationen gerettet, und jetzt versagte es.

Das mußte einen Grund haben.

Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Ich erlebte noch einmal die Szene, als ich mein Kreuz in die Hand nahm und damit gegen den Kugeldämon schlug.

Er war nicht vergangen!

Und das irritierte mich nicht nur, es hatte mir auch einen Schock versetzt. Je länger ich darüber nachdachte, um so stärker wurde mir bewußt, daß ich meine wertvollste Waffe

verloren hatte. Ich war den Kräften aus dem Jenseits zwar nicht hilflos ausgeliefert, zumindest aber sehr geschwächt. Noch waren es Gedanken, doch sie formierten sich zu regelrechten Szenen. Ich sah mich im Geiste schon Asmodina oder Tokata und Vampiro-del-mar gegenüberstehen - ohne Kreuz. Sicher, gegen manche Dämonen war selbst das Kreuz zu schwach, aber in Verbindung mit den vier Erzengeln hatte es sich als Waffe mehr als einmal bewährt.

Und jetzt?

Es reagierte nicht mehr. Irgend etwas war geschehen, für das ich keine Erklärung hatte. Es mußte passiert sein, als ich nicht dagewesen war.

Aber verdammt noch mal, ich hatte mein Kreuz immer bei mir getragen. Ich legte es nicht einmal nachts im Bett ab. Und trotzdem war etwas mit ihm geschehen.

Das ging über meinen Horizont.

Wann hatte man das Kreuz manipuliert?

Suko ahnte, welche Gedanken hinter meiner Stirn abließen. Deshalb fragte er: »John, denk nach. Wann hast du das Kreuz zum letzten Mal ohne Aufsicht gelassen?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

Der Chinese hockte sich auf die Tischkante, während Shao im Hintergrund blieb und unserem Dialog lauschte. »Und wie war es mit dem Überfall vorhin?«

»Du meinst die drei Schläger?«

»Genau.«

Ich winkte ab. »Vergiß sie, Suko. Die haben nichts gerissen. Das waren normale Gangster, keine Dämonen. Die können ein uraltes, geweihtes Kreuz nicht manipulieren. Wirklich nicht. Nein, dahinter muß etwas anderes stecken.« Wie in Trance faßte ich nach dem geweihten Kruzifix und nahm es in die Hand.

Ich öffnete die Faust. Das Kreuz lag auf meinem Handteller. Es bedeckte ihn fast. Abermals schaute ich es

mir genau an. Ja, das war es. Ein normales Kreuz ohne magische Kraft, ohne die Stärke, die ich von ihm gewohnt war.

Plötzlich stutzte ich. Dabei setzte ich mich aufrecht hin, denn mir war etwas aufgefallen.

»Was hast du?« fragte Suko.

Ich holte tief Luft und schluckte. »Suko«, flüsterte ich.

»Das darf nicht wahr sein ...«

»Was?«

Ich schüttelte den Kopf. »Verdammtd, Suko, die haben mich reingelegt. Sie haben es geschafft. Ich weiß jetzt, warum das Kreuz nicht reagierte. Es konnte gar nicht reagieren, weil es nicht das echte Kreuz ist. Verstehst du?«

Ich sprang auf und schleuderte das Kreuz zu Boden. »Es ist nicht das echte!« schrie ich. »Die Gegenseite hat mir ein anderes Kreuz untergejubelt.«

Schweigen!

Sekundenlang. Niemand sprach, keiner konnte sprechen, denn was ich da behauptete, war eine Ungeheuerlichkeit. Aber eine Ungeheuerlichkeit, die stimmte. Das war nicht mein Kreuz, das da vor meinen Füßen lag.

Suko brach das Schweigen. Gleichzeitig trat Shao näher. Auch sie schaute auf das Kruzifix.

»Woher weißt du, daß dies nicht dein Kreuz ist? Spürst du das?«

»Nein!« Ich schüttelte den Kopf. »Spüren kann man das nicht. Wenigstens nicht so, wie du es meinst. Ich spüre es wohl anhand des Gewichtes. Das Kreuz hier auf dem Boden ist leichter als mein eigenes.« Ich schaute Suko und Shao an. »Begreift ihr, es hat ein anderes Gewicht. Das wird euch vielleicht nicht auffallen, aber mir fällt es auf. Ich habe das Kreuz immer Tag und Nacht bei mir getragen und merke, wenn etwas nicht stimmt. Und hier stimmt einiges nicht. Ich habe es nicht sofort gespürt, doch je länger ich es in der Hand hielt, um so mehr war ich davon überzeugt. Man hat

mir mein Originalkreuz weggenommen und mir dafür ein anderes angedreht. So ist es, Suko, und nicht anders. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Es war eine lange Rede gewesen. Shao und Suko hatten schweigend zugehört. Jetzt nickten sie. Der Chinese schwieg, während Shao auf ihrer Unterlippe nagte. Nun ging den beiden auf, welch einen Schaden unsere Gegner dem gesamten Sinclair-Team zugefügt hatten. Das war wirklich so ungeheuerlich, daß man es kaum auszusprechen wagte.

Ich ging zum Fenster und schaute hinaus. Es hatte angefangen zu schneien. Feine Körner rieselten aus den dicken, grauen Wolken. Der Schnee würde liegenbleiben. Ich sah ihn und sah ihn doch nicht. Mein Blick verlor sich irgendwo in der Ferne.

»Und jetzt?« fragte Shao.

Bevor Suko eine Antwort geben konnte, drehte ich mich um. »Wir müssen es zurückholen.«

»Klar, John. Nur von wem?«

Ich atmete tief ein und stieß dann die Luft aus. »Die drei Straßenräuber haben mich nicht ohne Motiv niedergeschlagen. Sie hatten einen Auftrag, und den haben sie auch ausgeführt. Irgend jemand hat sie geschickt, um mir das nachgemachte Kreuz umzuhängen. Und zwar jemand, der mit den finsternen Mächten im Bunde steht, denn er hat noch diesen Dämon geschickt. Die Waffe nahm man mir ab, man ließ mir das Kreuz, und es reagierte nicht, der Kugeldämon hätte es fast zerrissen. Der Plan wäre beinahe aufgegangen.«

»Wer könnte dahinterstecken?«

Obwohl Suko die Antwort ebenso ahnte oder wußte wie ich, gab ich die Erwiderung auf seine Frage. »Es kommt eigentlich nur Dr. Tod dafür in Frage. Er selbst wird es auch nicht getan haben, sondern über unseren speziellen Freund Logan Costello. Der hat schließlich die Möglichkeiten und auch die Leute, um so etwas in Gang zu setzen.«

Ich redete nicht gegen taube Ohren. Suko nickte. Shao stimmte ebenfalls zu. Sie hatte allerdings einen Einwand, an den wir auch dachten.

»Costello wird kaum etwas zu beweisen sein.«

»Leider«, erwiderte ich.

»Hast du die Kerle erkannt?« fragte mich Suko.

»Ja, zumindest einen. Er heißt Darling Roberts. Der dunkelhäutige Typ, der dabei war, wurde Jamie genannt.«

»Fahndung!«

»Und wie.«

Erst jetzt begann ich wieder zu denken. Normalerweise hätte ich sofort eine Fahndung angekurbelt, aber ich war zu geschockt und durcheinander gewesen.

Ich eilte zum Telefon und rief Sir James Powell, meinen Chef, an. Er hörte zu und schnaufte dabei ein paarmal. Ich merkte auch, wie er zum Sprechen ansetzte, doch er brachte kein Wort hervor, da ich schnell weiterredete.

Schließlich schaffte er es, meinen Redefluß zu unterbrechen. »Sind Sie wirklich sicher, daß man Ihnen ein anderes Kreuz untergeschoben hat?«

»Ja, Sir.«

»Ihr Verdacht richtet sich gegen Costello. Aber wir werden nichts unternehmen können, der hat sich abgesichert, gerade wenn es um so eine spektakuläre Aktion geht.«

»Das ist mir klar, Sir. Nur kenne ich die Namen von zwei Schlägern. Vielleicht ist es nicht zu spät. Wenn wir eine Großfahndung starten, dann müßte es unter Umständen klappen, daß sie uns in die Falle laufen.«

»Sie klammern sich an einen Strohhalm, John.«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Stimmt auch wieder. Na denn, wir werden sehen, was wir tun können. Halten Sie auf jeden Fall die Ohren steif, und lassen Sie sich nicht einschüchtern.«

»Nein, Sir, bestimmt nicht. Ich hole mir das Kreuz wieder. Und wenn es sein muß, aus der Hölle!«

Sir James lachte. »Ich dachte immer, die Hölle könnte Ihr Kreuz nicht vertragen?«

»Es war auch nur sinnbildlich gemeint.« Damit beendete ich unser Gespräch.

Ich drehte mich um.

»Du brauchst nicht viel zu sagen«, erklärte mir Suko, »aber etwas möchte ich gerne wissen.«

»Rede?«

»Dieser Dämon hat, kurz bevor er verging, von einem Tor zur Hölle gesprochen. Kannst du dir etwas darunter vorstellen, John?«

»Schon. Vielleicht ist es der Eingang in die Hölle.« Als ich Sukos Gesicht sah, verbesserte ich mich. »Klar, ich weiß selbst, daß die Hölle überall lauert. Aber ich glaube, daß ich es trotz allem herausfinden werde.«

»Das wollen wir hoffen, John.« Er trat auf mich zu und schlug mir auf die Schulter. »Keine Panik, gemeinsam werden wir es schaffen.«

Zum erstenmal gelang mir wieder ein Lächeln.

Der dritte Mann hieß Eagle. Es war sein Spitzname, den er schon aus Kinderzeiten hatte. Eagle heißt Adler, und wie ein Adler hatte er sich immer gefühlt, nachdem er als Mutprobe aus dem zweiten Stock einer Mietskaserne gesprungen war. Eagle fuhr auch, während die beiden anderen im Fond des alten Chevy saßen und tranken. Sie hatten billigen Brandy aufgegabelt, den Darling Roberts aus der Flaschenöffnung in seinen Mund gluckern ließ.

Jamie spielte verrückt. Er hatte sich die Mütze vom Kopf gerissen und schlug sie immer wieder auf seine Knie. »Das hätte ich nicht für möglich gehalten, daß ein Bulle so leicht zu erledigen ist. Mann, den hätten wir doch auseinandernehmen können. Wenn ich noch einmal so eine Gelegenheit bekomme ...«

»Hör auf, Mensch!« zischte Roberts und setzte die Flasche ab. Er rülpste und wischte über seine Lippen. »Wir haben einen Job gehabt, das ist alles. Da kannst du nicht aus der Reihe tanzen.«

»Aber mit dem Messer hätte ich ihn kitzeln können!« hechelte Jamie, wobei seine Augen strahlten.

Eagle fluchte. »Scheißschnee. Es fängt wieder an.«

»Dann fahr langsamer«, sagte Roberts.

»Tu ich doch schon!«

Jamie drehte sich um und schaute durch die Heckscheibe. Zahlreiche Autos befanden sich hinter ihnen, aber einen Streifenwagen entdeckte er nicht. »Die Bullen pennen noch«, meldete er.

»Sei froh«, erwiederte Roberts.

Sie näherten sich inzwischen der Hafengegend. Dort waren sie mit dem Auftraggeber verabredet.

Mit Logan Costello!

Roberts, der Chef des Trios, war fast vor Ehrfurcht erstarrt, als Costello ihnen den Job gab. Hoch und heilig hatten sie ihm versprechen müssen, sich an alles zu halten und um keinen Deut von dem Auftrag abzugehen. Momentan befanden sie sich auf dem Weg zum Treffpunkt.

Der Schnee fiel dichter. Da der Boden hart gefroren war, blieb er auch liegen. Kopfsteinpflaster löste normalen Asphalt ab. Sie fuhren durch eine schmale Straße, vorbei an den Mauern rußgeschwärzter Fabriken. Die Gegend sah schon bei Sonnenschein ziemlich trostlos aus, im Winter wirkte sie noch mieser.

Schnee plus Kopfsteinpflaster schufen eine gefährliche Glätte, die Eagle unterschätzte. Auf einmal glitt der Wagen aus der Spur, kam nach links ab und konnte auch nicht mehr gegengesteuert werden. Die Mauer war schon da.

Mit dem Kotflügel klatschte der Wagen dagegen. Es gab ein häßliches Geräusch, denn er rutschte noch weiter an der Mauer entlang. Die beiden im Fond begannen zu fluchen,

und auch Eagle schimpfte. Endlich stand der Wagen.

Jamie drehte durch. »Du Idiot!« schrie er, beugte sich nach vorn und trommelte mit beiden Fäusten gegen den Rücken des Fahrers. Als sich Eagle umdrehte, streifte ein Faustschlag seine Wange.

»Hör auf!« brüllte Roberts.

Jamie sank zurück. Er hatte die Zähne gefletscht, in seinen Augen irrlichterte es.

»Der will uns fertigmachen!« knirschte er. »Der will uns verschaukeln ...«

Eagle stieg aus.

Und da merkte er selbst, wie glatt es war. Mit dem rechten Bein rutschte er aus und fiel zurück. Hart stieß er sich seinen Hinterkopf am Wagen.

»Hast du dir deinen hirnlosen Schädel eingeschlagen?« brüllte Jamie.

»Shut up!« schrie Eagle zurück, kam auf die Beine und rieb sich den Kopf. Vorsichtig umrundete er den Wagen. Er schaute nach, was geschehen war.

Die linke Seite zeigte bis zur Beifahrertür keinen Lack mehr. Der klebte jetzt an der Mauer. Auch war der Kotflügel nach innen gebogen, so daß er beim Weiterfahren den Reifen aufschlitten würde. Das konnte man wieder hinkriegen.

Sie schafften es zu dritt. Als sie wieder einsteigen wollten, packte Darling Roberts Eagle am Kragen der Jacke. »Noch einmal so einen Blindgänger, dann ist es aus.«

»Okay.«

»Darf ich ihn dann schlitzen?« fragte Jamie.

Für diese Frage erhielt er von Roberts einen Tritt. Die drei stiegen ein und fuhren weiter.

Jetzt allerdings sehr vorsichtig.

Die Straße endete nach ungefähr 200 Yards. Sie rollten auf einen Platz, auf den sich eine weiße Schicht gelegt hatte.

Rechts stand ein Lagerhaus. Parallel zur Rückseite lief eine Rampe. Vor ihr parkte ein dunkler Mercedes, dessen hintere

Scheiben verhängt waren. Zwei Männer standen auf der Rampe. Sie trugen Mäntel und hatten Hüte auf.

»Das sind sie«, flüsterte Eagle.

Die drei schauten durch die Frontscheibe. Selbst Jamie war ruhig. Das Bild, das sich ihren Augen bot, erinnerte sie an eine Drohung. Bisher hatten sie sich nur in Straßen-schlägereien oder kleineren Überfällen hervorgetan, doch der Anblick dieser Profigangster jagte selbst ihnen Angst ein.

»Halte bloß deine vorlauten Schnauze«, wandte sich Roberts an seinen dunkelhäutigen Freund.

»Klar, bin doch nicht lebensmüde.«

Sie hielten neben dem Mercedes, allerdings so, daß sie dem zweiten Wagen freie Fahrt garantierten.

Dann stiegen sie aus. Körnige Schneeflocken bissen in ihre Gesichter. Der Wind war scharf und schnitt durch die Kleidung. Auf der Themse tutete das Hörn eines Schiffes.

»Kommt rauf«, sagte einer der beiden Männer.

Die drei enterten die Rampe.

Der Mann, der gesprochen hatte, warf ihnen einen kurzen Blick zu, trat nach hinten und stieß mit der ausgestreckten Hand gegen eine rostige Tür.

Sie glitt quietschend nach innen. Dahinter war es düster.

Durch die wenigen Fenster sickerte kaum Licht. Instinktiv fürchteten sich die drei Schläger, den Bau zu betreten. Ihre Beine zitterten, sie hatten plötzlich Angst, auch weil sich der zweite Kerl in ihrem Rücken befand und dort blieb.

»Geht rein!«

Sie übertraten die Schwelle. Im Innern des Lagerhauses war es kaum wärmer, aber zugiger.

Eine Gestalt löste sich aus dem Halbdunkel. Sie trug einen Mantel und hatte die Hände in den Taschen vergraben. Als die drei Schläger stehenblieben, nahm der Mann - es war Logan Costello - seine Rechte aus der Tasche. Die Finger steckten in einem schwarzen Handschuh.

»Habt ihr es?« fragte er.

»Ja.«

»Dann her damit.«

Darling Roberts holte das Kreuz hervor. Er hatte es unter der Jacke verborgen gehabt. Costello riß es ihm aus den Fingern, warf einen prüfenden Blick darauf und nickte.

»Jetzt geht es dir an den Kragen, Sinclair!« flüsterte er und hob mit einer herrischen Bewegung den Kopf. »Ihr bekommt noch etwas, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

Costello schaute an den drei Typen vorbei und nickte seinen Leuten zu. »Gebt ihnen, was sie verdient haben.« Dann straffte er die Schultern und verließ das Gebäude.

»Geht weiter!« wurde den dreien befohlen.

Ein paar zögernde Schritte machten sie, dann drehte sich Jamie um. Er kreischte, als er trotz des schlechten Lichts die Waffen in den Händen der Männer erkannte. Die Revolver waren ziemlich groß. Dafür sorgten die Schalldämpfer, die auf die Läufe geschraubt waren.

Jamie wollte den anderen eine Warnung zurufen. Deshalb traf ihn die Kugel zuerst. Sein Mund füllte sich mit Blut, der Schrei erstickte, und er sah, wie seine Freunde unter den Einschlägen der Geschosse zusammenbrachen.

Wenig später traf ihn die zweite Kugel, riß ihn von den Beinen und zerstörte seinen Lebensfaden endgültig.

Die Männer gingen, als wäre nichts geschehen. Vorsichtig drückten sie die Tür zu.

Ihr Boß wartete schon im Wagen.

Sekunden später setzte sich der schwere Mercedes in Bewegung. Im Fond trank Logan Costello ein Glas Rotwein aus der Autobar. Den Schluck hatte er sich verdient. Was niemand geschafft hatte, war ihm gelungen. Er besaß John Sinclairs Kreuz!

Das Höllentor!

So unwahrscheinlich es klang, so verrückt dies auch war, es entsprach trotzdem den Realitäten.

Tanith sah das Höllentor!

Im Innern der geheimnisvollen Kugel schien es zu schwimmen. Es stand nicht still, es bewegte sich, vielleicht auch durch die blutroten Schwaden, die es umwallten und von der Fratze Satans ausgestoßen wurden, die auf die Tür gemalt war.

Der Eingang zur Hölle!

Tanith stöhnte auf. Sie sah ihn, sie sah ihn durch Lucille, ihr Medium. In weiter Ferne hörte sie harte, abgehackte Schreie. Sie wußte, daß es Lucille war, aber sie konnte sich nicht darum kümmern, das Geschehen in der Kugel zog sie zu sehr in ihren Bann.

Die roten Nebel bewegten sich. Sie wallten wie gewaltige Schleier auf und nieder, und Tanith glaubte sogar, die Gestalt eines Menschen zu sehen.

Zwergenhaft klein schälte er sich aus dem Nebel. Es war ein Mann mit blonden Haaren, ein einsamer Wanderer in der Stätte des Schreckens, der auf das Tor zuschritt.

Er schien den Boden überhaupt nicht zu berühren, sondern schwebend über ihm zu hängen, und Tanith sah, wie gierige Klauen aus dem Nebel stießen, den Mann packten und ihn auf das Tor zu schleuderten.

Der Mann wehrte sich, aber die Kraft der Fangarme war zu groß.

Sie drängten ihn weiter auf das geheimnisvolle Tor mit der Teufelsfratze zu.

Wer war dieser Mann?

Tanith wußte es nicht, sie hatte ihn nie gesehen, sie konnte nicht seinen Namen, aber sie konnte seine Empfindungen spüren, hörte seine Schreie und merkte mit jeder Faser ihres Körpers, wie er sich verzweifelt gegen das drohende Schicksal stemmte.

Da wurde jemand in die Hölle geschafft!
Eine andere Erklärung hatte sie nicht, und die Hölle war bereit.

Etwas durchzuckte sie. Ihr Kopf schien plötzlich unter Strom zu stehen. Es waren nur Gedanken, doch sie reichten aus, um den Namen des Mannes zu erfahren.

John Sinclair!

Ich bin John Sinclair!

John Sinclair ...

Dem Mann war es gelungen, sich in den kräftigen Armen auf den Rücken zu drehen. Tanith hatte das Gefühl, als würde er genau in ihr Gesicht schauen.

Ja, als würde er sie sehen, was gar nicht möglich sein konnte. Aber gab es überhaupt ein Unmöglich?

Ich bin John Sinclair ...

Wieder diese stummen Schreie, und dazwischen ein schreckliches Wimmern. Lucille hatte es ausgestoßen. Dann bäumte sich ihr liegender Körper hoch, und sie schrie, wobei Speichel in winzigen Tropfen von ihren Lippen sprühte.

»Das Tor zur Hölle! Der Teufel will es offen haben. Er wird es öffnen. John Sinclair ...«

Stille!

Wie abgehackt. Verschwunden war das Bild in der Kugel. Auch Lucille redete nicht mehr. Sie atmete nur noch schwer, war schweißüberströmt und bleich im Gesicht.

Tanith gelang es, ihre Finger von der Kugel zu lösen. Gleichzeitig zuckte Lucille zusammen, als hätten unsichtbare Hände sie angestoßen. Dem war nicht so, nur ihr Geist kehrte zurück in den Körper. Das Zusammenzucken war eine natürliche Reaktion darauf.

Tanith stand auf.

Dieser Vorgang geschah langsam, und es hatte den Anschein, als müßte sich die Wahrsagerin erst mit der neuen Situation abfinden. Sie war mit ihren Gedanken noch immer

in einer anderen, so fremden Welt, und mit beiden Händen wischte sie über ihr Gesicht, als wollte sie einen Schleier abstreifen.

Ihre Knie zitterten, als sie auf Lucille, das Medium, zuschritt. Neben der Liege blieb sie für einen Augenblick stehen und schaute in das leichenblasse Gesicht der Malerin. Lucille mußte Qualen erleiden. Sie atmete schwer. Es war ein tiefes, geräuschvolles Luftholen, die Schultern bewegten sich, ebenso die Brust, ihre Lippen zitterten, die Nasenflügel waren gebläht. Noch nie hatte Tanith ihr Medium in einer derartigen Verfassung erlebt. Bisher war alles glattgegangen. Lucille hatte sich zwar angestrengt, aber sie war noch nie so erschöpft gewesen.

»Wie fühlst du dich?« fragte Tanith flüsternd.

»Wasser«, hauchte das Medium. »Bitte, gib mir ein Glas Wasser ...«

»Sofort.«

Während Tanith in die Küche eilte, dachte sie über das Erlebte nach. Nicht von ungefähr hatte die geheimnisvolle Kugel dieses Bild gezeigt. Es mußte irgendeine Verbindung zwischen ihr, Lucille, dem Höllentor und dem blonden Mann geben, der sich in den Händen dieser Nebelwesen befunden hatte und auf das Höllentor zugeschleift wurde. Aber welche Verbindung war es? Und wer war der Mann? Sein Name klang nicht romanisch. Eher englisch oder schottisch. John Sinclair! Nie würde Tanith ihn vergessen, er hatte sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingeprägt. Befand sich der Mann bereits in der Hölle? Mit Bestimmtheit konnte sie dies nicht behaupten. Wenn auch nur der Rest einer Chance da war, ihn zu warnen, dann mußte sie die Chance nutzen. Sie konnte dem Teufel nicht einfach ein Opfer überlassen - das ging nicht.

Lucille trank das Wasser in gierigen Schlucken. Ihre Kehle schien ausgedörrt zu sein, und sie leerte das Glas.

»Möchtest du noch eins?«

»Nein.«

Tanith nahm ihrem Medium das Glas aus den Fingern. Sie stellte es zur Seite und nahm auf dem Rand der Liege Platz.

»Du weißt, was du gesehen hast?«

»Ich nicht, mein Geist.«

»Was war es denn?«

»Vielleicht die Hölle.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Und hast du auch den Mann gesehen?«

»Das habe ich.«

»Kennst du ihn?«

»Kaum.«

»Aber du schließt es nicht aus. Du weißt seinen Namen ebenso wie ich. Es ist ein gewisser John Sinclair. Stimmt es?«

»Ja. Wo lebt er?«

»Nicht hier, sondern weiter weg.«

»In England?«

»Vielleicht.«

Tanith schaute auf Lucilles Gesicht. Es sah noch immer bleich aus, nur langsam kehrte die Farbe zurück. Das Medium erholte sich. Normalerweise hätte Tanith die Gedanken, die sie jetzt überfielen, weit von sich gedrängt, aber hier ging es um das Leben eines Menschen, und sie wollte ihr Medium noch einmal zu einem Experiment überreden. Allerdings zu einem, das nicht so gefährlich war wie das vorhergehende.

»Fühlst du dich wieder besser?« erkundigte sie sich sicherheitshalber.

»Ich glaube ja.«

»Ich möchte dich um etwas bitten, Lucille.«

Das blonde Mädchen schaute die Wahrsagerin aus großen Augen an. Ein stummes Flehen lag in ihrem Blick, eine ähnliche Seance nicht zu wiederholen, und fast wäre Tanith schwach geworden, aber sie wollte dem Mann helfen, wenn es irgendwie ging.

Die Seance würde nicht so schlimm werden, und das sagte Tanith ihrem Medium auch.

Lucille blickte die Wahrsagerin an. »Was - was soll ich denn tun?«

Da lächelte Tanith. »Du sollst versuchen, mit dem Mann Verbindung aufzunehmen und ihn warnen.«

»Kann ich das denn schaffen?«

»Ein Versuch lohnt sich immer.«

»Er wird mich trotzdem Kraft kosten«, sagte das Medium und senkte den Blick, »aber wenn Sie es so wünschen, Madame ...«

»Es geht wirklich um ein Menschenleben, Lucille. Wir müssen alles einsetzen ...«

»Ja, ja, ich tue es.« Lucille hatte sich ein wenig aufgesetzt, jetzt lehnte sie sich wieder zurück und blieb auch in dieser Stellung liegen. Sie hatte sie schon einmal eingenommen. Auch die Astrologin ging wieder an ihren Platz. Die Kugel stand so da, wie sie sie verlassen hatte. Sie zeigte kein Bild.

»Bist du bereit, Lucille?«

»Ja, Madame.«

Die Wahrsagerin beherrschte auch die Hypnose. Sie schaffte es allerdings nur durch die Kugel, nicht wenn sie die hypnotisierende Person direkt anschaut. Deshalb rutschte sie ein wenig mit dem Stuhl zurück, beugte sich dann vor und blickte von der Seite her durch die Kugel, so daß sie die auf der Couch liegende Lucille ein wenig verzerrt sehen konnte.

Die Malerin erschien ihr fremd. So, wie sie da auf dem Bett lag, sah sie in Wirklichkeit nicht aus. Das Wabenmuster der Kugel verzerrte die Perspektive, Lucille wirkte, als wäre sie aus zahlreichen Einzelheiten zusammengesetzt.

»Dreh den Kopf ein wenig nach links«, sagte die Astrologin, »und dann sieh mich durch die andere Seite der Kugel an.«

Lucille folgte der Aufforderung, ohne zu murren.

Die Blicke der beiden trafen sich.

»Du bist jetzt ruhig. Lucille. Du bist ganz ruhig. Du schließt die Augen und denkst nur an den Mann, den wir beide noch nicht richtig kennen. Hast du verstanden?«

»Ja. Ich bin ruhig. Ich denke an ihn. Ich will ihn warnen. Er soll nicht in die Hölle.«

»So ist es richtig, Lucille. Und nun versuche, seine Gedanken zu finden. Sieh zu, daß du erfährst, woran er denkt und warum er so denkt. Steht er mit der Hölle in Verbindung? Kann er sich wehren? Bitte ...«

Schweigen.

Selbst Tanith hielt den Atem an. Würde das Experiment gelingen? Sie hatte bereits ähnliche Versuche durchgeführt. Da hatte es immer geklappt. Aber da waren Gegenstände in der Nähe des anderen gewesen, die irgend etwas mit Magie zu tun gehabt hatten. Gegenstände, die die geistigen, suchenden Verbindungen intensivierten, so daß sie auch zum Erfolg führten. Von dem Fremden wußte sie überhaupt nichts.

Lucille lag still da. Wie eine Tote. Aber Tanith wußte, daß sie jetzt ihre Gedanken darauf konzentrierte, den Fremden zu finden und vor allen Dingen mit ihm in Kontakt zu treten. Sie sollte ihn warnen, sie mußte ihn warnen.

»Was empfindest du Lucille?«

Zuerst erhielt Tanith keine Antwort. Erst nach einer Weile hörte sie ihr Medium sprechen. »Ich empfinde kaum etwas. Nur eine Leere, eine absolute Leere. Keine Gedanken, keine Strömungen, alles leer, so schrecklich leer ...« Die Worte drangen nicht flüssig, sondern stockend über ihre Lippen. Tanith kannte das Spiel. Sie wollte auf keinen Fall aufgeben. Lucille sollte weitermachen.

»Suche ihn. Suche weiter, kleine Lucille. Laß ihn nicht im Stich. Er muß gefunden werden.«

»Er ist so weit weg. So unendlich weit ...« Die Antwort klang wie ein Hauch.

»Lebt er auf der Erde, oder befindet er sich bereits in einer anderen Dimension?«

»Auf der Erde ...«

»Dann mach weiter. Bitte.«

»Es ist so schwer ...«

Tanith ließ sie jetzt in Ruhe. Sie wußte wirklich, daß es schwer war, die Entfernung zu überbrücken. Lucille mußte die Gedanken irgendeines fremden Menschen erkennen und finden.

Eine fast unlösbare Aufgabe.

Minuten vergingen.

Lucille blieb nicht ruhig. Sie atmete mal stärker, mal schwächer. Sie befand sich in einer Unruhe, wie man sie sonst bei Hypnotisierten kaum fand. Irgend etwas schien sie zu stören, funkte dazwischen. Vielleicht eine starke, geistige oder magische Gegenströmung.

Plötzlich richtete sie sich auf. Das war noch nie geschehen, und Tanith kannte ihr Medium schon lange. Durch das Hinsetzen war ihr Sichtkontakt unterbrochen, aber die Verbindung bestand trotzdem, das bewiesen Lucilles nächste Reaktionen.

»Ich habe ihn gesehen!« flüsterte sie. »Ich weiß jetzt, wer er ist und wo er wohnt. John Sinclair - Geisterjäger - London - der Kelch des Feuers ist das Verbindungsglied. Vorsicht - er ist gefährlich - Gefahr! Gefahr! Hier, andere, die Teufelstochter schlägt zu - jetzt!« Das letzte Wort endete in einem furchtbaren Schrei. Lucille war völlig durcheinander - wie auch Tanith.

Und der Schrei hallte noch im Raum nach, als plötzlich die Tür aufgestoßen wurde und das Verhängnis über die beiden Frauen hereinbrach ...

Asmodina war noch unzufriedener geworden! Sie hatte stark mit Asmodis' Unterstützung gerechnet, aber er hatte sie im Stich gelassen. Der Teufel hatte genügend eigene Probleme, denn auch seine Macht war nicht mehr so gefestigt.

Asmodina lachte heiser auf, als sie an Asmodis dachte. Viele Menschen glaubten, daß er der absolute Herrscher der Hölle wäre, doch sie irrten sich.

Es war anders, ganz anders. Viel komplizierter und kaum zu begreifen. Allerdings war ihr eines klargeworden: Sie mußte mit den Dingen allein fertig werden.

Zwei große Probleme hatte die Teufelstochter. Das eine hieß Solo Morasso und die Mordliga, das andere John Sinclair, der Geisterjäger. Und diese beiden Probleme wollte sie mit einem Streich aus der Welt schaffen und es ihrem Vater beweisen.

Vor den Erfolg haben aber auch die Höllengötter den Schweiß gesetzt, es war selbst für Asmodina nicht einfach, an beide heranzukommen. Dr. Tod hatte sich ausgezeichnet geschützt. Er besaß in dem Würfel des Unheils eine so starke Waffe, gegen die selbst Asmodina nichts ausrichten konnte. Er und damit der Todesnebel umgaben ihn und die Mordliga wie ein gewaltiger Schutzschild.

Blieb noch Sinclair!

Welche Waffen besaß er? Einmal das Kreuz, seine stärkste Waffe, dann die Beretta mit den Silberkugeln, auch den Dolch und Desteros Schwert. Damit konnte er etwas ausrichten. Wenn er die Waffen richtig einsetzte, konnte er manches Höllenreich zum Wanken bringen. Aber er wußte es nicht und bohrte immer nur an der Oberfläche herum. Ein paarmal hatte er tiefe Wunden gerissen, mehr nicht.

Wie kam sie an Sinclair heran?

Darüber dachte Asmodina nach. Es mußte einen Weg geben, der Sinclair in die Falle führte. Im Labyrinth der Angst hatte es nicht geklappt, aber einmal ist keinmal. Sie

mußte es eben auf eine andere Art und Weise versuchen. Plötzlich sah sie wieder die kalten Flammen vor sich. Sie wich nicht zurück, sondern schaute aus ihrem geschwärzten Gesicht voll hinein. Wieder grinste sie die Teufelsfratze an, und sie spürte den Hohn, der aus den Blicken sprach.

»Jetzt bist du ratlos, wie?« lachte der Satan.

»Vielleicht.«

»Gib es zu, du kommst ohne mich nicht weiter.«

»Es bleibt abzuwarten.«

»Was sollen wir uns streiten, meine Tochter? Wir wollen beide das gleiche, und auch Solo Morasso will Sinclairs Tod. Er hat sogar einen großen Fortschritt erzielt.«

»Welchen?«

»Sinclair besitzt sein Kreuz nicht mehr!«

»Ha!« Asmodina schrie auf. Ihre Augen leuchteten wild, und sie zischte: »Stimmt das?«

»Ja.«

»Hast du es ihm abgenommen?«

»Nein, ich nicht.«

»Wer dann?«

»Das spielt keine Rolle, aber ich kann dir etwas zeigen. Willst du mitkommen?«

Darauf erwiderte Asmodina nichts. Sie schritt kurzerhand auf das kalte Feuer zu und auch hindurch. Im nächsten Augenblick verschmolz sie mit dem Gesicht des Teufels, das kalte Feuer verschwand und entstand an einer anderen Stelle, die zeit- und raummäßig nicht in Zahlen zu fassen war.

Sie befanden sich im Nichts.

In der Schwärze der Dimensionen, in Asmodis' eigenem Reich. Sie gingen nicht, sie schwebten, aber sie hatten ein Ziel.

Eine riesige Wand türmte sich plötzlich vor ihnen auf. Sie war etwas heller als die Schwärze um sie herum, und diese Wand war wie ein gewaltiger Fernsehschirm, der das Leben

auf der Erde wiedergab, so daß Asmodis es beobachten konnte.

So etwas hatte sich Asmodina immer gewünscht, aber diese Wand, das Zentrum des Schreckens, blieb nur den ganz hohen Dämonen vorbehalten.

»Hier kannst du ihn sehen«, flüsterte Asmodis. »Und zwar ohne sein Kreuz.«

»Zeig ihn mir, los!«

Der Teufel lachte. »Hinter der Wand liegt das Tor zur Hölle. Ich habe ihn bereits. Ich zeige dir jetzt etwas, das erst in der Zukunft stattfindet. Sinclair wird kommen, er kommt auf das Tor zu, er wird die Hölle betreten!«

»Ich will es sehen!«

»Das kannst du auch.«

»Wann?« Asmodina hatte den Streit mit ihrem Vater vergessen. Sie dachte nur noch an John Sinclair.

Von hier würde er nicht fliehen können, wenn er einmal da war. Asmodis war zu stark. Grenzenlos war Asmodinas Haß auf John Sinclair, da verzieh sie ihrem Vater sogar alles, wenn er den Geisterjäger erledigte.

»Kann ich ihn sehen?« fragte sie.

Der Teufel grinste. »Du möchtest einen Blick in die Welt werfen, meine Tochter?«

»Ja!«

»Dann bitte.« Der Teufel breitete die Arme aus. Aus seinem Maul drangen zischende Laute, und im nächsten Augenblick erschien auf der magischen Leinwand ein Bild. Asmodina zitterte innerlich. Obwohl sie ein Geschöpf der Hölle war, fühlte sie doch manchmal wie ein Mensch. Wie jetzt zum Beispiel, sie wartete auf Sinclair, sie wollte ihn endlich sehen.

Sinclair kam nicht.

Asmodina wollte etwas sagen, doch sie verstummte, denn sie hatte auf dem magischen Bildschirm etwas gesehen.

Eine Gestalt.

Einen Mann!

Groß, mit blonden Haaren und einem Gesicht, das sie nie vergessen würde.

John Sinclair!

Jetzt endlich zeigte die Leinwand das Bild. Asmodina sah ihn, wie er durch einen roten Nebel trieb und gierige Hände nach ihm griffen. Ihr Gesicht verzerrte sich. Das Lächeln war kalt, breit und auch tödlich zu nennen.

Nur wußte Asmodina leider nicht, ob sich das, was die Wand zeigte, in der Gegenwart, der Zukunft oder der Vergangenheit abspielte. Sie fragte ihren Vater danach.

»Sinclair wird kommen«, erwiderte der Teufel. »Er muß das Tor zur Hölle aufstoßen. Es ist eine magische Konstellation entstanden, die ihn einfach zwingt, hierher zu kommen. Ich spüre es, und dabei spielt der Kelch des Feuers eine Rolle, der einmal im Kloster der Teufelsmönche gestanden hat.« Plötzlich glühten die Augen des Satans wie Feuerräder. »Lange Zeit hat er nichts, aber auch gar nichts getan. Er stand nur bei John Sinclair. Eine kleine Zeitbombe, jahrelang. Nun ist es soweit. Die magische Konstellation ist geschaffen worden. Durch die Kugel und das Mädchen.«

»Welches Mädchen?«

»Ein Medium.«

»Und die Kugel?«

Da lachte der Satan. »Sie befindet sich in der Hand einer Frau. Sie nennt sich Wahrsagerin und Astrologin. Sie hat die Kugel damals erhalten, aber sie weiß nicht genau, woher sie wirklich stammt, nämlich aus der Hölle.«

»Ich verstehe das nicht«, gab Asmodina zu.

Der Teufel grinste. »Das brauchst du auch nicht. Kugel und Kelch gehörten einmal zusammen. Die Teufelsmönche haben ihren Terror damit aufgebaut, aber ich habe die Kugel verschwinden lassen.«

»Ist der Kelch des Feuers nicht dem Guten geweiht?« hielt die Teufelstochter dagegen.

»Man kann ihn manipulieren. Nicht so stark wie den Würfel, aber es geht. Er bleibt harmlos, solange er nicht aktiviert wird, aber wehe, es entsteht die Verbindung, dann ist sein Besitzer den Kräften der Hölle ausgeliefert.«

Asmodina lachte laut. Es hallte durch die Leere des Raums und brach urplötzlich ab, denn Sinclair war ebenso schnell verschwunden.

»Er ist weg!«

Auch Asmodis starnte jetzt auf diesen großen magischen Bildschirm, der leer vor ihm lag. Er zeigte eine graue Farbe, und nur noch ein letztes Flimmern war zu erkennen.

»Wie kann das sein?« Asmodina zeigte sich nervös.

»Etwas hat gestört!«

»Was?«

»Gedanken. Andere Gedanken, die des Mediums. Es weigert sich, es lehnt sich auf. Es steht nicht auf unserer Seite.«

»Auf unserer? Heißt das, du willst wieder mit mir zusammengehen, Asmodis?«

Der Teufel drehte ihr seinen Ziegenbockkopf zu. Der Mund wurde zu einem Rechteck, als er ihn öffnete. »Ja, wir gehen wieder zusammen. Ich habe es mir überlegt.«

»Dann können wir Sinclair gemeinsam vernichten.«

»Genau.«

»Und auch Solo Morasso?«

»Ist er nicht dein Problem?«

»Nein, jetzt nicht mehr. Deine Sorgen sind auch meine Sorgen. Und eine Sorge werde ich dir abnehmen, Asmodis. Wo befindet sich dieses Medium? Hast du es herausfinden können?«

»Ja, ich weiß es. In Paris. Bei einer gewissen Tanith, der Wahrsagerin, die auch die Kugel besitzt.«

Asmodina nickte. »Dann weiß ich genau, was ich zu tun habe. Ich muß eingreifen, bevor das Medium John Sinclair auf gedanklichem Wege warnen kann ...«

Ich wußte von alledem nichts, was sich über meinem Kopf zusammenbraute. Ich ahnte wohl, daß einiges in Bewegung geraten war, doch wie es im einzelnen lief, das konnte ich nicht sagen.

Für mich war es wirklich eine Qual, untätig herumzusitzen, doch es mußte sein. Ich selbst konnte bei der Fahndung nach den drei Kreuzdieben nicht helfen. Wenn meine Kollegen einen Erfolg hatten, dann würden sie mir Bescheid geben.

Suko war mit Shao in die Wohnung nebenan gegangen. Er brauchte nicht bei mir zu bleiben und den Babysitter zu spielen. Wenn sich eine Gefahr anbahnte oder sich etwas Neues ergab, würde ich es ihm sagen.

Ich hatte mich mit Waffen versorgt und trug den Dolch bei mir, eine Gemme, die magische Kreide. Auch Desteros Schwert lag griffbereit auf der Couch.

Mit dem Feierabend war es vorbei. Wie gern hätte ich mir einen ruhigen Abend gemacht, doch ich konnte nicht ahnen, daß meine Gegner ausgerechnet jetzt zuschlugen.

Wenn ich darüber nachdachte, wer hinter allem steckte, fiel mir nur ein Name ein.

Dr. Tod!

Er hatte zuletzt Xorron geholt, der unter dem Central Park in New York begraben worden war.

Damit stand seine Mordliga. Und wir rechneten damit, daß er zu einem großen Schlag ausholen würde. Wir hatten verzweifelt versucht, sein Versteck herauszufinden. Jetzt war es uns gelungen.

In Feuerland hatte er sich verkrochen. Daß wir dies überhaupt wußten, hatten wir einzig und allein Sir James Powell zu verdanken. Durch langes und intensives Nachdenken war er darauf gekommen, die westlichen Geheimdienste mit einzuspannen. Deren Agenten saßen überall, und durch eine Kette von Ereignissen war es uns schließlich gelungen, das Versteck des Dr. Tod zu lokalisieren.

Ich konnte es kaum fassen. Am liebsten wäre ich selbst nach Feuerland geflogen und hätte die Höhle des Löwen gestürmt. Aber ich war nicht lebensmüde. Solo Morasso hätte eiskalt zurückgeschlagen und mich praktisch zer-malmt.

So mußte ich abwarten.

Mein Kreuz hatte ich verloren. Eine verdammt schlimme Tatsache, und auch ein Zeichen, daß Morasso nicht untätig war. Selbst über Tausende von Meilen hinweg operierte er gegen mich. Er hatte eben zu gute Beziehungen.

Ich ging in die Küche und holte eine Flasche Bier. Mein Durst war groß geworden, die trockene Heizungsluft sorgte dafür. Draußen wurde es immer kälter, und der Schnee fiel wie ein dichter Vorhang aus den grauen Wolken. Im Wetterbericht wurde von einer Kältewelle geredet, und erste Katastrophenmeldungen kamen aus Wales, wo Dörfer durch Schneeverwehungen von der Außenwelt abgeschnitten waren.

Ich öffnete die Flasche, nahm ein Glas aus dem Schrank und schenkte es voll. Mit dem gefüllten Glas in der Hand ging ich zurück ins Wohnzimmer.

Dort warf ich mich in einen Sessel und streckte die Beine aus.

Die ersten Schlucke taten gut. Ich zündete mir auch eine Zigarette an und rauchte.

Entspannung wollte sich nicht einstellen. Dazu war ich zu aufgereggt. Die innere Nervosität steckte tief, sie nagte an meiner Psyche.

Es tat sich nichts. Ich schaute hinüber zum Telefon und versuchte es regelrecht zu hypnotisieren, doch es gab keinen Laut von sich.

Noch ein Schluck - und das Glas war leer.

Verdammtd, ich hielt es nicht mehr länger im Sessel aus. Ich mußte endlich wissen, woran ich war. Vielleicht hatte Sir James schon einen Teilerfolg zu vermelden, deshalb stand

ich auf, ging zum Apparat und wählte die Nummer meines Vorgesetzten.

Es hatte kaum einmal geläutet, da hielt Sir James bereits den Hörer in der Hand.

»Ich bin es, Sir. Haben Sie schon ein Ergebnis?«

»Nein, ich hätte Ihnen Bescheid gesagt.« Seine Stimme klang vorwurfsvoll.

»Soll ich ins Büro kommen?«

»Hier können Sie auch nicht helfen, John. Bleiben Sie in Ihrer Wohnung.«

»Ja, Sir.«

»Sie sind nervös, nicht?«

»Gut geraten.«

»Gibt es einen Grund, außer dem verschwundenen Kreuz?«

»Ich habe das Gefühl, Sir, daß über meinem Kopf eine Schlinge hängt, die sich immer mehr zusammenzieht. Etwas liegt in der Luft. Ich weiß nur nicht, was. Das Unheil kann jeden Augenblick zuschlagen. Mit der Zeit bekommt man wirklich einen sechsten Sinn für Gefahren, und ich habe das Gefühl, eingekesselt zu sein.«

»Brauchen Sie Schutz?«

»Nein, Sir, so habe ich das nicht gemeint. Ich wollte Ihnen nur meine Vermutungen mitteilen. Die andere Seite wird kaum noch zögern, sie bereitet ...« Ich sprach nicht mehr weiter, denn die Leitung war plötzlich gestört. Erst rauschte es nur, dann knatterte es, danach war wieder das Rauschen zu hören.

Ich legte auf. Meine Gedanken wirbelten. Bei der extremen Kälte konnte dieser Ausfall eine natürliche Ursache haben.

Es gab allerdings auch eine andere Erklärung.

Magie setzt sich aus Wellen zusammen. Die Ströme des Bösen waren - physikalisch gesehen - Wellen.

Und die konnten stören.

Ich war gewarnt.

Die Wohnung kam mir plötzlich wie eine Falle vor. Ich wußte, daß meine Gegner schon lauerten, daß sie bereit waren zuzuschlagen, aber ich konnte sie nicht packen oder fassen, sie hielten sich noch verborgen und beobachteten. Es schellte.

Wie nervös ich war, merkte ich daran, daß ich beim Klingeln zusammenzuckte. Auf leisen Sohlen näherte ich mich der Tür und hörte die Stimme meines Wohnungsnachbarn.

»Öffne, John!«

Es war Suko, der nicht in die Wohnung trat, als ich die Tür aufgezogen hatte, sondern auf der Schwelle stehenblieb.

»Möchtest du nicht doch zu uns kommen, John? Shao hat etwas zu essen gemacht und ...«

»Nein, danke. Ich bleibe hier. Ich muß hierbleiben ...«

»Du siehst schlecht aus.«

»So?«

»Ja, irgend etwas stimmt nicht, John. Was ist los? Nimmt dich der Verlust des Kreuzes so sehr mit?«

»Das wird es wohl sein.«

»Oder ist es etwas anderes?«

»Nein, Suko, wirklich nicht.«

Mein chinesischer Freund und Kollege nickte nachdenklich. »All right, John, es war nur eine Frage. Falls du es dir noch überlegst, kannst du ja rüberkommen.«

»Klar. Und vielen Dank.«

Suko ging wieder. Ich schloß die Tür. Für einen Moment blieb ich in der Diele stehen. Als ich mit dem Handrücken über meine Stirn wischte, fühlte ich den Schweiß. Und wieder war das Gefühl der Bedrohung vorhanden. Es saß verdammt tief in mir, und es befand sich überall. In jeder Ecke, hinter jedem Schrank schien es zu lauern und darauf zu warten, endlich zuschlagen zu können.

Krampfhaft versuchte ich, mir das Gefühl auszureden.

Doch das schaffte ich nicht, es blieb, und ich suchte nach

einer Erklärung. Vielleicht bildete ich es mir nur ein, unter Umständen war es nur die Nachwirkung des Schocks, der mich getroffen hatte, als mir mein Kreuz gestohlen wurde. Ich ging zurück in den Wohnraum.

Kaum hatte ich die Tür aufgestoßen, als ich es sah. Endlich meldeten sich meine Gegner, und sie taten es auf eine raffinierte Art und Weise.

Es gibt in meiner Wohnung einen Schrank. Dort hatte ich den silbernen Nagel aufbewahrt, den Kelch des Feuers und auch hin und wieder mein Schwert.

Und dieser Schrank glühte!

Er stand nicht in Flammen, sondern glühte von innen heraus, und dieses rote Licht übertrug sich auch auf die Tür des Schrankes.

Das Glühen hatte sie etwa in Brusthöhe erfaßt. Ich wußte genau, daß dort auf einem Regal der Kelch des Feuers stand, und ich ging davon aus, daß nur er für dieses Glühen verantwortlich sein konnte.

Tief atmete ich ein.

Meine Knie zitterten ein wenig, als ich mich dem Schrank näherte. Ich wollte aufschließen, mußte es sogar, wenn ich die Ursache dieses magischen Glühens herausfinden wollte. Einen Schritt vor dem Schrank blieb ich stehen. Eine kalte Hand fuhr über meinen Rücken, ich spürte die Gänsehaut sogar auf meinem Kopf, und das Frösteln erreichte den gesamten Körper.

Sollte ich öffnen?

Vorsichtig streckte ich meinen Arm aus. Es war der linke. Mit der rechten Hand holte ich die Beretta aus dem Gürtelholster. Wenn irgend etwas war, wollte ich sofort schießen.

Behutsam drehte ich den Schlüssel herum. Ich riskierte es und zog mit einem Ruck auf!

Der Kelch des Feuers schien von Flammen eingehüllt zu sein. Aber er verbrannte nicht. Nur ein roter Strahlenkranz

hüllte ihn ein, der sich jedoch, als ich die Tür aufzog, veränderte.

Ich sah, wie sich ein breiter Strahl von dem Kelch löste und genau auf mich zufuhr.

Ausweichen konnte ich nicht, dazu ging alles zu schnell. Der Strahl traf mich am Kopf. Ich rechnete damit, bewußtlos zu werden, aber ich hörte plötzlich die fremde Stimme in meinem Gehirn ...

»Das Tor zur Hölle. Ich sehe das Tor zur Hölle.« So vernahm ich die Worte. »Geisterjäger John Sinclair. Du befindest dich in Gefahr. Sie will zuschlagen. Asmodina, sie ist nahe, sie hat es geschafft, John Sinclair. Vorsicht!«

Ich blieb steif stehen und konzentrierte mich nur auf die anderen Gedanken. Schon nach den ersten Sekunden hatte ich gemerkt, daß mir die Person, die die Gedanken ausströmte, nicht feindlich gegenüberstand. Sie wollte etwas von mir, sie hatte mich gesucht, um mich zu warnen. Aber wer war sie?

Diese Frage formulierte ich in Gedanken und erhielt auch eine telepathische Antwort.

»Lucille, das Medium. Meine Gedanken durchstreifen die Dimensionen. Ich spüre den Schrecken, der sich dir immer mehr nähert. Furchtbar. Er wird dich treffen. Flieh ...«

»Wohin?« Diese Worte flüsterte ich sogar und formulierte sie gleichzeitig in Gedanken.

»Zu spät, es ist zu spät. Die anderen sind nah. Das Tor zur Hölle - ich habe dich gesehen. Du wirst es aufstoßen. Sie packen dich. Und hinter dem Tor wartet der Teufel. Der Teufel, John Sinclair! Hörst du? Der Teufel!«

Über meinen Rücken lief ein Schauer nach dem anderen. Das Medium Lucille sprach so eindringlich, daß mir angst und bange wurde.

Sie redete vom Teufel.

Von Asmodis!

Steckten er und Asmodina denn hinter den Vorgängen
und nicht Solo Morasso?

Ich erfuhr es nicht mehr, denn in meinem Kopf hallte das
Echo eines markerschütternden Schreis wider.

Lucille hatte ihn aufgestoßen.

Ein letztes Signal empfing ich.

»Der Tod - der Tod ist da - die Engel ...« Dann war
Schluß!

Wie eine Statue blieb ich stehen.

Auf der Schwelle standen zwei von Asmodinas gefährlichen
Todesengeln. Sie hatten die Tür nicht nur aufgestoßen,
sondern sie sogar aus den Angeln gerissen.

Die beiden sahen aus wie immer. Sie trugen schwarze
Kleidung, die irgendwie an Leder erinnerte. Das Oberteil
endete dicht unter der Brust. Zwischen ihm und dem
Hosengürtel schimmerte helle Haut. Die Haare der beiden
Todesengel hatten eine rostrote Farbe, die Gesichter waren
glatt und kalt.

Auf den Rücken dieser Wesen wuchsen Flügel, die es
ihnen ermöglichten zu fliegen.

Bewaffnet waren sie auch. Beide trugen ihre gefährlichen
Bogen. Die Sehnen waren gespannt, auf ihnen lagen die
Pfeile, und die Todesengel brauchten nur noch loszulassen,
um die gefährlichen Waffen ins Ziel zu schießen.

Der Schock und der Schreck hatten die beiden Frauen
getroffen. Sie waren in ihren Haltungen erstarrt.

Lucille saß auf der Couch, während die Astrologin neben
der Liege stand.

Beide mußten den Anblick dieser Todesengel erst ver-
kraften. So etwas hatten sie noch nie gesehen, doch Lucille
wußte Bescheid. Auf ihren transzendentalen Reisen hatte
sie die Todesengel schon des öfteren zu Gesicht bekommen,

sie wußte genau, wie gefährlich sie waren und wie sie bedingungslos zu Asmodina standen.

»Die Todesengel«, hauchte Lucille, »gütiger Himmel ...« Mehr sagte sie nicht, mehr brauchte sie auch nicht zu sagen, denn auch Tanith spürte die Gefahr, die von diesen beiden Wesen ausging. Sie strömten das Grauen aus, und sie waren erschienen, um den Auftrag ihrer Herrin auszuführen.

Lautlos und gleitend bewegten sie sich zur Seite. Einer nach links, der andere nach rechts. Die kalten Augen in ihren Gesichtern bewegten sich dabei, der Blick blieb immer auf Tanith und das Medium Lucille gerichtet.

Erst jetzt bewegte sich die Astrologin. Sie hatte die Zusammenhänge intuitiv erfaßt, und sie wußte plötzlich, weshalb die Todesengel geschickt worden waren.

Um zu töten!

Tanith stellte sich so hin, daß sie mit ihrem Körper das Medium schützte. Sie war sehr ehrlich und gab sich die Schuld, daß die Todesengel überhaupt erschienen waren. Hätte sie Lucille nicht die Beschwörung durchführen lassen, wäre es erst gar nicht soweit gekommen. Jetzt mußten sie die Folgen tragen.

»Was wollt ihr?« fragte sie. Ihre Stimme war dabei nur noch ein Hauch.

»Sie!«

Der Todesengel, der die Antwort gegeben hatte, blickte dabei auf Lucille, damit keine Mißverständnisse aufkamen.

»Und warum?«

»Sie ist eine gefährliche Person. Ihr Geist kann unsere Dimensionen durchdringen, sie hat uns gestört, und das darf nicht sein. Deshalb muß sie sterben!«

»Nein!« schrie Tanith. »Das könnt ihr nicht. Sie soll leben. Sie hat euch nichts getan, gar nichts ...«

Da schoß der erste Engel.

Der Pfeil war so schnell von der straff gespannten Sehne

geflogen, daß Tanith ihn kaum sah. Sie hörte nur ein gefährliches Sirren und rechnete mit dem harten Einschlag in ihrem Körper.

Die Astrologin täuschte sich. Der abgeschossene Pfeil wischte dicht an ihrem Ohr vorbei und hieb gegen die Wand, von wo er zu Boden fiel und liegenblieb.

»Es war nur eine Warnung«, erklärte der Todesengel, der geschossen hatte. Er griff hinter sich und holte einen zweiten Pfeil aus dem auf dem Rücken hängenden Köcher. Er legte ihn sofort an und spannte die Sehne.

Wie erstarrt blieb Tanith stehen.

Anders Lucille. Sie hatte endlich begriffen, daß sie sterben sollte. Ihr Gesicht schien zu zerfließen, es wurde zu einer Grimasse der Furcht, und sie klammerte sich angstvoll an Tanith fest.

»Tu was!« flüsterte sie erstickt. »Tu doch endlich etwas! Ich will nicht, daß ...«

»Wenn ihr sie umbringt, dann müßt ihr auch mich töten«, erklärte Tanith mit fester Stimme. »Denn ich kenne die Geheimnisse mancher Jenseitsreiche ebenfalls.«

»Dir werden wir auch noch die Rechnung präsentieren!« wurde der Astrologin gesagt. »Die Kugel wirst du nicht mehr lange behalten können. Wir werden sie zerstören, und damit zerstören wir dein Lebenswerk. Damit du aber trotzdem nicht noch auf dumme Gedanken kommst, werden unsere Pfeile dich ebenfalls durchbohren!«

Harte Worte, die eine Mordabsicht dokumentierten. Die Todesengel wollten ihrem Ruf gerecht werden.

»Neiin!« Lucille brüllte plötzlich auf. Sie ließ Tanith los und warf sich nach vorn. Die Couch war weich, sie kam nicht so gut weg, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie mußte die Hände als Stütze nehmen, stieß sich ab, und bevor Tanith sie wegzerren konnte, war Lucille ihr schon entglitten.

Das Medium sprang auf das Ende der Couch zu, wollte

sich auf den ersten Todesengel stürzen und hatte die Arme bereits ausgestreckt, als dieser die Sehne losließ.

Das Sirren des Pfeils war diesmal kaum zu hören. Die Distanz war sehr kurz.

Der Pfeil traf hart.

Und zielgenau.

Tanith hörte den Aufschlag.

Lucille spürte den brennenden Schmerz in ihrer Brust. Er breitete sich gedankenschnell aus, war plötzlich überall und schien sie zu zerreißen. Langsam kippte Lucille, das Medium, auf die Seite. Die Couch war so breit, daß sie nicht hinunterfallen konnte und dicht an deren Rand liegenblieb. Halb auf der Seite, halb auf dem Rücken.

Aus ihrer Brust ragte der lange Schaft des Pfeils. Es war ein mörderischer Todesbote, der das Mädchen mitten ins Herz getroffen hatte. Lucilles Leben war ausgelöscht. Sie hatte die lange Reise angetreten, von der es keine Rückkehr gab.

Fassungslos starrte Tanith auf die Tote. Sie dachte daran, daß Lucille erst in der Blüte des Lebens gestanden hatte und eiskalt umgebracht worden war.

Nur allmählich begriff sie und hob ihren Blick, um die vor ihr stehenden Gegnerinnen anzuschauen. Tanith sah sie nicht an, ihre Augen schwammen in Tränen, die Lippen zuckten, und sie mußte hart schlucken, weil sich ein heißer Kloß in ihrer Kehle festgesetzt hatte.

Dieses Erlebnis hatte sie bis in die Grundfesten erschüttert.

Zitternd blieb sie stehen und schaute zu, wie die unheimliche Mörderin ihren Arm bewegte und einen neuen Pfeil aus dem Köcher holte, den sie auf die Sehne legte und sie spannte.

»Der ist für dich!« versprach sie mit höhnischer Stimme. Ihre Augen waren zwei Eiskristalle in einem bewegungslosen Gesicht, als sie Tanith anvisierte.

Ihre Artgenossin bewegte sich dabei zur Seite. Sie wollte die geheimnisvolle Kugel an sich nehmen.
Tanith schüttelte den Kopf. »Dann schieß doch!« schrie sie.
»Verdammt, schieß!«
Die Wahrsagerin und Astrologin hatte mit ihrem Leben abgeschlossen.

Es war etwas passiert!
Und zwar mit dem geheimnisvollen Medium, dessen Stimme ich in meinem Kopf vernommen hatte.
War es tot? Hatte es die Hilfe, die es mir geben wollte, mit dem Leben bezahlt?
Nichts hörte ich mehr. Mein Kopf war frei von fremden Gedanken. Nur ein dumpfes Gefühl blieb zurück.
Ich schaute auf den Kelch. Nach wie vor stand er in seinem Fach. Golden schimmerte er. Ich sah die geheimnisvollen Zeichen, die in den Rand graviert waren. Uralte Worte, Beschwörungen, die ich ebensowenig kannte wie die auf meinem Kreuz.
Die Vorwürfe kamen von allein. Ich hätte mich mehr um den Kelch kümmern können, um sein Geheimnis zu ...
Weiter dachte ich nicht mehr, denn mit dem Kelch geschah etwas sehr Seltsames.
Seine Farbe veränderte sich. Aus dem Innern des Kelchs und auch in den Wänden begann es zu brodeln. Ich sah rote Schlieren, die sich erst langsam, dann jedoch immer schneller bewegten und schließlich in einem rasenden Wirbel endeten.
Eine starke magische Kraft traf mich. Meine Gedanken wurden gestört, ich war nicht mehr ich selbst und sah nur noch auf den Kelch des Feuers, der seinem Namen alle Ehre machte, denn aus der breiten runden Öffnung schoß eine violette Flamme.
Sie puffte regelrecht auf, wurde, als sie zu breit war,

zusammengedrückt, knickte weg und richtete ihre Spitze auf mich.

Asmodis' Gesicht leuchtete mir aus der Flamme entgegen. Eine widerliche dreieckige Fratze, zu einem höhnischen Grinsen verzogen, das mir ankündigte, welches Schicksal ich zu erleiden hatte.

Ich konnte nicht nach links und nach rechts. Ich war wie festgeleimt. Hilflos ohne mein Kreuz. Keine Abwehrkräfte gegen die starke Magie und gegen das Feuer, das sich immer mehr ausbreitete und mich umfing. Die Umrisse des Schrankes verschwammen vor meinen Augen, ich sah nur noch das Feuer, das mich umhüllte und wegtrug.

Die Wohnung verschwand vor meinen Augen. Ich wurde nicht einmal bewußtlos, sondern zu einem Teil einer gewaltigen magischen Kraft, die mich hineinzog in den Strudel des Schreckens.

Dem Tor der Hölle entgegen ...

Es waren Lichtblitze. Grünlich schimmernd und innerhalb von Sekundenbruchteilen aufflammend.

Tanith, die einfach nicht mehr glauben konnte, daß sie noch gerettet werden könnte, sah, wie der Todesengel vor ihr zusammenzuckte und ihm der Bogen aus den Händen fiel.

Die grünen Lichtpfeile hatten ihn getroffen. Sie waren nicht nur in seine Gestalt hinein-, sondern auch hindurchgefahren, sie rissen dieses Wesen auseinander.

Löcher entstanden an den Auf treffstellen, Staub rieselte wie feiner Schnee, und dann gab es den Todesengel nicht mehr.

Tanith war so erstaunt, daß sie kein Wort hervorbrachte. Ihr wurde schwindlig, so etwas hatte sie noch nie erlebt. Aus den Augenwinkeln nahm sie eine Bewegung wahr, hörte das Sirren des Pfeils, sah etwas

Goldenes blitzen und vernahm einen dumpfen Fall.
Als sie den Kopf wandte, lag der zweite Todesengel erledigt am Boden. Über ihm stand eine schwarzhaarige Frau. Ein goldenes Schwert hielt sie in der Hand. Die Spitze berührte den Boden. Und neben ihr lag der Kopf des zweiten Todesengels. Aus der Wunde am Hals strömte eine dunkle, schwarzgrüne Flüssigkeit, die sich mit dem Staub vermischtete, als sich der Kopf auflöste.

Ich bin gerettet! durchschoß es Tanith. Gütiger Himmel, ich bin gerettet. Sie wollte es kaum glauben. Schwindel erfaßte sie. Tanith ging rückwärts, stieß gegen einen Stuhl und setzte sich automatisch hin. Nun erst war sie in der Lage, sich umzusehen. Sie sah zwei Personen, die ihr noch nie im Leben begegnet waren. Menschen zwar, aber dennoch sehr seltsam.

Da war einmal die Frau.

Noch jung an Jahren, mit langen, schwarzen Haaren, die ein schmales schneeweißes Gesicht umrahmten und in dessen dunklen Augen ein geheimnisvolles Leuchten stand. Die Frau trug ein buntes, bodenlanges Kleid, und sie hielt in ihrer rechten Hand das Schwert mit der schmalen, goldenen Klinge.

An der Tür stand ein Mann.

Kleiner als die meisten Personen. Er sah zwar aus wie ein Mensch, doch seine Haut schimmerte grünlich.

Der Mann trug einen dunklen Mantel, hielt die Arme ausgestreckt, und die Astrologin sah, daß seine schmalen Finger in einem stärkeren grünen Ton leuchteten. Sie dachte an die Blitze, die den ersten Todesengel getötet hatten, und sie wußte plötzlich, daß die Blitze aus den Händen des Mannes geschossen sein mußten.

Sein Gesicht war etwas rundlich, die Augen lächelten, wie auch der Mund.

Tanith hatte Mühe zu sprechen. »Wer - seid ihr?« fragte sie krächzend.

Der kleine Mensch bewegte sich und trat tiefer in den Raum. »Ich heiße Myxin«, erklärte er. »Und die Frau, die dir das Leben gerettet hat, Tanith, ist Kara.«

»Ihr kennt mich?« Die Frage klang erstaunt. Taniths Blick glitt von einem zum anderen.

»Ja, wir kennen dich.«

»Aber woher?«

»Wir haben deine und die Ströme deines Mediums empfangen können, und wir merkten, daß ihr euch in Gefahr befandet. Mächte der Finsternis wollten euer Leben auslöschen, wir sind schnell gekommen. Leider nicht schnell genug.« Diese Worte hatte Kara gesprochen, und Tanith nahm sie nickend zur Kenntnis.

In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Damit mußte sie erst einmal fertig werden. Nie hätte sie mit einer Chance gerechnet, und dann, als es fast zu spät war, da tauchten die beiden wie die rettenden Märchenfeen auf. »Seid ihr überhaupt von hier?« Die Frage drang automatisch über ihre Lippen.

»Nein, das sind wir nicht.«

»Woher kommt ihr dann?« wollte die Astrologin wissen. Myxin drehte sich um und schritt zur Haustür. Sie stand offen, war jedoch nicht beschädigt worden. Erst als der kleine Magier zurückkehrte, gab er die Antwort.

»Es ist nicht leicht, unsere Herkunft zu erklären«, erwiderete er. »Wir müßten uns Zeit nehmen. Hast du Zeit, Tanith?« Die Wahrsagerin warf einen Blick auf die tote Lucille. »Ja«, sagte sie, »ich habe Zeit.«

»Dann laß uns reden«, stimmte auch Kara zu. Sie ließ sich auf der Kante eines Sessels nieder.

Tanith war überzeugt davon, daß sie einige Überraschungen erleben würde. Sie sollte sich nicht getäuscht haben ...

Die Kräfte der Hölle hielten mich gepackt!

Meine Gegner hatten ihre Trümpfe ausgespielt und mich doppelt überlistet. Nicht nur mein Kreuz hatte ich verloren, ich war den anderen auch so gut wie hilflos ausgeliefert. Sie hatten mich zu einem Spielball degradiert.

Ich trieb irgendwohin.

Die Flammen waren verloschen, dafür hüllte mich jedoch ein seltsam aussehender roter Nebel ein. Nicht Dr. Tods Nebel, sondern ein anderer. Er schien aus verdampfendem Blut zu bestehen, denn er hatte die gleiche Farbe.

Hilflos trieb ich durch den Nebel.

Ich selbst konnte mich bewegen, aber wohin sollte ich greifen? Da war nichts, was ich hätte fassen können, an einer langen Nebelschliere konnte ich mich schlecht festhalten.

Weiter trieb ich, immer weiter. Der Hölle entgegen, dem Höllentor zu, wie es mir gedanklich schon prophezeit worden war und es auch der Kugeldämon gesagt hatte.

Und ihn sah ich wieder.

Vielmehr Artgenossen von ihm. Sie lauerten innerhalb der Nebelstreifen, ich sah ihre runden Gestalten und die aufgerissenen Mäuler, die mir wie Teufelsrachen vorkamen, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verschlingen.

Sie taten mir nichts, sie hielten sich zurück und beobachteten meinen Weg in das Grauen.

Die Kugeldämonen belauerten meinen Weg, sie begleiteten mich als höllische Wachhunde, was sie sich eigentlich hätten sparen können, denn eine Fluchtchance gab es für mich nicht. Ich war und blieb ein Gefangener der Hölle.

Manchmal spürte ich fremde Einflüsse. Es waren Gedankenströme, die versuchten, mich zu erreichen, auch fanden, aber dennoch abgeblockt wurden, weil die Gegenkräfte zu stark waren.

Sie befahlen hier!

Plötzlich sah ich etwas vor mir.

Ein gewaltiges Gebilde, eine Mauer vielleicht, die mir den weiteren Weg versperrte.

Ich trieb genau auf die Mauer zu.

Zum erstenmal verspürte ich Angst. Wenn das so weiterging, würde ich gegen die Mauer prallen und mich vielleicht verletzen, falls *nicht* noch etwas Schlimmeres geschah.

Ich irrite mich total!

Plötzlich begann der Nebel zu leben. Erst quirlte er nur an einigen Stellen, dann gerieten die Wände rechts und links in Bewegung, und aus ihnen drangen lange grüne Arme hervor mit klauenartigen Fingern versehen, die mich packten, an mir zerrten, mich festhielten und meine unfreiwillige Reise bremsten.

Die Hände konnte ich kaum noch zählen. Ich spürte nur die harten Finger, sie befanden sich überall, und sie drückten so fest, daß ich vor Schmerzen hätte schreien können.

Allerdings stoppten sie mich nicht. Sie schoben mich weiter auf die Wand zu, die ich, je näher ich kam, immer besser sah. Ich erkannte, daß sie gar nicht fest war, sondern aus einer wabernden Masse bestand, ähnlich wie im Labyrinth der Angst die Wände aus den grünen Würmern.

Noch ein Stück weiter, dann mußte ich gegen die Wand prallen. Das geschah nicht.

Die Hände stoppten mich.

Direkt davor.

Wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich die Wand berühren. Das tat ich auch. Meine Finger hatten kaum Kontakt gefunden, als vor mir ein Ausschnitt, in der Größe mit einer Tür zu vergleichen, nach innen schwang. Er war mit der Fratze des Teufels versehen.

Ich hatte ein Tor aufgestoßen!

Das Tor zur Hölle ...

IM ZENTRUM DES SCHRECKENS

Sein Lächeln zeigte einen Triumph, wie ihn nur jemand empfinden konnte, der auf der ganzen Linie gesiegt hatte. Und das war bei Logan Costello tatsächlich der Fall.

Er besaß John Sinclairs Kreuz!

Daß dabei drei Menschen von seinen Leuten erschossen worden waren, kümmerte ihn nicht weiter. Der Zweck heiligt jedes Mittel, so lautete für den Mafiaboß Logan Costello die Maxime.

Das Kreuz!

Wenn er daran dachte, daß er es nun in den Händen hielt, wurde ihm ganz anders. Seine Gefühle waren kaum zu beschreiben. Triumph, Freude, Überschwang, das alles mischte sich und steigerte sich bei ihm zu einer regelrechten Euphorie.

Logan Costello wußte eins: In der Gunst seines Gönners Dr. Tod stand er jetzt sehr weit oben.

Vor ihm lag das Kreuz. Er hatte es extra auf ein Samtkissen gelegt. Der Samt schimmerte dunkelblau, und das silberne Kreuz stach davon deutlich ab. Die Kette lag zusammengerollt neben dem Kissen. Auch sie bestand aus geweihtem Silber, und so mancher Vampir hatte sich daran schon seine Klauen verbrannt.

Costellos Gesicht verzog sich, als er daran dachte, daß er das Kreuz nicht behalten konnte. Er mußte es Dr. Tod geben. Morasso, unter diesem Namen kannte man Dr. Tod auch, würde ihn bald aufsuchen und das Kreuz an sich nehmen, denn im Gegensatz zu den Mitgliedern seiner Mordliga konnte er es anfassen, denn er war ein Mensch-Dämon. Er hatte die Eigenschaften eines Menschen behalten, nur konnten ihn normale Waffen wie Bleigeschosse nicht mehr töten. Diese Existenz verdankte er Asmodina und dem Spuk.

Seine Fingerkuppen glitten über das Silber. Sie tasteten genau, fühlten und zeichneten die Eingravierungen nach. Der Mafioso konnte sich einfach nicht erklären, daß in die-

sem Kreuz so starke Kräfte stecken sollten, er selbst merkte davon nichts. Sie waren auch nicht zu ertasten, er spürte kein Kribbeln in den Fingern, das Kreuz blieb völlig normal. Und doch war es die gefährlichste Waffe, die John Sinclair besessen hatte.

Hatte, wohlgemerkt!

Als er über dieses Wort nachdachte, wurde sein Grinsen noch breiter. Es zog sich fast von Ohr zu Ohr hin. Dann jedoch zerfaserte es blitzartig, denn vor seinem großen Mahagonischreibtisch entstand plötzlich eine graue Nebelspirale.

Logan Costello, der große Mafiaboß, erschrak so heftig, daß er mit seinem gut gepolsterten Stuhl fast umgekippt wäre, denn er wußte das Zeichen genau zu deuten.

Dr. Tod war da!

Wenn Costello vor nichts auf der Welt Angst hatte, vor Morasso allerdings fürchtete er sich. Dieser Mann war so unberechenbar wie ein hungriger Tiger. Er konnte von einem Augenblick zum anderen seine Meinung wechseln und einen Mord begehen.

Costello schluckte. Er holte ein Tuch aus der Innentasche seines Jacketts und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, der ihm plötzlich ausgebrochen war.

Seine Hände zitterten. Er hoffte, alles richtig gemacht zu haben, denn Morasso rieb ihm jeden Fehler unter die Nase. Die Nebelwolke breitete sich nicht aus, sondern wurde schmal und stieg hoch zur Decke. Bevor sie die jedoch erreicht hatte, blieb sie zitternd stehen.

Logan Costello wagte nicht, sich zu rühren. Vor allen Dingen traute er sich nicht, seinen Arm auszustrecken und die Wolke zu berühren. Dann wäre etwas Gräßliches geschehen.

Dieser Nebel hatte die Eigenschaft, Menschen das Fleisch von den Knochen zu lösen, so daß sie als lebende Skelette herumliefen oder vergingen.

Deshalb rührte er sich nicht vom Fleck und blieb auf seinem Stuhl sitzen.

Aus weit geöffneten Augen starrte er die lange Nebelspirale an. Noch war von seinem unheimlichen Gast nichts zu sehen, doch das würde sich rasch ändern, wie er wußte. Dr. Tod besuchte ihn nicht zum erstenmal auf diese Art und Weise, aber jedesmal fürchtete sich der sonst eisenharte Mafioso.

Er brauchte in der Tat nicht lange zu warten, denn innerhalb der Spirale tat sich etwas.

Zuerst nur als Schatten sichtbar, formten sich allmählich die Umrisse eines Menschen hervor. Sie zirkulierten und vibrierten noch, wurden jedoch im Verlauf der nächsten Sekunden immer fester, härter und deutlicher.

Ein Mensch entstand.

Dr. Tod!

Plötzlich stand er da. Er war nicht einmal groß, sogar kleiner als Costello, jedoch kompakt gebaut und mit breiten Schultern. Sein Gesicht war blaß, er hielt sich wenig an der Sonne auf, grausam blickten die Augen, das Kinn sprang hart hervor, und das kurze Haar zeigte eine dunkelgraue Farbe.

Er hatte sich nicht verändert, dieser Mensch-Dämon. Er veränderte sich nie.

Und er trat aus der Nebelwolke, ging einen Schritt vor und blieb erst stehen, als er fast den Schreibtischrand berührte. Logan Costello wußte, was er seinem großen Gönner schuldig war. Er stand auf.

Die Nebelwolke blieb hinter Morasso. Costello wußte auch, daß der Würfel des Unheils sie produziert hatte. Er transportierte seinen Besitzer über Entfernungen hinweg zu seinem Ziel.

Morasso schaute Costello kurz an und nickte. Ohne ein Wort der Begrüßung zu sprechen, senkte er den Kopf und schaute auf das Kreuz.

»Das ist es«, sagte Costello, vor dem die Londoner Unterwelt zitterte, mit leiser Stimme.

Um Morassos Lippen zuckte es. »Ich weiß«, erwiderte er trocken. Ansonsten war bei ihm keine Gefühlsregung zu entdecken. Vielleicht spürte er den gleichen Triumph wie Costello, nur zeigte er ihn nicht, sondern blieb kalt und gelassen. Er streckte den Arm aus, faßte das Kreuz jedoch nicht an, sondern ließ seine Hand auf dem Schreibtisch liegen. »Hat es viel Mühe bereitet?« erkundigte er sich mit tonloser Stimme.

»Nein.«

Dr. Tod verzog die Mundwinkel. »Dabei waren wir so lange hinter ihm hergewesen. Verdammt, man braucht wirklich nur die gute Idee zu haben, und die hatte ich.« Seine Finger bewegten sich. Sie zitterten ein wenig, so ganz konnte sich Morasso doch nicht unter Kontrolle halten.

Dann griff er zu.

Es war wie der Angriff einer Klapperschlange. So schnell. Er umkrallte das Kreuz regelrecht, hielt es für einen Moment fest und hob es dann langsam an.

Ja, das war es!

Und er konnte es anfassen, ohne daß die Kräfte des Kreuzes ihn zerstörten. Aber sie würden eine andere zerstören, eine Todfeindin, die vernichtet werden mußte, das hatte sich Solo Morasso geschworen.

Asmodina!

Sie sollte sterben. Vielleicht auch durch das Kreuz, das er als letzten Trumpf ausspielen wollte.

Er hielt es dicht vor sein Gesicht. Die wulstigen Lippen zogen sich in die Breite und bewegten sich kaum; als er die folgenden Worte sprach.

»Ich habe dich endlich bekommen«, flüsterte er. »Lange genug hat es gedauert, wirklich lange genug. Aber nun gehörst du mir. Und nie wirst du in John Sinclairs Hände zurückkehren. Du hast mir noch in meiner Sammlung

gefehlt. Ich habe den Bumerang, ich habe den Würfel des Unheils und das Kreuz. Jetzt bin ich unbesiegbar!«

Und dann stieß er ein Lachen aus, das grausam und kalt durch den Raum hallte. Selbst der abgebrühte Logan Costello bekam eine Gänsehaut.

Solo Morasso schleuderte seinen rechten Arm in die Höhe. Die Finger hielten das Kreuz umklammert, nur ein kleiner Teil von ihm ragte aus seiner Faust.

In Siegerpose stand er da.

Er hatte es geschafft.

Er - Solo Morasso.

Sieg auf der ganzen Linie!

Und wieder lachte er. Lange genug hatte er sich beherrschen müssen, aber nun mußte er seinen Triumph loswerden. Er hatte das Spiel für sich entschieden.

Da flog die Tür auf.

Ein Mann stand auf der Schwelle. Er gehörte zu den beiden Killern, die die Morde an den drei Soho-Schlägern auf dem Gewissen hatten. Der Leibwächter, er hielt sich immer in Nähe des Arbeitszimmers seines Chefs auf, war durch das Lachen irritiert worden. Seine Waffe hatte er zwar noch nicht gezogen, doch seine rechte Hand war bereits unter dem Jackett verschwunden, um den Revolver blitzschnell hervorholen zu können.

Zwei Sekunden stand er starr, dann stürzte er in den Raum. »Capo, was ist? Soll ich ...?«

»Bleib stehen!« schrie Costello.

Er hatte das Unheil kommen sehen, doch er konnte es nicht mehr verhindern, weil sein Leibwächter zu schnell gewesen war. Dieser Mann sah den Nebelstreifen zwar, doch er wußte nichts von seiner schaurigen Funktion.

Er rannte praktisch mit der linken Hälfte seines Körpers hindurch. Das war sein Verderben.

Im nächsten Moment bewies der Nebel, welch eine grausame und mörderische Kraft in ihm steckte. Und Dr. Tod sah

grinsend zu, während Logan Costello fassungslos den Kopf schüttelte, aber nicht wagte, einzugreifen.

Der Killer kam nicht einmal bis zum Schreibtisch. Einen halben Schritt davor stoppte er.

Sein Gesicht veränderte sich. Die Züge schienen einzufrieren, als er nach links schielte.

Dort veränderte sich der Stoff des Jacketts. Er wurde zuerst grau, das kleine Karomuster der Jacke verschwand ganz, und auch der Stoff löste sich auf.

Damit war das Grauen noch nicht beendet. Der gefährliche Nebel drang weiter. Er zerstörte das Hemd und berührte anschließend die Haut.

Und nun zeigte er seine gewaltige, mörderische Kraft.

Das Schreien des Mannes war markenschüttendernd. Der Killer erhielt für seine Verbrechen eine furchtbare Strafe. Vor dem Schreibtisch sackte er zusammen. Dabei fiel sein Kopf nach vorn, so daß er mit dem Kinn hart auf die Platte schlug. Den Mund hatte er aufgerissen. Ein gequältes Wimmern drang über seine Lippen. Mit einem flehenden Ausdruck in den Augen schaute er den stehenden Logan Costello an.

Der konnte ihm nicht helfen. Costello war froh, vom Nebel verschont geblieben zu sein. Der Killer hob den Kopf, eine letzte, verzweifelte Bewegung. Er hielt sich noch an der Kante fest, obwohl seine linke Hand bereits aus weißen, knöchernen Fingern bestand.

Dann fiel er zur Seite.

Solo Morasso hob die Schultern. »Er war ein Idiot«, erklärte er. »Er hätte nicht hereinkommen sollen.«

Costello nickte. Im Moment konnte er nicht sprechen, dafür war ihm der Tod eines seiner besten Leibwächter zu sehr auf den Magen geschlagen. Er verfluchte Morasso und wünschte ihn weit weg.

Dr. Tod bedachte ihn mit einem Blick, als könne er Gedanken lesen. Logan Costello fühlte sich ertappt und zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

Morasso grinste nur. Das Kreuz hielt er noch immer fest.
»Ich werde wieder verschwinden«, sagte er, und so etwas wie ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Mit diesem Kreuz hast du dir auch selbst einen Gefallen getan, mein Lieber.«
»Wieso?«

»John Sinclair wird bald nicht mehr leben. Wir löschen ihn aus!«

Nach diesen Worten bewegte sich Dr. Tod zurück und stieg in die stehende Nebelfahne. Seine Gestalt begann bereits nach zwei Sekunden zu flimmern, und einen Herzschlag später waren sie und der Nebel verschwunden. Logan Costello wischte sich über die Augen. Hatte er das alles nur geträumt?

Nein, es war kein Traum. Er brauchte sich nur vorzubeugen und über den Rand des Schreibtisches zu schauen. Dort lag sein Leibwächter.

Als Skelett ...

Vor mir öffnete sich die Wand!

Jedenfalls hatte ich das Gefühl. Meine Finger waren nur leicht dagegengestoßen, und schon war dieses Riesen-gebilde - oder zumindest ein Teil davon - zurückgeschwungen.

Was lag dahinter?

Die Hölle? Das waren Vermutungen, und ich holte sie nicht einmal so weit her, denn vom Tor der Hölle hatte der sterbende Kugeldämon in der Tiefgarage gesprochen und auch die Stimme des Mediums Lucille in meinem Gehirn. Ich war durch einen blutroten Nebelkanal geschwebt, hatte innerhalb der Nebelwolken die Kugeldämonen gesehen und war von gierigen, grünen Armen gepackt worden, bevor ich gegen die Mauer prallte, die vor mir hochwuchs. Dadurch stieß ich einen Teil auf.

Das Tor zur Hölle!

Was erwartete mich dahinter? Trotz der miesen Lage, in der ich mich befand, siegte die Neugierde. Ich konnte nämlich klar denken und auch entsprechend reagieren. Die Reise in die fremde Dimension hatte ich seelisch und körperlich bisher unbeschadet überstanden.

Tat sich wirklich vor mir die Hölle auf, von der in der langen Geschichte der Menschheit immer wieder gesprochen und geschrieben wurde? Würde ich das Höllenfeuer sehen? Das absolute Grauen? Oder nur in einem Pandämonium landen?

Fragen, die mich quälten und auf die ich trotz der gefährlichen Situation gern eine Antwort gewußt hätte.

Hinter dem Tor befand sich die absolute Schwärze. Ich tauchte in sie hinein und spürte sofort die Aura des Schreckens. Sie war so stark und drohend, daß sie mir die Brust zusammenpreßte und ich überhaupt Mühe hatte, einen klaren Gedanken zu fassen. Hier herrschte das absolut Böse, und ich hatte das Gefühl, tatsächlich in die Hölle zu schweben. So stark hatte ich das Grauen noch nie in meinem Leben empfunden. Es preßte mir das Herz zusammen, ein überstarkes Gefühl der Angst breitete sich in mir aus, daß jetzt alles vorbei wäre, daß man mich für immer gefangenhielt in der endlosen, absoluten und tiefen Schwärze des Dämonenreiches.

Die Dunkelheit blieb nicht. Vor mir, eine genaue Entfernung war schlecht abzuschätzen, sah ich einen helleren Umriß, der sich bewegte. Genaues konnte ich nicht erkennen. Erst als ich näher heran war, da entdeckte ich, daß es zwei Personen waren, die mich offenbar erwarteten.

Ohne daß ich mich dagegen wehren konnte, wurde ich auf diese Personen zugetrieben. Unsichtbare Hände schienen mich voranzustoßen, immer weiter, bis ich schließlich die beiden identifizieren konnte.

Sie wußten, wer ihnen da entgegen kam, und ich konnte verstehen, daß sie triumphierend grinsten.

Es waren meine beiden Todfeinde.

Asmodis, der Teufel, und Asmodina, seine höllische Tochter!

Überrascht war ich nicht, ich hatte ja damit gerechnet.

Asmodina grinste sogar noch höhnischer. Gegen sie hatte ich öfter gekämpft als gegen ihren Vater, aber beide haßten mich mit der gleichen Intensität.

Während ich noch weiter auf sie zuschwebte, öffnete Asmodina ihre rechte Hand, nachdem sie den Arm ausgestreckt hatte.

Auf der Fläche sah ich etwas blinken.

Es war der silberne Nagel, mit dem ich Dr. Tod damals vernichtet hatte ...

Über die Tischplatte hinweg schaute Shao, die Chinesin, ihren Freund Suko an. »Dir schmeckt es nicht, was?«

»Doch, doch.«

»Lüg doch nicht. Sonst ißt du immer mehr als heute. Du hast etwas, Suko.«

»Klar. Dir würde es auch nicht schmecken, und dir schmeckt es auch nicht, obwohl du dich zwingst, zu essen.« Der Chinese schob seinen Teller zurück. »Ich war selten in meinem Leben so unruhig wie heute, das kannst du mir glauben.«

»Das Kreuz?«

»Ja. John hat es verloren. Sie haben es ihm abgenommen. Keiner weiß, wo es sich befindet. Ich glaube nicht daran, daß Costello es noch hat. Sicherlich befindet es sich bereits in den Händen von Solo Morasso. Jetzt hat er alle Trümpfe. Den Bumerang, den Würfel des Unheils und auch das Kreuz. Damit kann er sich zum Höllenherrschер aufschwingen.«

»Malst du da nicht zu schwarz?« fragte Shao.

»Kaum. Du weißt selbst über das Kreuz Bescheid und

auch darüber, welche Macht *und* Kraft es besitzt. Zudem kann Morasso es anfassen, das darfst du nicht vergessen. Er ist ein Mensch-Dämon, eine gefährliche Mischung, wie sie noch nie vorher erschaffen wurde.«

»Dann ist er unbesiegbar?«

Suko hob die Schultern und bemerkte, wie seine Partnerin fröstelte. Deshalb formulierte er die Antwort anders.

»Unbesiegbar ist wohl keiner. Es ist zumindest schwer, gegen Dr. Tod zu gewinnen, sagen wir mal so.«

»Ja, das sehe ich ein.« Auch Shao schob ihren Teller zur Seite. »Sollen wir John nicht zu uns holen?«

»Das wird kaum Zweck haben. Er wollte ja allein bleiben. Ich verstehe das auch. Er muß es erst einmal überwinden, ohne seine stärkste Waffe dazustehen.«

»Ja, da hast du recht.«

Einige Minuten vergingen schweigend. Als das Telefon schrillte, zuckte Shao zusammen.

Suko stand blitzschnell auf und hatte den Hörer schon abgenommen, bevor es zum zweitenmal klingelte. Er erwartete, John Sinclair zu hören, war allerdings überrascht, als Sir James Powells Stimme an sein Ohr drang.

»Wo befindet sich John Sinclair?« fragte der Superintendent sofort.

»In seiner Wohnung, Sir.«

»Nein, da ist er nicht.«

Suko lief es bei dieser Antwort kalt über den Rücken. »Da ist er nicht? Aber wir haben uns doch ...«

»Jedenfalls meldet er sich nicht auf meinen Anruf. All right, dann sage ich es Ihnen. Durch Zufall sind von einem Nachtwächter drei Tote gefunden worden. Die Leichen lagen in einer leerstehenden Fabrikhalle in der Nähe des Hafens. Sie müssen etwas mit dem Überfall auf John Sinclair zu tun gehabt haben, denn bei einem der drei haben wir die Beretta des Oberinspektors gefunden.«

»Und die Männer sind tot?« fragte Suko entsetzt.

»Ja, sie wurden erschossen.«

»Costello löscht alle Spuren.«

»Genau. Jetzt aber zu Sinclair. Hat er Ihnen gesagt, wo er hingegangen ist?«

»Nein, Sir, er wollte allein bleiben und auf Ihren Anruf warten.«

»Ich mache mir Sorgen. Sehen Sie mal nach, Suko, und rufen Sie mich dann an.«

»Das geht in Ordnung, Sir.«

Suko legte auf. Shao hatte sich neben ihn gestellt und so einen Teil des Gesprächs mitbekommen. »John ist nicht da?« Der Chinese nickte.

»Aber wo kann er nur sein?«

Da hob Suko die Schultern. »Ich weiß es nicht, wirklich nicht. Da ist irgend etwas passiert. Ich muß rüber.« Suko drehte sich um und holte den Zweitschlüssel zur Wohnung seines Freundes. Es waren nur ein paar Schritte über den Gang. Shao wollte mit, doch Suko schüttelte den Kopf.

»Nein, bleib du lieber hier, es ist besser so. Wenn etwas passieren sollte, habe ich dich aus dem Gefahrenbereich.«

»Wenn du meinst ...«

Suko nahm nicht nur den Schlüssel mit, sondern auch seine Waffen. Die Beretta hatte er schon gezogen. Er hielt sie in der rechten Hand, mit der linken hatte er die Tür aufgeschlossen.

In der Wohnung war es still. Suko spürte, daß etwas geschehen war, denn ihm erschien die Stille nicht normal, sondern unheimlich.

Er wagte kaum zu atmen, als er durch die schmale Diele schlich.

Die Tür zum Wohnraum stand offen. Auf der Schwelle blieb Suko stehen und hatte einen freien Blick.

Er sah sofort den Schrank, wo der Kelch des Feuers stand. Die Tür war geöffnet.

Suko blickte auf den Kelch.

Aus welchem Grunde hatte John Sinclair die Tür geöffnet?
Wollte er an den Kelch?

Tief atmete der Chinese ein und ging langsam vor. Ein Kampf hatte nicht stattgefunden. Nichts wies darauf hin. Alles war normal. Auf dem Tisch stand noch ein Glas, an dessen Innenwand letzte Bierschaumreste klebten.

Der Chinese verstand nichts. Es gab auch keine Spuren, aus denen er einen Tathergang hätte nachvollziehen können. Alles war so seltsam, so unheimlich ...

Vor dem Schrank blieb er stehen, steckte die Pistole weg und ließ seine Finger über den Kelch des Feuers gleiten. Er fühlte sich völlig normal an. Suko konnte sich nicht vorstellen, daß von ihm eine Gefahr ausgehen sollte. Und doch mußte er mit Johns Verschwinden zu tun haben.

»Hast du etwas gefunden?« Shao war ihrem Freund gefolgt und stand dicht hinter Suko.

Der Chinese drehte sich um. »Nein«, erwiderte er. »Nur den Kelch im offenen Schrank.«

»Dann hat er irgendeine Bedeutung gehabt«, folgerte Shao sofort.

»Das kann sein.«

»Aber John kann sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben«, rief Shao erschreckt. »Das ist unmöglich ...« Sie stockte, denn ihr war eingefallen, daß es für das Sinclair-Team eigentlich das Wort unmöglich nicht geben durfte.

»In Luft aufgelöst«, murmelte Suko. »Verdammtd, da kannst du recht haben oder auch nicht. Ich würde es gern umschreiben. Man kann auch sagen, er hat eine Dimensionsreise hinter sich gebracht.«

»Das weißt du nicht genau.«

»Nein, es ist Spekulation. Wenn ich nur wüßte, welche Kräfte in dem Kelch stecken! Sie müssen auf irgendeine Art und Weise geweckt worden sein.«

»Durch John?«

»Kann sein.«

Shao wollte es genau wissen und durchsuchte die Wohnung. Als sie zu ihrem Freund zurückkehrte, hob sie nur die Schultern. »Nichts«, stellte sie mit tonloser Stimme fest.

Suko ging erst gar nicht in die Nachbarwohnung zurück, sondern rief direkt an. Er tippte die einzelnen Zahlen. Sir James Powell meldete sich auf der Stelle.

»Sir, John Sinclair ist verschwunden! Seine Wohnung fanden wir leer. Irgend jemand muß ihn erwischt haben, wenn ich das mal so sagen darf. Und dabei spielt der Kelch des Feuers eine entscheidende Rolle.«

Sir James atmete heftig ein. »Sonst haben Sie keine Spur gefunden, Suko?«

»Nein, Sir.«

»Dann bleibt uns nichts anderes zu tun, als abzuwarten«, gab Sir James kleinlaut zu.

»Sollen wir nicht Costello auf den Zahn fühlen?«

»Das wird keinen Zweck haben. Wie Sie mir zudem die Sachlage geschildert haben, nehme ich an, daß Logan Costello damit nichts zu tun hat. Am besten ist es, wenn Sie in Sinclairs Wohnung bleiben. Vielleicht meldet er sich auf irgendeine Art und Weise.«

»Ja, das könnte möglich sein«, erwiderte Suko leise.

»Sie rufen mich an, falls etwas geschehen sollte.«

»Natürlich, Sir.«

»Und?« fragte Shao. Sie hatte diesmal nicht mitgehört. Der Chinese hob nur die Schultern. Diese Geste sagte eigentlich alles.

Ein schriller Entsetzensschrei drang aus dem Mund der ehemaligen Terroristin Pamela Scott, auch Lady X genannt und seit kurzer Zeit ein Vampir. Sie hatte das Kreuz gesehen, das Solo Morasso hochhielt, und sie spürte die starke Ausstrahlung des Kruzifixes, so daß sie zusätzlich noch

zurückwich und den rechten Arm als Deckung vor ihr Gesicht riß.

»Nimm es weg! Nimm es weg!« kreischte sie.

Morasso lachte. »Was hast du? Du brauchst es doch nicht zu berühren, Lady X.«

»Trotzdem.«

Dr. Tod dachte nicht daran, dem Wunsch der Vampirin nachzukommen. Er behielt das Kreuz offen in der Hand. Schließlich mußten die anderen sehen, daß er gesiegt hatte. Und zwar auf der ganzen Linie gesiegt, denn er hatte das Wertvollste, was es für ihn überhaupt geben konnte.

In dem alten unterirdischen Betonbunker, einem Überrest des Zweiten Weltkriegs, hallte das Lachen des Solo Morasso von den kahlen Wänden wider. »Jetzt ist Sinclair erledigt!« schrie er. »Endgültig und für alle Zeiten.«

Abermals lachte er. Die Lampen an den Wänden und der Decke begannen zu flackern, als wollten sie ihm zustimmen. Die anderen Mitglieder der Mordliga schauten ebenfalls auf ihn und das Kreuz.

Vor allen Dingen Mr. Mondo. Er konnte es auch anfassen, denn er war der einzige Mensch in der Mordliga. Sein Blick zeigte großes Interesse, die Augen hinter den Brillengläsern blitzten.

Lupina, die das Kreuz ebenso fürchtete wie Lady X, hatte sich zurückgezogen. Sie wußte ebenfalls um die Gefährlichkeit dieser Waffe. Tokata, Vampiro-del-mar und Xorron schauten ziemlich teilnahmslos, als ob das Kreuz sie nicht interessierte. Nur Mr. Mondo konnte nicht länger hinter dem Berg halten.

»Dir nutzt das Kreuz nichts gegen John Sinclair«, sagte er.

»Damit kannst du ihn nicht besiegen!«

Morasso fuhr herum. »Das weiß ich selbst. Aber Sinclair ist geschwächt, und ich will das Kreuz gegen Asmodina einsetzen. Ich habe eine so starke Waffe, daß sie die Teufelstochter vernichten kann. Sinclair ist in diesem Falle

eine Nebensache, ein Abfallprodukt. Wir erwischen ihn so oder so. Asmodina ist mir wichtiger. Wenn wir sie ausgeschaltet haben, steht einer Machtübernahme nichts mehr im Wege. Ihre Reiche werden dann uns gehören.«

Starke Worte, jedoch nicht übertrieben, wenn es ihnen gelang, die Teufelstochter zu stürzen.

Solo Morasso hatte es im Laufe der Zeit geschafft, all seine Mitglieder davon zu überzeugen, daß Asmodina als Todfeindin Nummer Eins angesehen werden mußte. Das war praktisch die Bedingung, überhaupt Mitglied der Mordliga zu bleiben. Erst wenn Asmodina aus dem Weg geschafft war, konnte man sich anderen, großen Aufgaben widmen.

Davon gab es genug. Denn auch Dr. Tod hatte von einer voratlantischen, unheimlichen Magie gehört, die noch schlief, von ihm jedoch zum Leben erweckt werden sollte. Wenn es ihm gelang, auch diese fürchterlichen Dämonen und Wesen auf seine Seite zu ziehen, war das die halbe Miete. Zuvor mußten allerdings sämtliche Hindernisse aus dem Weg geräumt werden.

»Ihr steht voll auf meiner Seite?« fragte Solo Morasso noch einmal.

Die Mitglieder der Mordliga sagten nichts. Morasso schaute jedes von ihnen an.

Bei Mondo begann er. Der verbrecherische Wissenschaftler grinste und nickte.

Lady X gab ebenfalls durch eine Kopfbewegung ihre Zustimmung.

Vampiro-del-mar stieß ein undefinierbares Geräusch aus. Ein Zeichen, daß auch er einverstanden war.

Xorron ebenfalls.

Und auch Lupina, die Königin der Wölfe, hatte nichts dagegen, obwohl sie ihr eigenes Süppchen später kochen wollte. Davon allerdings sagte sie nichts.

Blieb Tokata.

»Wie ist es mit dir?« fragte Dr. Tod, als er sah, daß der Samurai des Satans keine Anstalten machte, dem Vorschlag zuzustimmen.

»Ich bin auch damit einverstanden!« drang es dumpf unter seiner Maske hervor.

»Dann ist es ja gut.«

»Allerdings möchte ich dazu noch etwas sagen.«

Solo Morasso krauste die Stirn. Er spürte, daß Tokata doch nicht so einverstanden war, und schickte ihm ein gedehntes »Ja?« entgegen.

»Ich werde euch für eine Weile verlassen müssen, denn ich spüre, daß der große Kampf bevorsteht.«

Morasso beugte sich nach vorn. Sein Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an. »Von welch einem Kampf sprichst du?«

»Nicht von deinem, sondern von meinem.«

»Du willst allein gegen Asmodina vorgehen?«

»Nicht gegen Asmodina, sondern gegen einen anderen.

Der Goldene Samurai treibt sich auf dieser Welt herum.

Einer von uns ist zuviel. Ich habe inzwischen herausgefunden, daß er sich auf den Weg gemacht hat, um den heiligen Fächer der Göttin Amaterasu zu suchen. Er befindet sich versteckt auf einer Insel. Wenn der Goldene den Fächer findet, ist er sehr stark. So stark, daß er uns gefährden kann. Und das will ich nicht zulassen.«

Selbst Solo Morasso wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Mit diesen Worten hatte er nicht gerechnet. Sollte Tokata etwa Angst haben?

Danach fragte er ihn.

»Nein, ich habe keine Angst. Ich werde mich dem Goldenen stellen, das ist alles.«

»Du wirst hier gebraucht.«

»Ihr seid doch jetzt stark genug.«

Das stimmte. Und doch wollte Solo Morasso es nicht zugeben. Wenn das Beispiel Tokatas Schule machte, dann ging

hinterher jedes Mitglied der Mordliga seinen eigenen Weg. Andererseits konnte er sich den Argumenten des untoten Samurai nicht verschließen. Er wußte auch um den Goldenen Bescheid und daß dieser ein Feind Tokatas war, deshalb suchte Dr. Tod nach einem Kompromiß und fand ihn auch.

»Es ist klar«, sagte er, »daß der Goldene eine Gefahr darstellt. Wir sollten sie gemeinsam angehen. Deshalb sage ich dir, bleib du so lange hier, bis wir Asmodina erledigt haben. Dann werden wir uns den Goldenen vorknöpfen.«

Tokata schüttelte das Maskengesicht. »Das geht nicht. Bis wir Asmodina erledigt haben, kann es längst zu spät sein. Ich muß ihn vorher finden.«

Morasso schwieg. Er befand sich in einer Zwickmühle. Urplötzlich war eine Situation entstanden, die er nicht einkalkuliert hatte. Tokata spielte nicht mehr mit. Konnte er das zulassen?

Morasso dachte an sein großes Ziel. Er mußte Asmodina vernichten, und er besaß das Kreuz. Wenn man es als Waffe mit Tokata verglich, dann war es wesentlich stärker als der Samurai des Satans, vor allen Dingen auf Asmodinas Person bezogen. Und der Goldene Samurai existierte tatsächlich und war ein Feind Tokatas. Also mußte er ausgelöscht werden. Nur paßte Morasso der momentane Zeitpunkt nicht. Er konnte allerdings daran nichts ändern.

»Und es gibt tatsächlich keinen anderen Weg für dich?« hakte er noch einmal nach.

»Nein«, erwiderte Tokata.

Solo Morasso nickte. Er hatte sich entschlossen, nachzugeben. Etwas, was bei ihm so gut wie nie geschah. Doch die Vorzeichen hatten sich verändert. Zudem besaß er das Kreuz.

»Du kannst gehen!« sagte er. »Geh und töte deinen Gegner!«

Tokata verbeugte sich. »Du wirst mit mir zufrieden sein«,

antwortete er grollend. Auf dem Absatz machte er kehrt und verschwand aus dem großen Bunkerraum.

Die anderen schauten ihm nicht nach. Unter den Mitgliedern der Mordliga gab es keine Verbindung. Sie waren eine Interessengemeinschaft, mehr nicht.

Für Solo Morasso war das Thema Tokata erledigt.

Er drehte sich um und wandte sich wieder den gegenwärtigen Problemen zu. Auf einem Tisch stand der Würfel des Unheils. Harmlos sah er aus. Weißbläulich schimmerten seine Flächen. Schlieren hatten sich innerhalb des Materials gebildet, sie bewegten sich langsam.

Dr. Tod hatte mit Hilfe des Würfels den Nebel produziert. Eine ungemein starke und gefährliche Waffe. Die nächste, den Bumerang, legte er rechts neben den Würfel. Das Kreuz deckte die linke Seite ab.

Dann umfaßte Morasso den Würfel mit beiden Händen. Er senkte den Kopf und konzentrierte seine Gedanken auf den Spuk. Durch den Würfel als Katalysator sollte der Spuk mit ihm in Kontakt treten. Durch Morassos Gedanken war er zu manipulieren.

Innerhalb des Würfels begannen sich die Schlieren schneller zu bewegen. Sie rotierten nicht, aber sie zuckten vor und zurück sowie nach oben und unten.

Eine feine Nebelspirale quoll aus der Oberseite. Sie stieg bis zur hohen Decke und durchdrang sie nicht, sondern breitete sich wie ein großer Pilz aus.

Heftig dachte Morasso an den Spuk. Der Dämon, der inzwischen auf seiner Seite stand, mußte seine gedanklichen Wünsche einfach vernehmen.

Er reagierte auf Schwarze Magie wie ein Seismograph auf die Wellen eines Erdbebens.

Und es tat sich etwas, der Spuk erschien, er hatte den Ruf des Mensch-Dämons vernommen.

Innerhalb der Nebelwolke bildete sich ein dunklerer Schatten. Er blieb nicht ruhig, doch Dr. Tod und auch die

Mitglieder der Mordliga wußten, daß sie hohen Besuch bekommen hatten.

»Du hast mich gerufen?« Die Stimme des Spuks schien aus dem Nichts zu erschallen.

Dr. Tod drehte seinen Kopf ein wenig, so daß er jetzt zur Decke blickte und den Spuk oder vielmehr den Schatten in der Nebelwolke anschauen konnte.

»Ja, ich habe dich gerufen!«

»Und warum?«

Solo Morasso kicherte wie ein Teenager. »Schau mal neben den Würfel. Dort siehst du etwas.«

Der Schatten in der Nebelwolke geriet in Bewegung. Dann drang ein dumpfes Grollen hervor, und im nächsten Augenblick erfüllte das schaurige Gelächter des gestaltlosen Dämons den Bunker. »Das Kreuz!« donnerte der Spuk. »Du hast das Kreuz!«

»Genau!« schrie Dr. Tod zurück. »Ich habe es, und damit werde ich Asmodina vernichten. Sei froh, daß du dich auf meine Seite gestellt hast. Jetzt kann nichts mehr schiefgehen. Wir schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe, denn auch John Sinclair ist nun wehrlos. Wir können ihn zerquetschen.«

»Das stimmt«, erwiderte der Herr im Reich der geknechteten Dämonenseelen. »Aber ich habe auch eine Überraschung für dich, Solo Morasso. Du wirst dich um John Sinclair wohl kaum noch zu kümmern brauchen. Das übernehmen andere.«

»Wieso?«

»John Sinclair befindet sich nicht mehr in seiner Wohnung, auch nicht in London und nicht auf der Welt. Er ist von Asmodina in ihr Reich geholt worden. Sie hat sich mit Asmodis zusammengetan, die beiden kämpfen jetzt miteinander gegen Sinclair. Sie werden ihn töten. Du brauchst dir um ihn keine Gedanken zu machen.«

Dr. Tod duckte sich unter den Worten des Spuks. »Stimmt das wirklich?« fragte er lauernd.

»Ja.«

Morasso stieß ein tiefes Knurren aus. Seine Hände bewegten sich unruhig. Die Vorstellung, seinen Todfeind als Leiche zu sehen, machte ihn rasend. »Das ist natürlich noch besser gelaufen, als ich annahm«, erwiderte er, »viel besser.«

»Sei vorsichtig«, warnte der Spuk. »Denke daran, daß Asmodina dich vernichten will. Und im Verein mit ihrem Vater ist sie sehr gefährlich. Zudem hat sie etwas, das dir schon einmal den Tod gebracht hat. Den silbernen Nagel!« Morasso reckte die Faust in die Luft. Sein Gesicht verzerrte sich. »Nein, sie wird es nicht schaffen. Das schwöre ich dir, Spuk. Sie packt es nicht, glaube mir.«

»Ich hoffe es, denn wenn sie gewinnen sollte, ginge es mir auch schlecht.«

Es waren seine letzten Worte. So rasch wie er erschienen war, verschwand er auch wieder.

Zurück blieben die fünf Mitglieder der Mordliga und Solo Morasso. »Asmodina wird nicht gewinnen«, flüsterte er heiser. »Sie schafft es nicht. Ich will ihren Kopf, und ich werde ihn bekommen. Zum Schluß triumphiere ich!«

Er sagte dies und schlug zur Bekräftigung seiner Worte mit der Faust auf den Tisch.

Niemand der anderen widersprach ihm. Die Mordliga war von ihrem Sieg überzeugt.

Ich schaute auf den Nagel.

Er lag auf dem Handteller der Teufelstochter und hatte ihr nichts getan. Seine Kraft war einfach nicht stark genug, um Asmodina zu zerstören. Da hätte ich schon stärkere Kaliber wie mein Kreuz auffahren müssen.

Gut gegen Böse.

Der uralte Kampf. Bisher hatte ich ihn für mich entscheiden können, nun aber hatten sich die Vorzeichen verändert. Mein Blick löste sich von dem Nagel und glitt über die

Gestalt der Teufelstochter. Sie sah so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte, bis auf eine Kleinigkeit.

Ihr Gesicht.

Es zeigte nicht mehr die normale Haut, sondern war pech-schwarz und wirkte ledern. Irgend etwas mußte mit ihr geschehen sein, ich wagte allerdings nicht, danach zu fragen.

Einen Schritt neben ihr stand Asmodis. Der Teufel!

Von Angesicht zu Angesicht sah ich ihn.

Das dreieckige Gesicht. Spitz lief es unten zu. Über dem Kinn befand sich der langgezogene, viereckige Mund. Dann eine Nase, die keine normale Form aufwies. Sie erinnerte mich an eine Mischung zwischen dem Geruchsorgan eines Tieres und dem eines Menschen. Das Gesicht schimmerte bräunlich. Ich konnte sogar die wenigen Haare eines Fells erkennen. Aus der breiten Stirn wuchsen zwei Hörner. Sie waren ein wenig gedreht, die Spitzen zeigten nach oben. Der Teufel trug einen schwarzen Umhang, den er fest um seine magere Gestalt gezogen hatte. In der Mitte klaffte der Umhang auf. Ich sah ein Bein. An das Bein schloß sich jedoch kein menschlicher Fuß, sondern der eines Pferdes an. Jetzt sah ich den Satan vor mir.

Und ich lebte, was für mich schon so etwas wie ein kleines Wunder war.

Zum erstenmal sprach Asmodis. Er sagte einen Satz, der mir unter die Haut ging. »Willkommen in der Hölle, John Sinclair!«

Obwohl ich große Angst verspürte, blieb ich äußerlich relativ gelassen. »Bin ich tatsächlich in der Hölle?«

»Ja, im Zentrum des Schreckens.«

»Die Hölle habe ich mir immer anders vorgestellt.«

Da riß der Satan seinen Rachen auf, und seine Augen rotierten feuerrot. »Du denkst zu menschlich, Sinclair. Die Hölle hat tausend Gesichter, eines davon siehst du hier. Es gibt auch das andere Gesicht, das grauenvolle. Vielleicht

wirst du es sehen. Nein, nicht nur vielleicht, sondern bestimmt.«

»Danke, mir reicht dies schon.«

Satan lachte. »Du bist wirklich noch nicht klein genug, John Sinclair. Aber wir werden es schon schaffen.« Dabei warf er seiner Tochter einen auffordernden Blick zu.

»Und wie«, sagte Asmodina. Sie hatte mich die gesamte Zeit über angestarrt, und der Haß in ihren Augen war nicht zu übersehen. Sie wollte mich vernichten.

Von ihrem Standpunkt aus gesehen war das sogar legitim. Denn ich hatte ihr wirklich zu viele Niederlagen beigebracht. Sie hatte es oft versucht, aber immer wieder war sie zurückgeschlagen worden. Wie mußte es in einem Wesen, dessen Innerstes praktisch nur aus Haß bestand, aussehen, wenn es jetzt seinem ärgsten Todfeind gegenüberstand.

»Hat er Waffen?« fragte Asmodis. Er dachte da schon praktischer als seine Tochter.

»Bestimmt«, erwiderte seine Tochter und verzog das schwarze Gesicht zu einem Grinsen. »Gib es zu!« fuhr sie mich scharf an.

Ich wollte schon nicken, als mir etwas einfiel. Die Idee wurde wirklich in einem winzigen Augenblick in meinem Kopf geboren, und wenn man von dem Begriff Gedankenblitz sprechen kann, dann war es bei mir der Fall. Warum sollte ich nicht versuchen, Asmodina und ihren Vater mit einem Bluff zu überlisten? Die Frage des Teufels war so gestellt worden, daß ich davon ausgehen konnte, ein Wesen vor mir zu haben, das nicht wußte, was lief. In meinem Fall hieß das: Der Satan hatte bestimmt nicht erfahren, daß mein Kreuz nicht echt war. Und seine Tochter natürlich auch nicht.

Ich nickte.

»Du hast also Waffen?« fragte Asmodina.

»Ja.«

»Welche?«

»Meine Pistole, den Dolch ...«

Asmodina winkte ab. »Die Dinge kannst du vergessen.

Mich interessiert nur dein Kreuz!«

Ich schaute sie an, und sie ließ sich tatsächlich bluffen,
denn sie sagte: »Du hast es also!«

»Ich gehe nie ohne Kreuz!«

Die Teufelstochter warf ihrem Vater einen raschen Blick zu. Der Teufel grinste böse. Auch er hatte einen regelrechten Horror vor dem geweihten Kruzifix, und er verlangte mit herrischer Stimme, daß ich es abnahm und niederlegte.

Niederlegen war gut. Bisher hatte ich nicht bemerkt, daß wir überhaupt auf festem Boden standen. Mir schien es eher, als würde ich über der Erde schweben. Die Gravitationskraft war in dieser Welt aufgehoben, denn ich erkannte keine Länge, Breite oder Höhe.

Alles war so seltsam, so unwirklich. Es gab keine Wände, die ich greifen konnte, keine festen Punkte zum Orientieren, höchstens der Teufel und seine Tochter.

Und ich stand den beiden gegenüber.

Das mußte man sich einmal vorstellen. Es war zwar kein Menschheitstraum in Erfüllung gegangen, aber ich erlebte einen Teil der Hölle, wie er tatsächlich war. Ich konnte jetzt - vorausgesetzt, ich würde je hier herauskommen - mehr über die Hölle berichten. Doch wie hatte man mir gesagt?

Die Hölle ist vielschichtig. Sie bildet keine Einheit. Ich stellte mir darunter eine Konzentration mehrerer Dimensionen vor, die sich wie die Häute einer Zwiebel überlappten. Eine andere Vorstellung von diesem Phänomen schaffte ich einfach nicht.

»Was zögerst du?« fuhr die Teufelstochter mich an.

»Nimm das verfluchte Kreuz ab!«

Ich hob meine Arme. Gleichzeitig bewegte sich auch Asmodis. Mit der linken Klaue zeichnete er einen Kreis in die Luft. Im selben Augenblick erschienen aus dem Nichts Wesen, die ich genau kannte.

Es waren die gefährlichen Kugeldämonen, treue Diener des Satans, und die bauten sich wie eine Wand vor Asmodis und dessen Tochter auf, so daß ich die beiden nicht mehr sehen konnte.

Trotz meiner prekären Lage konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. Beide, Asmodis als auch seine Tochter, hatten vor dem Kreuz einen regelrechten Horror. Sie wußten genau um seine Stärke, und sie bauten deshalb einen Schutzwall auf, damit ich sie nicht direkt angreifen konnte. Wenn die gewußt hätten ...

Ferner wunderte es mich, daß sie noch nichts von dem von mir getöteten Kugeldämon erfahren hatten. Er hätte ihnen ja sagen können, daß mein Kreuz versagte. Oder hielten sie sich bewußt damit zurück?

Eine Antwort wußte ich nicht. Sie spielte auch keine Rolle, ich mußte nur meinen Bluff weiter ausbauen.

Meine Finger fanden die Kette. Ich dachte daran, wie oft ich das Kreuz schon über den Kopf gestreift hatte, aber diesmal war es ein unechtes. Und ich drückte mir beide Daumen, daß die Gegenseite auf den Bluff hereinfiel.

Ich zog es hervor, dabei schielte ich auf die vor mir stehenden Kugeldämonen.

Sie rührten sich nicht und hatten nur ihre Mäuler weit aufgerissen, so daß ich die gefährlichen Zähne sehen konnte und die Rachen, mit denen sie ihre Opfer verschlangen.

Dann lag das Kreuz in meiner Hand. Ich hatte den rechten Arm ausgestreckt und das Kruzifix offen auf die Fläche gelegt. Die Kugeldämonen gerieten in Bewegung. Zwei von ihnen rückten ein kleines Stück zur Seite. Es entstand ein Zwischenraum, durch den Asmodina und der Teufel mich anschauen konnten.

Sie starrten auch auf das Kreuz. Gern hätte ich gesehen, wie es in ihren Gesichtern aussah. Statt dessen hörte ich einen zischenden Befehl.

»Wirf es zu Boden!«

Boden war gut. Ich kippte meine Hand nach links, so daß das nachgemachte Kreuz von der Fläche rutschen konnte. Würde es irgendwo verschwinden oder vor meinen Füßen liegenbleiben?

Es blieb liegen.

Im selben Augenblick verschwanden auch die gräßlichen Fratzen der Kugeldämonen. Die Köpfe, monsterhaft verzerrt, zogen sich zurück. Der Kreis um mich löste sich auf. Ich konnte wieder meine Erzfeinde direkt anschauen, und zwischen uns lag jetzt das, was die beiden immer gefürchtet hatten.

Das Kreuz!

Würden sie den Bluff schlucken? Bis jetzt hatte sich nichts getan. Ich konnte erkennen, wie beide die Köpfe senkten und auf das Kreuz schauten.

»Jetzt bist du ohne Schutz!« stieß Asmodis hervor und funkelte mich aus seinen roten Augen an.

»Ja, das bin ich.«

Asmodina sagte nichts. Das beunruhigte mich. Sie starre nur auf das Kreuz, schaute mich kurz an, dann ihren Vater und ging plötzlich auf das Kruzifix zu.

Drei Schritte brauchte sie nur. Kleine Schritte. Dann blieb sie vor dem Kreuz stehen und bückte sich.

Sie befand sich noch in der Bewegung, als Asmodis schrie:

»Was tust du? Du wirst sterben! Du wirst vergehen!«

Asmodina kümmerte sich nicht um die Worte ihres Vaters. Sie streckte zwar den Arm aus, aber griff noch nicht zu, sondern hob nur ihr schwarzes Gesicht, um Asmodis anzuschauen.

»Keine Angst, ich weiß genau, was ich tue. Du wirst dich wundern, Asmodis!«

Da wußte ich Bescheid. Wer reagierte wie Asmodina, der war nicht auf einen Bluff hereingefallen.

Sie packte das Kreuz!

Es war ein wilder, beinahe böser Griff, als ihre Finger den

Gegenstand umklammerten. Auf dem Absatz fuhr sie herum und schleuderte Asmodis das Kreuz entgegen.

»Da!« schrie sie. »Nimm es! Fang es auf! Es wird dir nichts tun. Gar nichts!«

Der Teufel griff tatsächlich zu. Er bekam das Kreuz auch zu fassen. Es verschwand fast in seiner Klaue, und es geschah nichts. Keine zerstörerische Kraft riß den Satan auseinander. Er überstand dies ebenso wie seine Tochter.

Der Teufel hielt das Kreuz fest. Langsam senkte er seinen dreieckigen häßlichen Schädel, und nur allmählich schien er zu begreifen, daß etwas nicht stimmte, denn er schüttelte den Kopf.

»Nein!« flüsterte er. »Nein, das ist nicht möglich. Es tut mir nichts. Es zerstört mich nicht. Das Zeichen des Guten, die Drangst des Bösen, ist vorbei. Wir, die Hölle, haben gesiegt!« Nach diesen Worten stieß er ein triumphierendes Brüllen aus und schaute seine Tochter an, die seltsam unbeteiligt und mit hängenden Armen vor ihm stand.

Das Brüllen brach ab. Eine Sekunde lastete die Stille zwischen uns.

Mein Magen spannte sich. Die Szene trieb jetzt dem Höhepunkt zu.

»Du freust dich zu früh«, sagte Asmodina mit kalter Stimme. »Viel zu früh. Sinclair hat uns reingelegt!«

»Wieso?«

»Das Kreuz, das wir beide anfassen konnten und das du nun in der Hand hältst, ist nicht das echte!«

Diesmal dauerte das Schweigen länger. Der Teufel sagte nichts. Er schaute auf das Kreuz, zuckte, drehte den Kopf, blickte mich an und dann wieder das Kreuz. »Es ist nicht das echte?« flüsterte er rauh.

»Nein, nur ein Duplikat.« Asmodina wandte sich an mich.

»Habe ich recht, John Sinclair?«

Es hatte keinen Zweck, noch eine große Lüge zu versuchen. Deshalb bejahte ich.

Der Satan erlitt einen Tobsuchtsanfall. Das geschah urplötzlich, ich hatte damit nicht gerechnet. Er schrie wie von Sinnen, drehte sich, schleuderte das Kreuz von sich, trat mit seinem Pferdefuß auf. Blitze zuckten vom Boden hoch, Feuer regnete hinter ihm zu Boden, ein gewaltiges Grollen erschütterte die Dimension. Ich sah die Kugeldämonen durcheinanderwirbeln, als hätte jemand mit ihnen gekegelt, ein wilder Sturm erfaßte mich und schleuderte mich fast zu Boden. So schien es zu sein, wenn die Hölle ihre Pforten öffnete. Wie aus dem Nichts erschienen schreckliche Gestalten, von denen ich nur die Köpfe sah. Unheimliche Monster, dagegen war Frankenstein noch eine Schönheit. Sie heulten und jaulten, bliesen mir den Pesthauch der Hölle ins Gesicht, und die Angst hielt mich umklammert.

Für einen Augenblick hatte ich wirklich das Gefühl, sterben zu müssen, denn die Monster hatten ihre Mäuler aufgerissen, als wollten sie mich zerreißen.

Dann verschwanden sie wieder.

Zurück blieben Asmodina, der Satan und ich!

Sie schauten mich an. Ich las kein Erbarmen in ihren Blicken. Hatte ich jetzt mein Todesurteil gesprochen? Tief holte ich Luft, und ich freute mich darüber, daß ich noch atmen konnte.

Wie lange?

»Du hast uns reingelegt, Geisterjäger«, sprach der Teufel. »Du hast es tatsächlich gewagt, uns in der Hölle aufs Glatteis zu führen.« Er lachte kreischend. »Aber das hast du nicht umsonst getan, das schwöre ich dir. Verdammtd, das hast du nicht umsonst getan! Du wirst die Qualen der Hölle erleiden. Du wirst das erleben, was die Menschen immer in ihren Büchern schreiben. Bei dir werden wir es wieder einmal ausprobieren. Lerne den Ort kennen, wo Heulen und Zähneknirschen herrschen. Die Hölle öffnet ihre Pforten. Für dich, John Sinclair. Nur für dich!«

Asmodina nickte bei jedem Wort. Sie bestätigte die Rede

ihres Vaters. Freunde, es fiel mir verflucht schwer, ruhig zu bleiben. Ich hätte noch soviel zu sagen gehabt, ich hätte ihnen erklären können, wer das Kreuz wirklich besitzt, aber ich zögerte.

Wahrscheinlich hätte dies nur einen Aufschub bedeutet. Mehr nicht. Einen Pakt mit ihnen schließen konnte man nicht. Ich selbst konnte mir auch nicht mehr helfen, denn das mußten jetzt andere tun - wenn überhaupt ...

Sie hieß Tanith, und sie war das, was man im allgemeinen als Wahrsagerin und Astrologin bezeichnet. Aber sie konnte noch mehr, viel mehr. Sie besaß eine rote Kugel, unermeßlich in ihrem Wert, denn mit Hilfe der Kugel und eines Mediums war es Tanith möglich, mit der Welt der Dämonen Kontakt aufzunehmen.

Das Medium hieß Lucille und lag tot auf der Couch. Ein Pfeil hatte sie in die Brust getroffen. Auch Tanith wäre gestorben, wenn nicht zwei Retter auf wirklich wundersame Art und Weise bei ihr erschienen wären.

Ein Mann und eine Frau.

Myxin und Kara.

Zwei wirklich seltsame Wesen, die ebenfalls unglaubliche Fähigkeiten besaßen. Der Mann, klein von Gestalt und mit grünlich schimmernder Haut, erledigte einen Todesengel Kraft seiner magischen Fähigkeiten. Aus seinen Fingerspitzen schossen Blitze, die das Wesen auf der Stelle töteten.

Den zweiten nahm sich die geheimnisvolle schwarzhaarige Frau vor. Sie tötete ihn durch ihr Schwert mit der goldenen Klinge. Und aus dem Körper des Wesens drang kein normales Blut, sondern eine schwarzgrüne Flüssigkeit. Für Tanith ein Beweis, daß sie es hier nicht mit Menschen, sondern dämonischen Wesen zu tun hatte.

Die Wahrsagerin und Astrologin hatte schon viel erlebt,

doch den letzten Vorfall mußte sie erst noch verkraften. Ihre Retter waren geblieben, und sie ließen Tanith für ein paar Minuten in Ruhe, damit sie sich fangen konnte.

Sie hatten auch eine Erklärung geliefert, wieso und weshalb sie so plötzlich aufgetaucht waren. Die Erklärung war einfach, aber trotzdem kompliziert.

Myxin und Kara hatten ebenfalls die Gedankenströme des Mediums empfangen und bemerkt, daß sich Menschen in Gefahr befanden. Sie handelten schnell, leider hatten sie Lucille, das Medium, nicht vor dem Tod bewahren können. Es war innerhalb des Hauses ruhig geworden. Tanith, die dunkelhaarige Wahrsagerin, saß in einem Sessel, hielt den Kopf gesenkt und die Hände übereinandergelegt. Ihre Fingernägel waren grün lackiert und sahen aus wie Pfeilspitzen. Taniths Blick glitt ins Leere, in ihrem Kopf jagten sich die Gedanken, aber sie wagte nicht, sie auszusprechen. *Es* herrschte ein zu großes Durcheinander.

Kara fragte: »Möchten Sie etwas trinken?«

Tanith nickte. »Ja, geben Sie mir bitte einen Cognac. Er steht in dem kleinen Schrank. Dort finden Sie auch die Schwenker.«

Kara wollte gehen. Myxin nahm ihr die Arbeit ab. »Ich mache das schon«, sagte er.

Tanith lebte in Paris. Als Französin trank sie nun mal den weichen, herrlichen Cognac. Myxin schenkte etwas von der hellbraunen Flüssigkeit in den kristallenen Schwenker und überreichte ihn der Astrologin. Sie bedankte sich mit einem Nicken.

Tanith ließ die Flüssigkeit kreisen, damit sich ihr Duft entfalten konnte, und nahm dann zwei kleine Schlucke.

Allmählich kehrte Farbe in ihr Gesicht zurück, und die Augen verloren ihren stumpfen Glanz.

»Geht es Ihnen besser?« fragte Kara.

»Ja, danke.« Tanith stellte das Glas weg.

»Sie werden sich vorstellen können, daß wir zahlreiche

Fragen haben. Sind Sie bereit, uns diese zu beantworten?«

Diese Worte sprach Myxin, der Magier.

»Ja, fragen Sie.«

»Es wäre vielleicht besser, wenn Sie erzählen«, schlug

Kara vor. »Ich meine von Ihren Experimenten und Seancen.«

»Wenn Sie das wünschen, bitte. Ich stehe tief in Ihrer Schuld.«

Kara winkte ab. »Das wollen wir jetzt einmal vergessen, Madame. Betrachten Sie uns als Freunde.«

»Danke.«

Dann berichtete Tanith. Sie sprach von ihrer wahrsagerischen Begabung und davon, daß sie ihr Geld dadurch verdiente, prominenten Zeitgenossen die Zukunft vorauszusagen. Danach kam sie auf das eigentliche Thema. Sie redete über Lucille, das Medium, das sie kennengelernt hatte und dessen Begabung so ziemlich einmalig war. Fast eine Viertelstunde sprach nur sie. Kara und Myxin hörten schweigend zu.

»Es ist natürlich alles sehr interessant, was Sie uns da berichtet haben«, begann Myxin. »Ich möchte direkt einsteigen. Kannten Sie John Sinclair schon früher? Haben Sie jemals etwas von diesem Mann gehört?«

Tanith schaute den kleinen Magier an. Ihr Blick war ehrlich. Kein Funke Falschheit lauerte in ihren Augen. »Nein«, erwiderte sie. »Von einem Mann namens John Sinclair habe ich zuvor noch nie etwas gehört oder gelesen. Erst als sich Lucille in tiefer Trance befand und ihr Geist auf Wандerschaft ging, fiel der Name Sinclair.«

»Dann wissen Sie also nicht, daß John Sinclair ein Feind der Dämonen ist?«

Tanith schüttelte den Kopf.

Myxin schaute Kara an. Die Schöne aus dem Totenreich hob die schmalen Schultern. Auch sie war ratlos. Allerdings lag auf ihrem Gesicht die unausgesprochene Frage, die auch den kleinen Magier beschäftigte. Welche Verbindung gab es

zwischen der Kugel, dem jetzt toten Medium und Tanith? Das wollten die beiden herausfinden.

Kara erhob sich mit einer gleitenden Bewegung von ihrer Sessellehne. Sie trat an den Tisch, stützte die Hände dicht neben der Kugel auf und schaute sie an.

Tanith hatte Karas Blick bemerkt. »Sie interessiert ihr Geheimnis, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun, es ist so«, berichtete sie mit stockender Stimme.

»Ich weiß selbst nicht genau, wie die Kugel funktioniert.

Das heißt, wie sie ihre Magie entfaltet.«

Die beiden schauten Tanith erstaunt an.

»Aber Sie arbeiten jeden Tag damit. Und dann wissen Sie nichts über die Funktion?«

»Nein.«

Myxin runzelte die Stirn. »Das ist seltsam«, meinte er lächelnd. »Wo haben Sie die Kugel her?«

»Von einem verstorbenen Mönch.«

»Der hat sie Ihnen als Erbe hinterlassen?«

»Ja. Er wußte von meinen Fähigkeiten. Der Mönch lebte in einem Kloster. Es befindet sich im Elsaß. Er hat die Kugel Zeit seines Lebens gehütet, und er hat sie von einem Abt erhalten. Der wiederum von einem Abt und so weiter.«

»Wie kam der Mönch dazu, Ihnen die Kugel zu vererben?« wollte Kara wissen. »Damit hat er doch die Reihenfolge unterbrochen.«

»Das stimmt. Es war keiner mehr da, dem er die Kugel hätte geben können. Das Kloster wurde aufgelöst. Die Kirche klagt über Nachwuchsmangel.«

»Und Sie haben nie gefragt, wem die Kugel zuerst gehört hat?«

Nach einer Weile antwortete Tanith. »Doch, das habe ich.«

»Dann sagen Sie es bitte.«

Tanith lächelte ein wenig bitter. »Sie müssen Verständnis dafür haben, daß es mir schwerfällt, von so etwas zu spre-

chen. Die meisten würden mich auslachen, wenn ich ...«
»Wir sind nicht die meisten«, hielt Myxin entgegen. »Das sollten Sie bemerkt haben.«
»Natürlich.« Tanith senkte den Kopf und schaute auf ihre langen, grün lackierten Fingernägel. »Soviel ich gehört habe, soll die Kugel einmal dem großen Wahrsager und Hellseher Nostradamus gehört haben. Er war der erste Besitzer.« Nach dieser Antwort hob sie den Kopf und schaute beide an.

Weder Myxin noch Kara lachten. Ihre Gesichter waren sehr ernst. Sie dachten über die Erwiderung nach, und es hatte für Tanith den Anschein, als würden die beiden ihr glauben.

»Von Nostradamus also«, sagte Kara schließlich.
»Dann glauben Sie mir?« In der Frage klang Hoffnung mit.

»Warum nicht?«

»Die anderen Menschen würden mich für verrückt erklären.«

Kara lächelte. »Das ist eben ihr Fehler. Sie wollen einfach nicht sehen. Sie schauen bewußt an den Tatsachen vorbei. Anders kann man es nicht bezeichnen.«

»Haben Sie schon einmal Kontakt zu Nostradamus gehabt?« wollte Myxin wissen.

»Sie meinen, mit seinem Geist?«

»Ja.«

Die Hellseherin krauste die Stirn. »Einmal«, sagte sie leise. »Einmal hatte ich Kontakt. Aber nicht ich selbst, sondern Lucilles Geist. Er durchwanderte die Dimensionen, und er muß auch in ein Reich gelangt sein, in dem die Seelen der Verstorbenen als reine Geistwesen existieren. Dort hat Lucille dann den Geist des großen Wahrsagers Nostradamus getroffen.«

»Und die beiden haben sich unterhalten?«

»Ja, das haben sie. Nostradamus war froh und glücklich, daß sich die Kugel in meinem Besitz befand. Durch sie hat er früher in die Zukunft blicken können, allerdings besser,

als ich es je gekonnt habe. Denn das Gerät ist nicht vollständig, will ich einmal sagen. Es fehlt noch etwas, das ich trotz intensiver Suche niemals gefunden habe.«

»Das wäre?«

»Ein Kelch!«

Die Antwort enthielt Brisanz. Myxin und Kara waren beide von ihr überrascht worden.

»Welchen Kelch?« fragte Kara.

»Ich habe sogar den genauen Namen. Er heißt der Kelch des Feuers!«

Jetzt war es heraus.

An Myxins und Karas Gesichtern war abzulesen, daß sie mit einer ähnlichen Antwort gerechnet hatten, und irgendwie zeigte ihre Mimik Befriedigung.

»Sie sagen gar nichts«, flüsterte Tanith.

»Wir kennen den Kelch des Feuers.«

Die Augen der Wahrsagerin wurden groß. Sie schluckte ein paarmal, setzte zum Sprechen an und konnte erst nach einer Weile die nächsten Worte formulieren. »Sie - Sie kennen den Kelch? Ehrlich?«

»Ja, wir wissen sogar, wer ihn besitzt«, wurde Myxin deutlicher.

»Wer?«

»Der Geisterjäger John Sinclair.«

»Nein!« Ein Aufschrei.

»Doch«, sagte Myxin. »John Sinclair besitzt den Kelch. Deshalb gab es zwischen der Kugel und dem Kelch eine Verbindung. Nur aus diesem Grunde konnte Lucille die Gedanken des Geisterjägers empfangen und auch telepathisch mit ihm sprechen. Wir haben die Lösung gefunden. Sie war einfacher, als ich gedacht habe.«

Tanith schüttelte immer wieder den Kopf. »Ich kann es einfach nicht glauben«, hauchte sie. »Ich kann es nicht glauben. Das geht über meinen Horizont.«

»Ich kann verstehen, daß Sie überrascht sind«, sagte

Myxin. »Aber es ist eine Tatsache, an der es nichts zu rütteln gibt. Glauben Sie mir, Tanith.«

»Hatte dieser John Sinclair denn auch mit Nostradamus Kontakt?« wollte sie wissen.

»Soviel wir wissen, nicht«, erwiderte Kara.

»Woher hat er dann den Kelch?«

»Auch aus einem Kloster. Er hat den Kelch den sogenannten Teufelsmönchen abgenommen. Sie haben sich auf die Seite des Satans gestellt, aber den Kelch des Feuers konnten sie nicht vernichten.«

»Es war nur so ähnlich«, berichtigte Myxin. »Soviel ich weiß, mußte John den Kelch erst holen, um damit die Teufelsmönche zu vernichten. Er stand irgendwo in Schottland. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Wichtig allein ist, daß es zwischen dem Kelch und der Kugel eine Verbindung gibt.«

»Sie gehören zusammen«, bestätigte Tanith.

Kara und Myxin schauten sich an, sie dachten beide das gleiche. Nur Kara sprach es aus.

»Wir müssen nach London.«

»Mit der Kugel?« fragte Tanith.

Die Schöne aus dem Totenreich lächelte. »Ich bin sicher, daß Sie uns die Kugel zu treuen Händen überlassen werden.«

Die Wahrsagerin senkte den Kopf. Sehr wohl war ihr anscheinend nicht dabei. Sie gab die Kugel nicht gern her, das merkte man ihr an.

Kara und Myxin konnten die Frau verstehen. Sie hätten an deren Stelle nicht anders gehandelt. Deshalb schlug Myxin einen Kompromiß vor.

»Wäre es Ihnen recht, wenn wir Sie mit nach London nehmen? Dann können Sie in der Nähe der Kugel bleiben.«

»Ja, das wäre wirklich ausgezeichnet.« Sie strahlte für einen Moment, dann verdunkelte sich ihr Gesicht. »Nein, das geht ja nicht. Wir haben eine weite Reise, die Zeit in

Anspruch nimmt. Und Lucille ist tot, wir müssen die Leiche abholen lassen, auch die Polizei anrufen. Es geht nicht.«

»Im Prinzip haben Sie recht«, gab der kleine Magier zurück. »Aber dieser Fall ist nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Vertrauen Sie uns, Tanith, wir werden Sie nicht enttäuschen. Die Todesengel beweisen es, man wollte Sie eiskalt töten. Deshalb müssen Sie bei uns bleiben, sonst sind Sie Ihres Lebens nicht mehr sicher. Die andere Seite weiß, daß Sie ihr gefährlich werden können, und das wird sie auf keinen Fall dulden.«

Taniths Gesicht war bei den Worten des kleinen Magiers immer ernster geworden. »Es ist zwar schwer zu begreifen«, murmelte sie, »aber ich habe ein großes Erbe übernommen. Es muß wohl sein.«

»Zeigen Sie sich dessen würdig«, entgegnete Myxin.

»Und wie reisen wir?«

»Nicht mit dem Flugzeug und auch nicht mit der Eisenbahn«, lächelte Kara. »Wir werden innerhalb eines Lidschlages in London sein. Magische Reisen nennt man so etwas.«

»Wirklich?« Tanith staunte.

»Ja«, sagte Kara und übergab Myxin die Kugel. Sie selbst zog ihr Schwert, holte aus ihrem Kleid ein Stück Kreide und zeichnete einen Kreis auf den Boden.

In ihn stellten sich die drei.

Myxin und Tanith hielten sich an Kara fest. Sie umklammerte das Schwert.

Die Schöne aus dem Totenreich spielte ihre magischen Kräfte aus. Zuerst entstand ein Flimmern, das sich als Kontur um die drei Personen legte. Im nächsten Augenblick lösten sie sich auf und waren verschwunden ...

Ich hing an einem Galgen!

Wie hatte Asmodis doch gesagt? Die Hölle ist verschieden.
Man kann sie mit den Häuten einer Zwiebel vergleichen.
Zieht man eine Schicht weg, erwartet den Betrachter schon
die nächste Überraschung. Wie auch im Zentrum des
Schreckens, denn der Name Hölle wollte mir nicht über die
Lippen.

Allerdings war ich in der schlimmsten gelandet.

Wenigstens konnte ich mir keine Steigerung vorstellen.

Neben mir pendelten meine Leidensgenossen - die Toten!

Wenn ich den Kopf drehte - und das konnte ich, weil der
Strick, der mich festhielt, unter den Armen herließ - dann
sah ich die Reihe der Gehängten.

Es waren bleiche Gestalten. Männer und Frauen, wobei
erstere überwogen. Sie entstammten allen Zeiten und
Jahrhunderten. Manche trugen noch Fetzen ihrer alten
Kleidung. Schaurig waren sie anzusehen. Aufgedunsen die
Haut, manche auch regelrecht verbrannt oder zerfallen. Die
Gliedmaßen baumelten von ihren Körpern, als würden sie
überhaupt nicht zu ihnen gehören.

Rechts neben mir hing ein Mann. Er trug eine Uniform. Ich
kramte in meinem Gedächtnis nach und wußte, daß diese
Uniform etwa zur Zeit eines Napoleons getragen wurde.

Das Gesicht des Mannes zeigte einen grünen Schimmer, die
Zunge hing ihm aus dem Hals, quer durch sein Gesicht lief
ein breiter Riß, in dem rostrot das eingetrocknete Blut
schimmerte. Der Mann war vielleicht durch einen Säbelhieb
gestorben.

Ich drehte den Kopf nach links.

Da wurde ich von einer Frau eingerahmt. Sie hing schief in
dem Seil. Der Kopf war verdreht, auch ihre Zunge stach
zwischen den blutleeren Lippen hervor. Ihr Haar gleich
einer strähnigen Flut. Es mußte früher einmal schwarz
gewesen sein, jetzt nur noch grau und verfilzt.

Ich räusperte mich und wollte schon wieder woanders

hinschauen, als ich sah, wie die Frau ihre Augen öffnete und mich anstarre.

Der Blick ging mir durch und durch. Er war leer, tot, aber trotzdem voller Haß.

Ich schauderte ...

Gleichzeitig dachte ich daran, daß vielleicht alle, die hier hingen, noch ein untotes, seelenloses Leben führten. Das war durchaus möglich, und ich stellte mir die Frage, wo ich hier gelandet war. Sollte dies hier etwa das Fegefeuer sein, von dem die Menschen in ihren Vorstellungen sprachen?

Mein Blick glitt die Reihe der Gehängten entlang. Soweit ich in dem düsteren, aber dennoch klaren Licht schauen konnte, sah ich nur Leidensgenossen, die ebenso an dem gewaltigen Galgen hingen wie ich. Eine wirklich schaurige Szenerie, denn das Licht gab ihr einen zusätzlichen gespenstischen Anstrich.

Ein graues, kaltes, klares Licht. Es entsteht manchmal, wenn helle und dunkle Wolken gegeneinanderstoßen und dahinter dann die Sonne lauert. So ähnlich war es hier, nur daß ich keine Sonne sah, sondern zu beiden Seiten die gewaltige Reihe der Toten.

Ich wußte nicht einmal, wie ich hierher gekommen war. Nach Asmodinas Versprechen, mich zu töten, hatte der Teufel noch gelacht, dann war die Welt zu einem Kreisel geworden, und ich war erst hier am Galgen wieder erwacht. Ich warf einen Blick nach unten. Als ich mit Asmodina und deren Vater geredet hatte, da war kein Untergrund zu sehen gewesen. Nun wollte ich wissen, ob es sich hier ähnlich verhielt.

Ich sah den Untergrund, aber lieber wäre mir der vorherige Zustand gewesen, denn die lange Reihe der Gehängten, zu der auch ich zählte, schwebte über einem gewaltigen See.

Kein See, wie wir ihn kennen. Das Wasser war dunkel. Seine Farbe konnte schwarz, violett und auch rot sein. Auf

der Oberfläche tanzten kleine Flämmchen, die sich so weit ausgetragen hatten, wie der See reichte.

Wieder erinnerte ich mich an den Begriff Fegefeuer, und ein abermaliger Schauer rann über meinen Rücken.

Ich fragte mich, was dieser gewaltige See für eine Bedeutung haben könnte, und fror plötzlich, denn man brauchte wirklich keine große Phantasie zu haben, um sich vorstellen zu können, was in diesem Blutsee alles geschehen konnte.

Die Gehängten hingen nicht ruhig. Von irgendwoher wehte so etwas wie ein Wind, ein laues Lüftchen vielleicht, das gegen die Körper fuhr und sie zum Pendeln brachte.

Ich glaubte nicht daran, daß alle noch lebten. Dazu sahen sie mir einfach zu leblos aus. Und wie lange hingen sie hier schon? Eine Ewigkeit? Jahre, Monate?

Gab es die Zeit in der Hölle überhaupt?

Das fragte ich mich wirklich. Zeit ist ein relativer Begriff. Um ihn festlegen zu können, braucht man einen Bezugspunkt, und das schien mir in der Hölle nicht möglich zu sein.

Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben.

Teuflisch war die Fesselung. Im ersten Augenblick war ich froh, daß man mich nicht erhängt hatte, aber wenn ich genauer darüber nachdachte, da wurde mir das Raffinierte der Fesselung erst bewußt. Ich konnte die Arme bewegen, wenn auch eingeschränkt, aber dennoch. Der Strick lief unter meinen Achselhöhlen her, beide Seiten bildeten über meinem Kopf ein Dreieck und trafen sich oben an der langen Galgenstange, die waagerecht lief und in die Unendlichkeit zu führen schien. Unter Umständen würde es mir sogar gelingen, aus der Fesselung herauszurutschen, nur brachte dies nichts. Ich wäre in den Blutsee gestürzt und jämmerlich ertrunken.

Vielleicht sogar zum Teil verbrannt, denn die Flammen tanzten weiterhin auf der unübersehbaren Oberfläche.

Ferner war ich ehrlich genug, zuzugeben, daß Asmodina und der Teufel gesiegt hatten. Oft genug hatten sie mir versprochen, mich in die Hölle zu schicken.

Diesmal war ich da. Das Zentrum des Schreckens hatte sich für mich geöffnet.

Da spürte ich eine Berührung. Genau an der linken Seite. Als ich meine Augen drehte und auch den Kopf ein wenig zur Seite wandte, bemerkte ich, daß sich die Gehängte bewegte. Sie brachte ihr Bein in meine Richtung und stieß mich mit dem Fuß an.

Unsere Blicke trafen sich.

Ein Grinsen spaltete das Gesicht der Frau. Es war ein böses, gemeines Grinsen, mir kam es vor, als würde es der Gehängten Spaß bereiten, mich hier zu sehen. Ein wahrlich höllischer Willkommensgruß.

Ich verzichtete darauf, sie anzulächeln, sie sagte auch kein einziges Wort, sondern grinste weiter. Wie festgefroren lag es auf ihrem Gesicht. Mich packte ein Schauder.

Zeit verging ...

Ich fragte mich, ob mich meine Gegner zwischen den Gestalten für immer hängen lassen würden, und wenn ich darüber nachdachte, stieg Angst in mir hoch.

Nein, diese Gedanken mußte ich unterdrücken. Damit durfte ich mich erst gar nicht beschäftigen.

Dann hörte ich das Stöhnen.

Ein grausames Geräusch. Der Gehängte neben mir hatte es ausgestoßen. Sein Gesicht zeigte ja den Riß, und als ich hinschaute, da hatte er sich vergrößert.

Das Stöhnen verklang.

Stille umgab uns wieder.

Ruhig lag die Oberfläche des gewaltigen Sees unter uns. Keine Welle durchbrach die Glätte, nur die tanzenden Flammen auf der Oberfläche fanden immer wieder neue Nahrung.

War der See leer, oder lauerten darin Monster und andere

Geschöpfe? Rechnen mußte ich mit allem, denn die Hölle hielt sicherlich noch schlimme Überraschungen bereit. Und die erste begann.

Über mir knarrte etwas. Dann erzitterte das gewaltige Galgengerüst, ächzte, und plötzlich bewegten sich einige Gestalten.

Auch ich!

Im ersten Augenblick hielt ich den Atem an. Ich spürte den Ruck unter meinen Achseln, schwankte stärker und glitt in die Tiefe. Das heißt, über mir mußte sich eine Rolle bewegen, die ich nicht sah, aber sie brachte mich nach unten. Und über die Rolle mußte auch der Strick laufen, an den ich angebunden war.

Der See wartete ...

Es war ein schlimmes Gefühl. Angst hatte ich bisher kaum verspürt, jetzt aber erfaßte sie mich. Ruckweise ging es in die Tiefe. Immer weiter, immer ein kleines Stück dem Verderben näher.

Und mit mir tauchten etwa die Hälfte der am Galgen hängenden Geschöpfe in die Tiefe, wo der See lauerte und Flammen uns fressen würden.

Die Frau und der Mann neben mir blieben hängen. Ich rutschte jedoch nach unten und sah links und rechts die Beine an mir vorbeigleiten. Die Frau trug keine Schuhe, Lumpen hingen an ihren Beinen, die Füße schauten daraus hervor. Das Fleisch sah schwarz aus und wirkte wie verbrannt.

Ich verzog das Gesicht. Ich spürte meinen Magen. Er schien um das Dreifache angewachsen zu sein. Im Innern meines Körpers lag er wie ein dicker Stein.

Es war die Angst.

Die Angst vor dem Unheimlichen, dem Unbekannten. Ich würde in den dunklen See eintauchen und vielleicht elendig ertrinken.

Ich dachte wieder daran, einen Befreiungsversuch zu

unternehmen. Nur, was nutzte er mir? Ich würde in den See fallen, der in seinen Ausmaßen unendlich war. So weit konnte ich gar nicht schwimmen, um das Ufer zu erreichen, und wer konnte mir garantieren, daß unter der Oberfläche keine Gefahren lauerten?

Es war grausam!

Über mir knarrte das Rad der Winde. Eine häßliche Begleitmusik, die Melodie des Todes, die mich auf meinem Weg in die Tiefe begleitete.

Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter mir. Noch immer tanzten die Flammen, aber ich spürte keine Wärme an meinen Füßen. Normalerweise hätte ich sie schon merken müssen, aber das Feuer schien kalt zu sein.

Mit mir glitten zahlreiche Gestalten in die Tiefe. Zerlumpte Geschöpfe, und aus keinem Mund drang ein Laut der Klage. Alles geschah in einer erschreckenden Stille, nur das Knarren der Winde am großen Querbalken des Galgens war zu hören.

Grausame Musik für mich ...

War ich der einzige normale Mensch? Lebten oder existierten die anderen als Untote?

Am liebsten hätte ich geschrien, aber den Triumph wollte ich meinen Gegnern nicht gönnen. Asmodina und ihr Vater lauerten sicherlich irgendwo im Hintergrund, um mich jammern zu hören. Nein, den Spaß gönnte ich ihnen wirklich nicht.

Schon umtanzten die kleinen Flammen meine Füße. Die Zungen bewegten sich, sie leckten gierig nach meinen Schuhen. Ich merkte keine Hitze. Das Feuer war kalt.

Dann berührte ich die Oberfläche!

Im ersten Moment schrak ich zusammen, zog wieder die Beine an, und ein Schüttelfrost packte mich. Ich hielt den Atem an, das Herz schlug noch schneller, es pochte dumpf in meiner Brust, und seine Schläge hallten in meinem Kopf wider.

Ein Ruck.

Ich tauchte bis zu den Schienbeinen ein. In eine Flüssigkeit, die ziemlich dick und träge war und auch eine entsprechende Temperatur hatte.

Sie war wirklich nicht kalt, sondern erinnerte mich in ihrer Temperatur an die eines übermäßig stark beheizten Schwimmbades. Der Vergleich mit verdünntem Sirup fiel mir ein.

Ich warf einen Blick nach links.

Überall dort, wo meine Leidensgenossen mit eingetaucht waren, ringelten Wellen. Sie verliefen jedoch sehr schnell, und der teuflische Galgen drehte sich weiter, um mich in den gewaltigen, uferlosen See zu tauchen.

Sah so das Ende aus, das sich der Teufel und Asmodina für mich ausgesucht hatten?

Sollte ich vielleicht als Lebender hineingetaucht werden, um als Untoter wieder aufzusteigen?

Diese Gedanken waren gar nicht so weit hergeholt.

Meinen Todfeinden war wirklich alles zuzutrauen.

Die Angst steigerte sich. Das Knarren des Rades zerrte an meinen Nerven. Es kannte kein Erbarmen, stand nicht still und sorgte dafür, daß ich weiter hinabsank.

Der See wollte seine Opfer.

Und er bekam sie.

Bis über die Brust stand mir bereits die warme Flüssigkeit. Flammen leckten vor meinem Gesicht hoch, glitten über die Haut, und ich hatte das Gefühl, dabei von gierigen Händen berührt und abgetastet zu werden.

Ich holte Luft.

Ein paarmal atmete ich tief durch. Wenn ich innerhalb des Sees verschwand, wollte ich die Luft so lange wie nur möglich anhalten. Vielleicht würde ich mich auch befreien und doch so lange schwimmen, bis es nicht mehr ging.

Wenn und aber zählte nicht mehr, als die Flüssigkeit mein Kinn erreicht hatte.

Jetzt gab es kein Zurück mehr!

Ich tauchte ein.

Feuer umtanzte mein Gesicht. Ich konnte auch keine Luft holen, noch ein Ruck, eine Umdrehung des Rads, und der See hatte mich verschlungen ...

Keine Nachricht von John Sinclair!

Suko, Freund und Kollege des Geisterjägers, machte sich große Sorgen. Zudem fühlte er sich wie ein gefangenes Raubtier, das unruhig in seinem Käfig auf und ab rennt. Er konnte wirklich nichts tun, war zur Hilflosigkeit verdammt, und gerade das zerrte an seinen Nerven.

Suko gehörte zwar zu den Menschen, die eine unerschütterliche Geduld auszeichnete, aber in Situationen wie diesen, da gab es auch für ihn keine Geduld. Da war das Gefühl der Angst um den Freund vorherrschend. In dieser Wohnung war etwas Unheimliches geschehen. John Sinclair war wirklich wie vom Erdboden verschluckt. Suko ging davon aus, daß sich sein Partner in einer anderen Dimension aufhielt. Es war nur die Frage, in welcher? Die Reiche und Dimensionen der anderen Welt waren unzählbar. Man konnte John überallhin verschleppt haben. Wenn sich erst einmal ein Spalt öffnete oder durch Schwarze Magie erweitert wurde, dann gab es kein Halten mehr.

Vor dem Schreibtisch im Wohnraum blieb der Chinese stehen. Eine bunte Ansichtskarte lag dort. Jane Collins hatte sie aus Gran Canaria geschickt. Sonne, Meer, ein Strand, fröhliche Menschen. Sie schrieb, daß sie einen herrlichen Urlaub verbrachte und es eigentlich schade fände, daß John nicht mitgefahren war.

Suko runzelte die Stirn. Dabei nickte er. John hätte mitfahren sollen, dann wäre ihm sicherlich einiges erspart geblieben. Andererseits befanden sich die Dämonen und höllischen Wesen überall. Es gab keinen Platz auf der Welt, wo

man sich vor ihnen verbergen konnte. Wenn sie sich jemanden als Opfer ausgesucht hatten, dann schlugen sie zu, egal, wo derjenige sich versteckt hatte.

Am Schreibtisch blieb Suko stehen und warf einen Blick in den offenen Schrank.

Dort stand der Kelch.

Harmlos war er anzusehen, doch er barg eine nahezu teuflische Brisanz. Sein Geheimnis mußte gelüftet werden.

Geschah dies nicht, würde der Weg zu John Sinclair sicherlich verschüttet bleiben.

Suko konnte mit dem Kelch des Feuers nicht viel anfangen. Er und John hatten wenig über ihn gesprochen. Der Kelch stand dort im Schrank und war eigentlich als Trophäe gedacht. Daß er aktiv in einen Fall eingreifen würde, daran hatten beide nicht gedacht.

Im Schloß der Wohnungstür drehte sich ein Schlußel.

Suko brauchte erst gar nicht zu raten, wer sich da zu schaffen machte. Es war Shao, die ebenfalls keine Ruhe mehr hatte.

Sie betrat die Wohnung und blieb dicht an der Wohnzimmertür stehen, wobei sie Suko fragend anschaute.

»Nichts?«

Der Chinese nickte.

Shao hob die schmalen Schultern. Sie schluckte hart, das war deutlich zu erkennen. Ihr Gesicht zeigte eine unnatürliche Blässe. Die Wangenmuskeln bewegten sich, in ihren Augen lag der Ausdruck der Angst. Auch sie fühlte wie Suko die Hilflosigkeit, die beide in ihren Klauen hielt.

»Hast du schon wieder angerufen?« erkundigte sie sich.

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Nein, Shao, es wird wohl keinen Sinn haben.«

»Möglich.«

Suko ging auf seine Freundin zu und nahm sie in die Arme. »Du darfst auf alle Fälle die Hoffnung niemals aufgeben, Shao. Irgendwie packen wir es schon.«

»Aber wie?«

Suko hielt Shao weiterhin fest und drehte den Kopf, so daß sein Blick auf den Kelch fiel.

»Durch ihn?« fragte Shao.

»Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Aber wie willst du es schaffen?«

»Das weiß ich auch nicht.« Suko war ehrlich.

»Nein, ich glaube nicht, daß wir für John etwas tun können. Wir sind einfach viel zu hilflos, zu klein, nicht mächtig genug. Das sind nur die anderen.«

Suko schwieg. Ein Zeichen, daß er Shao recht gab. Die anderen waren wirklich stärker. Sie hatten es wieder einmal bewiesen.

»Wer weiß eigentlich alles von Johns Verschwinden?«

Suko löste sich von seiner Freundin. »Wir, Sir James ...«

»Auch die Conollys?«

»Nein.«

»Man sollte ihnen Bescheid geben.«

Suko hob die Schultern. »Was hätte das für einen Sinn?«

Sollen wir sie auch beunruhigen?«

»Stimmt.« Shao nahm in einem Sessel Platz. »Aber du vergißt, daß die Conollys ein neues Familienmitglied haben.«

Suko nickte. »Ja, Nadine, die Wölfin.« Er dachte daran, wie froh John Sinclair gewesen war, als die Wölfin mit der Seele der getöteten Nadine Berger vor ein paar Tagen plötzlich bei den Conollys aufgetaucht war und sich mit dem kleinen Johnny von Anfang an so gut verstanden hatte, daß Sheila und Bill nach kurzem Zögern damit einverstanden gewesen waren, daß die Wölfin bei ihnen ein neues Zuhause fand.

Ein schmales Lächeln geisterte um Shaos volle Lippen.

»Vielleicht könnte Nadine etwas herausfinden. Sie ist ein seltsames, auch sensibles Geschöpf, und vielleicht kann sie Kontakt zu den anderen Reichen aufnehmen.«

»Das ist natürlich schwierig.«

»Sicher, aber wir dürfen nichts unversucht lassen.«

Nach einigem Überlegen gab Suko seiner Freundin recht. Wenn wirklich nichts half, mußten sie tatsächlich auch diesen Weg einschlagen. Keine Chance durfte außer acht gelassen werden.

Shao deutete auf das Telefon. »Willst du Bill anrufen?«

»Ja.« Suko ging zum Apparat und hatte ihn noch nicht erreicht, als er klingelte.

Sir James wollte mit Suko reden.

»Wissen Sie etwas Neues, Suko?«

»Nein, keine Spur.«

Suko atmete tief ein. »Und was ist mit Logan Costello?«

»Zwei Leute waren bei ihm. Hohe Beamte, Verhör-experten. Der Mafioso hat sie ausgelacht. Er war sogar guter Laune, irgendwie jovial, als hätte er einen großen Fischzug gemacht.«

»Das stimmt leider auch.«

»Und von John Sinclair wissen Sie auch nichts, Suko?«

»Nein, Sir, gar nichts.«

»Wenn man nur eine Spur hätte oder zumindest einen Verdacht. Das ist ja das Schlimme, wohin man greift, nirgendwo Widerstand, man faßt immer ins Leere.«

»John wird sich in einem der Reiche befinden, die Asmodina gehören.«

»Sind Sie da sicher?«

»Es ist zumindest meine Ansicht, Sir.«

»Und es gibt keine Möglichkeit, dorthin zu gelangen? Sie wissen schon, wie ich es meine.«

»Natürlich, Sir, nur sehe ich keine Chance.«

»Im Prinzip existiert immer eine.«

»Ja, nur müßten wir den Weg finden, und so etwas kann dauern.«

»Und es könnte auch zu spät werden.«

»So ist es leider, Sir.«

»Gut, Suko, wir werden warten. Vielleicht geschieht ein kleines Wunder. Da fällt mir ein: Sie haben doch zwei Partner, die Kontakt zu den Jenseitsreichen herstellen können. Ich rede von Myxin, dem Magier, und Kara.«

»Das stimmt, Sir.«

»Dann setzen Sie sich mit ihnen in Verbindung. Tatenlos herumsitzen bringt nichts.«

»Sir, Myxin und Kara sind nicht so ohne weiteres zu erreichen. Sie kommen und gehen, wann sie wollen ...«

»Treiben Sie es ihnen aus. Hier geht es um wirklich alles oder nichts. Die Existenz der Welt oder zumindest eines großen Teils der Welt steht auf dem Spiel.«

»Das weiß ich leider, Sir.«

»Dann höre ich von Ihnen.« Mit diesen Worten legte Sir James Powell auf.

Suko hatte den letzten Satz wohl verstanden. Es war eine Aufforderung gewesen, etwas zu unternehmen. Aber Sir James hatte gut reden. Er befand sich nicht an der Front, war nicht mit dem Grauen unmittelbar konfrontiert worden.

Shao legte Suko ihre rechte Hand auf den Arm. »Du hast trotzdem noch optimistisch gesprochen«, sagte sie.

»Wieso?«

»Du hast nie darüber geredet, daß John ...« Sie schluckte, holte Luft und sprach dann erst weiter. »Nun ja, daß John unter Umständen auch tot sein könnte.«

Der Chinese schüttelte heftig den Kopf. »Nein, das will mir einfach nicht über die Lippen. Aber Sir James hat etwas Gutes gesagt. Myxin und Kara müßten uns helfen. Sie könnten unter Umständen ...«

»Da, sieh doch!« Shao unterbrach ihren Freund. Suko drehte sich hastig um.

Es gibt ein Sprichwort, das heißt: Wenn man vom Teufel spricht, ist er nicht weit. Übertragen hieß das, Myxin und Kara, von denen erst gesprochen worden war, erschienen. Sie kamen aus dem Nichts.

Plötzlich flimmerte die Luft, Konturen bildeten sich, und im nächsten Augenblick standen die beiden im Raum. Aber nicht allein.

Zwischen ihnen befand sich eine dunkelhaarige Frau mit grün lackierten Fingernägeln, die weder Suko noch Shao je in ihrem Leben gesehen hatten. Die Frau schien so eine Reise zum ersten Mal gemacht zu haben, denn sie schaute sich erstaunt um und wirkte ein wenig geistesabwesend.

Sie taumelte leicht. Die seltsame Reise und deren Folgen hatte sie noch nicht überwunden.

»Kara, Myxin!« rief Shao. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, und sie atmete tief ein.

Die beiden lächelten auch. Doch schnell wurden ihre Gesichter wieder ernst. »John ist verschwunden, nicht?« sagte Kara.

»Ja«, erwiderte Shao. »Woher weißt ihr?«

»Durch Tanith«, sagte Myxin und deutete auf die schwarzhaarige Frau, die sich umsah und danach fragte, ob sie wirklich in London wäre.

»Das sind Sie«, erwiderte Suko. Er stellte Shao und sich vor.

Nachdem man sich bekannt gemacht hatte, kam die Frau sofort zur Sache. Myxin drängte.

Kara ging zum Tisch und stellte dort etwas ab. Es war eine Kugel. Sie schimmerte rot, und ihre Fläche bestand aus zahlreichen kleinen Glaswaben. Suko und Shao spürten, daß diese Kugel ein Geheimnis barg und daß es vielleicht mit John Sinclairs Verschwinden zusammenhing.

Tanith ließ sich auch nicht mehr lange bitten, sondern berichtete. Sie erzählte mit ruhigen Worten. Emotionen kamen nicht auf, denn sie wollte die schwere Aufgabe so sachlich wie möglich angehen.

Shao und Suko waren gute Zuhörer. Staunen breitete sich auf dem Gesicht der Chinesen aus, als sie die Zusammenhänge zwischen der Kugel und dem Kelch des

Feuers erfuhren. Ihre Lippen bewegten sich, allerdings waren ihre Worte so leise gesprochen, daß sie von keinem verstanden wurden.

Als sie mit ihrem Bericht fertig war, lastete das Schweigen innerhalb des Wohnraums. Die Versammelten mußten die Worte erst einmal durchdenken und einsortieren.

Myxin unterbrach das Schweigen, während Tanith, die gesprochen hatte, still dasaß und die Hände in den Schoß gelegt hatte.

»Was sagt ihr dazu?« fragte er Shao und Suko.

»Es ist zumindest ein Hoffnungsschirnmer«, erwiderte der Chinese. »Wenn auch klein, aber immerhin.«

»Ja, der Ansicht sind wir auch.«

»Wir müßten nur versuchen, daß uns der Kelch des Feuers zusammen mit der Kugel die Verbindung zu dem verschol- lenen John Sinclair schafft.« Diese Worte sprach Kara.

Dagegen hatte niemand etwas. Alle waren einverstanden.

»Aber wie?« fragte Shao.

Kara saß der Kugel am nächsten, sie nahm sie vorsichtig in beide Hände. »Sie birgt ein Geheimnis, ebenso wie der Kelch des Feuers. Genaues weiß ich nicht, aber mit Hilfe der Kugel und des Mediums Lucille konnte Tanith zu anderen Reichen Kontakt aufnehmen. Der Geist des Mediums wanderte, obwohl nur die Kugel vorhanden war und nicht der Kelch. Jetzt ist beides in unseren Händen, und vielleicht gelingt es uns auch, ohne das Medium eine Verbindung zu den anderen Reichen herzustellen und damit auch zu John Sinclair.«

Die Schöne aus dem Totenreich blickte sich nach diesen Worten um. Von den anderen erntete sie ein beifälliges Nicken. Mit diesem Vorschlag war jeder einverstanden.

»Allerdings haben wir einen in unserer Rechnung verges- sen«, gab Suko zu bedenken. Als er fragend angeschaut wurde, sagte er: »Dr. Tod! Er ist der Joker.«

»Wieso?«

Suko runzelte die Stirn und blickte Kara an. »Du weißt nichts davon?«

»Nein.«

Jetzt berichtete der Chinese. Kara und Myxin wurden blaß. Damit hatten sie nicht gerechnet. Das war für sie wirklich ein harter Schlag. Und ein Zeichen, daß sie sich auf der Verliererstraße befanden. Wenn John sein Kreuz nicht mehr besaß, war er in der anderen Weltrettungslos verloren.

Auch die Wahrsagerin hatte die Worte vernommen. »Hat es dann überhaupt noch Sinn?« fragte sie. »Ich meine, wenn unsere Chancen so schlecht stehen ...«

»Es hat immer Sinn«, gab Suko schärfer als beabsichtigt zurück. »Noch wissen wir nichts. Wir hoffen nur, etwas durch die Kugel zu erfahren.« Er stand auf, trat an den Schrank und holte den Kelch des Feuers hervor. Suko baute ihn dort auf, wo Kara saß, die die geheimnisvolle Kugel hielt.

Die Schöne aus dem Totenreich wußte Bescheid. Sie drehte sich ein wenig und legte die Kugel in den Kelch. Sie paßte haargenau.

Wie für den Kelch geschaffen!

»Ja«, flüsterte Myxin, »es ist die echte.« Er schaute die Wahrsagerin und Astrologin an. »Würden Sie für uns den Versuch unternehmen?«

Tanith nickte. »Ja«, erwiderte sie mit rauher Stimme. Dann beugte sie sich vor und legte beide Hände auf die Kugel, da sie eine Verbindung zwischen ihr und dem magischen Kelch des Feuers schaffen wollte.

Die Spannung stieg. Jeder der Anwesenden wußte, daß dieses Experiment die letzte Chance war, etwas über das Schicksal des Geisterjägers John Sinclair zu erfahren ...

Ich befand mich von meinen Freunden so weit weg, daß Zahlen dafür nicht ausreichten. In anderen Dimensionen konnte man nicht relativieren. Hier wurden Gesetze der Physik aufgehoben.

Die Flüssigkeit des Sees schwachte fast über. Das heißt, ich mußte die Lippen schon schließen, sonst wäre mir das Zeug bereits in den Mund gedrungen. Einen letzten Blick warf ich über die Oberfläche, wobei ich die Augen weit aufgerissen hatte.

Vor mir tanzten die kalten Flammen. Es war ein bizarres, bläulichrot schimmernder Reigen, ein ewiges Züngeln, ein Auf- und Abgleiten. Dann ein letzter Ruck - ich tauchte unter.

Über mir schwachte das sirupartige Zeug zusammen.

Für einen Moment rechnete ich damit, daß sich die Rolle am Galgen nicht mehr weiterbewegen würde, doch das war ein Irrtum. Sie ruckte tiefer, und ich sank weiter in den unheimlichen See hinein. Wenn die Mechanik des Galgens nicht stoppte, würde ich irgendwo auf dem Grund des Sees landen.

Diese Vorstellung bereitete mir Angst. Ich warf alle Vorsätze über den Haufen und begann damit, mich zu befreien. Ich mußte das Seil unter den Schultern abstreifen. Es ging relativ leicht. Ein paar schlängelgleiche Bewegungen, dann hatte ich es hinter mich gebracht.

Im Gegensatz zu den anderen eingesunkenen Personen war ich frei. Nur Luft holen konnte ich nicht, dafür riß ich die Augen auf. Es überraschte mich, daß ich unterhalb der Oberfläche ein anderes, klareres Gewässer vorfand.

Im Klartext hieß das: Ich konnte sehen.

Zwar nicht sehr deutlich, sondern nur eingeschränkt.

Schattenhaft erkannte ich meine Leidensgenossen, die ebenfalls in den unheimlichen See getaucht waren.

Rechts und links von mir hatten sie die Oberfläche durchbrochen. Ich bewegte meine Arme und Beine, schwamm

unter >Wasser< ein Stück weiter und stieß mich dann nach oben.

Es war kein normales Schwimmen, sondern es kam mir vor, als müßte ich gegen eine Strömung kämpfen oder mich durch Leim bewegen. Auftrieb war so gut wie nicht vorhanden, meine Kleidung hatte sich vollgesogen, und es war schwer für mich aufzutauchen, obwohl ich überhaupt nicht tief eingesunken war.

Viel zu langsam durchbrach mein Kopf die Wasseroberfläche. Es schwachte ein paarmal, ich riß den Mund auf und holte Luft. Dann schleuderte ich meine Haare nach hinten und reinigte, so gut es ging, mein Gesicht. Diese Flüssigkeit rann herab wie Öl.

Über mir sah ich den unheimlichen Galgen und auch die Beine der Gehängten. Sie boten ein schauriges Bild, wie ihre Körper pendelten, als der laue Wind gegen sie fuhr.

In regelmäßigen Abständen hingen meine Leidensgenossen vom Galgengerüst herab. Sie befanden sich unter Wasser. Ich sah nur die Stellen, wo sie eingetaucht waren. Wo sollte ich hin?

Meine Beine wurden bereits lahm. Ich mußte heftig treten, um überhaupt mit dem Kopf über Wasser zu bleiben.

Zudem setzte mir die Flüssigkeit sehr viel Widerstand entgegen. Mir schien es, als wollte sie mich überhaupt nicht freilassen.

Aber raus mußte ich.

Eine Welle rollte langsam heran. Trotzdem noch schnell genug für mich, denn bevor ich den Kopf zur Seite nehmen konnte, überspülte sie mich. Die Welle mußte eine Ursache haben, sie war bestimmt nicht von allein entstanden.

Nicht weit entfernt waren Wesen aus der Flüssigkeit aufgetaucht. Grauenerregende Monster, die ich schon einmal gesehen hatte, kurz nach meinem Eintritt ins Schreckenszentrum.

Von ihnen sah ich nur die Köpfe. Es waren verwüstete

Gesichter. Haut, die an alte Baumrinde erinnerte und in deren Falten sich die Flüssigkeit festgesetzt hatte.

Zerstörte Fratzen, halbe Totenschädel. Manche Augenhöhlen waren leer, in anderen wiederum glühte ein grünes oder rotes Feuer. Die meisten Mäuler waren geöffnet, und die Monster, deren Köpfe wie Korken auf der Oberfläche hüpften, schlürften und schluckten die widerliche Flüssigkeit schmatzend.

Sie machte ihnen nichts aus. Im Gegenteil, sie schien für sie sogar ein Labsal zu sein.

Genau ein halbes Dutzend Monsterschädel sah ich. Und diese sechs hatten um mich einen Kreis gebildet. Einen Kreis, den ich nie durchbrechen konnte.

Die anderen wurden von den Monstern in Ruhe gelassen. Sie waren eingetaucht und nicht mehr gefährlich, aber mich wollten sie packen, denn ich hatte es gewagt, mich zu befreien.

Sie zogen den Kreis enger.

Vielleicht wirkte dies sogar ein wenig lustig, denn ich sah keine Arme oder Beine, nur eben diese verdamten Schädel, die auf der Oberfläche hüpften.

Mir war nicht nach Spaßen zumute.

Wie kam ich weg?

Tauchen und versuchen, unter der Oberfläche zu schwimmen? Nein, das konnte ich vergessen, dieser unheimliche See war uferlos. Ich wußte überhaupt nicht, ob ich jemals festen Boden unter den Füßen erreichen würde. Und in diesem Gewässer schwimmen war mehr als mühsam.

Meine Kräfte würden sehr schnell erlahmen.

Vielleicht hatte ich noch fünf Sekunden Zeit, mir etwas einzufallen zu lassen, dann mußte ich kämpfen.

Meinen Dolch trug ich bei mir. Auch eine Ersatz-Beretta. Allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Waffe noch funktionierte. Sie war naß geworden.

Ich zog die Pistole.

Dabei trat ich noch heftiger mit den beiden Füßen. Ich mußte mich um Himmels willen an der Oberfläche halten. Mühsam brachte ich den rechten Arm hoch, zielte kurz und drückte dann ab.

Dieses »Klack« ist wohl für jeden Menschen, der sich in einer Notwehrsituation befindet und schießen will, ein reines Horror-Geräusch. Mir kam es genauso vor.

Die Pistole war durch die Flüssigkeit außer Funktion gesetzt worden. Daran gab es nichts zu rütteln.

Hastig steckte ich die Beretta wieder weg. Inzwischen hatten die Monster den Kreis enger gezogen. Ich glaubte sogar, Triumph in ihren Gesichtern zu lesen.

Verdammtd, ich wollte nicht ein Opfer von ihnen werden. Die sollten sich wundern.

Die rettende Idee kam mir wirklich im letzten Augenblick. Vor mir hingen die Seile vom Galgengerüst herab, und ich wurde an die Turnstunde in der Schule erinnert, wenn wir zu Beginn in die Seile mußten. Dann ging es darum, wer sich am schnellsten hochhangeln konnte.

Dabei hatte ich nie gewonnen, war allerdings auch nie letzter Sieger gewesen. Ich hielt mich immer im Mittelfeld. Jetzt mußte ich beweisen, daß ich noch nichts verlernt hatte. Das Seil befand sich so nahe vor mir, daß ich es mit den ausgestreckten Händen fassen konnte. Ich sammelte Kraft, schnellte mich aus der sirupartigen Flüssigkeit und packte das Seil.

Kaum berührten meine Handflächen den rettenden Anker, da rutschte ich ab. Eins hatte ich vergessen. Die Flüssigkeit hatte nicht nur die Dichte von Öl, sie wirkte auch so. Das Seil bekam ich zu fassen, aber ich konnte mich nicht halten, ich rutschte ab.

Ein neuer Versuch.

Diesmal war ich gewarnt. Ich hielt das Seil eisern mit einer Hand - der linken - fest und schüttelte die rechte hin und her. So verlor ich einige dicke Tropfen der Flüssigkeit. Sie

klatschten wieder zurück, und ich konnte besser zugreifen. Kein weiteres Rutschen mehr, und auch die Rolle bewegte sich nicht mehr. Das Seil stand still.

Ich hangelte mich hoch.

Zuerst griff ich mit der rechten Hand zu, dann mit der linken. Stück für Stück arbeitete ich mich weiter. Es war wirklich ein kräftezehrendes Unternehmen, aber ich konnte nicht abwarten oder Pausen einlegen, sondern mußte weitermachen.

Auch die Monster blieben nicht untätig. Die sechs Schädel sahen sich ihrer Beute beraubt, was ihnen überhaupt nicht paßte. Sie bewegten sich jetzt schneller, und meine Beine hingen noch immer in der widerlichen Flüssigkeit.

Ich schielte nach unten, während ich die Zähne zusammenbiß und mich weiter in die Höhe zog.

Nur nicht aufgeben! Nur nicht schlappmachen! Das hämmerte ich mir buchstäblich ein.

Zwei Schädel erreichten das Seil zuerst. Widerliche Köpfe, mit aufgerissenen Mäulern und noch Fetzen von irgendwelchem Fleisch zwischen den Zähnen.

Dann biß ein Monster zu.

Wahrscheinlich war es Zufall, daß ich gerade jetzt das rechte Bein fest anzog. Die Zähne verfehlten mich, sie erwischten nur noch Seil und rüttelten daran.

Gleichzeitig wurde mir heiß, denn dieses Rütteln hatte mich auf eine Idee gebracht. Durchbeißen konnten sie das Seil ruhig, weil sie sich unter mir befanden, aber wenn die Schädel wie ich an dem Strick hochkletterten, sah das schon böse aus. Dann würden sie mich sicherlich packen, bevor ich das Gerüst erreicht hatte, das ich als meine Rettung ansah.

Ziehen, Klimmzug, ziehen, Klimmzug ...

Ein Wechselspiel, in dem es wirklich um Sekunden ging. Die Entfernung erschien mir viel zu weit. Was von unten nur wie eine Kurzstrecke ausgesehen hatte, wurde länger und länger, je mehr mir die Zeit im Nacken saß.

Zudem bestätigten sich meine Befürchtungen. Die Monsterschädel kletterten mir nach.

Ich gönnte mir eine Sekunde Pause und schielte dabei nach unten. Sie stellten es sehr geschickt an. Mit ihren Zähnen hackten sie in das Seil, bissen allerdings nicht so fest zu, daß es riß.

Und sie hüpften Stück für Stück höher, indem sie immer wieder zubissen und sich so festhielten. Dabei waren sie schneller als ich. Sie verloren keine Kraft, denn sie waren dämonische Wesen, und die Energie der Hölle trieb sie an. Ich kletterte weiter.

Meine Muskeln spannten sich. Ich hatte so große Furcht, daß ich mich innerlich verkrampte, und ich mußte meinen inneren Schweinehund erst überwinden, was ebenso hart war wie das eigentliche Klettern.

Doch aufgeben durfte ich nicht. Es mußte einfach weitergehen, und tatsächlich war der Querbalken des Galgens schon ein ganzes Stück näher gerückt.

Unter mir am Seil wurden die Bewegungen heftiger. Ich spürte sie jetzt in rascherer Folge, ein Zeichen, daß die verfluchten Monsterschädel aufgeholt hatten.

Ich setzte alles ein.

Mein Atem pfiff und keuchte. Manchmal schrie ich auch. Es waren regelrechte Befreiungsschreie, die ich ausstieß, und ich sah, daß mich zahlreiche tote Augen beobachteten. Die noch hängenden Leidensgenossen hatten, soweit sie sich in meiner Nähe befanden, die Köpfe gedreht. Ihre leeren Blicke waren auf mich gerichtet.

Und es ging weiter.

Vier, fünf Griffe vielleicht, dann hatte ich es endlich hinter mich gebracht.

Da spürte ich die Berührung am Fuß.

Es war ein regelrechter Schlag, der mich traf. Für einen winzigen Augenblick stieg eine heiße Welle der Angst in mir hoch. Beim ersten Biß hatten sie nur meinen Absatz

getroffen, der zweite würde aus ihrer Sicht bestimmt besser sitzen.

Deshalb riß ich hastig meine Beine hoch.

Glück gehabt. Der nächste Biß verfehlte mich tatsächlich.

Auch beim dritten Versuch schnappten die Zähne vorbei.

Ich hörte, wie sie aufeinanderklackten.

Der letzte Rest.

Rechter Arm hochgeschleudert, die Hand erst ausgestreckt, dann fest das Seil umklammert.

Mit der linken geschah das gleiche.

Ich packte es.

Noch einmal zog ich die Füße nach. Und als ich einen Blick nach oben warf, sah ich das Gerüst des Galgens. Eine zum Glück ziemlich breite Kante, die über mir verlief und an der die Rollen für die Seile befestigt waren.

Noch einmal streckte ich meinen rechten Arm aus, dann konnte ich den Querbalken fassen.

Eisern hielt ich fest.

Den anderen Arm nachziehen. Ich hatte es geschafft.

Endlich!

Jetzt hing ich an dem Balken wie ein Turner am Reck. Die Beine baumelten hoch über der Oberfläche des unheimlichen Sees, und ich hoffte, daß ich noch genügend Kraft für einen letzten Klimmzug hatte.

Tief durchgeatmet, dann legte ich alles in die Waagschale. Ich stöhnte, schrie und keuchte, aber ich kam hoch, Freunde. Jawohl, ich schaffte es.

Das rechte Bein hochgeschwungen. Auch wie damals im Turnunterricht. Mein Knie fand zuerst auf der Stange Halt. Ich rutschte mit dem Bein an der anderen Seite hinunter, und es gelang mir, mich hinzusetzen. Ein normales Sitzen war das natürlich nicht. Jetzt merkte ich, daß der Balken doch sehr schmal war, er hatte nur im Verhältnis zum Seil breit ausgesehen.

Ich beugte meinen Oberkörper etwas vor und klammerte

mich mit beiden Händen an dem Holz fest.
Dabei zitterte ich von den Haaren bis zu den
Zehenspitzen. Die letzte Hangelei hatte mich geschlaucht.
Natürlich dachten die Schädel nicht daran, die einmal so
sicher geglaubte Beute fahrene zu lassen. Sie hielten nicht mit
der Verfolgung inne, bissen sich im wahrsten Sinne des
Wortes höher, und ich sah, wie das Seil von einer Seite zur
anderen schaukelte.

Wie weit waren sie noch entfernt?

Eine Armlänge?

Gegen teuflische Schädel hatte ich vor Jahren schon
gekämpft, allerdings mit einer funktionstüchtigen Beretta.
Hier versagte sie. Aber ich besaß noch den Dolch.

Und den holte ich hervor.

Die fünf Finger der linken Hand umspannten den
Dolchgriff, denn die Schädel kletterten an der von mir aus
gesehen linken Seite in die Höhe.

Sie näherten sich langsam, aber stetig.

Der erste sah besonders schaurig aus. Weit hatte er den
Rachen aufgerissen. Ich konnte in seinen Schlund und in
den Hals hineinschauen. Wenn er noch ein wenig höher
kroch, dann konnte er zubeißen und meine Waden treffen.
Ich hielt mich mit der rechten Hand eisern fest, beugte
mich nach links und stach zu.

Die Klinge traf auf Widerstand. Schräg fuhr sie in den
Schädel, am Auge vorbei in die Wange hinein, wenn man
überhaupt von so einer sprechen konnte.

Würde das Silber stark genug sein?

Ja, es war stark genug.

Plötzlich zischte es in der Wunde auf. Das sah ich, als ich
den Dolch wieder zurückriß. Gleichzeitig quoll ein grauer
Rauchfaden aus der Öffnung, die Zähne klackten zu-
sammen und bissen dabei nicht mehr in das Seil, sondern
daneben. Es kam, wie ich es mir erhofft hatte. Der Schädel
konnte sich nicht mehr halten und fiel nach unten.

Klatschend verschwand er in der dicken Brühe.
Ich atmete auf. Ein Gegner weniger. Ob ich ihn zerstört
hatte oder nicht, war mir in diesem Moment egal, für mich
zählte nur, daß die erste Gefahr gebannt war.
Die anderen Schädel rückten nicht nach. Sie verharrten
in ihrer Haltung, und endlich hatte ich die Zeit, die ich
brauchte, um das verdammte Seil zu kappen.
Den Dolch wechselte ich in die rechte Hand und säbelte
damit an dem Strick herum.
Es gab einen Ruck, dann hatte ich ihn durchtrennt.
Das Seil fiel mit den daran hängenden Köpfen nach unten
und verschwand in der Brühe.
Ich lachte auf. Es war ein Gelächter der Erleichterung,
das ich nicht bewußt steuerte. Es kam einfach so, und ich
beugte mich nach vorn, um erst einmal Luft zu holen.
Geschafft!
Endlich geschafft.
Wenn sich an der Gesamtsituation auch nichts geändert
hatte, so freute ich mich doch über jeden kleinen Teilsieg,
den ich in dieser Hölle erringen konnte.
Ein Knarren unterbrach meine Gedanken.
Das Geräusch war über mir aufgeklungen. Ich drehte mich
so behutsam wie es eben ging um. Dabei schielte ich über
die Schulter nach oben. Die an dem Balken angebrachten
Räder bewegten sich. Und mit ihnen auch die Seile, an
denen die unheimlichen Gestalten hingen. Allerdings dreh-
ten sich die Räder jetzt in die andere Richtung, also zurück.
Das hieß, die Gestalten würden wieder hochkommen.
Ich hing nicht daran. Darüber war ich verdammt froh.
Noch immer tanzten die kleinen Flammen auf der
Oberfläche. Von den Köpfen sah ich nichts, dafür tauchten
meine ehemaligen Leidensgenossen aus dieser makabren
Brühe auf.
Im ersten Moment schien sich nichts geändert zu haben.
Als ich genauer hinschaute, da erkannte ich, daß einige von

ihnen nicht mehr so aussahen wie zuvor.

Die Flüssigkeit hatte sie verändert. Auf eine schreckliche Art und Weise, denn sie hatte nicht nur ihre Kleidung aufgelöst, sondern auch was von der Haut mitgenommen. Sie wirkte selbst bei diesem fahlen Licht aufgedunsen und schimmerte rötlich. Als wäre sie mit einer gefährlichen Säure in Verbindung gekommen.

Das hätte mir auch bevorgestanden, wenn ich länger in dieser Flüssigkeit geschwommen wäre. Im nachhinein bekam ich noch das Zittern. Von den Gestalten fielen die Tropfen ab. Es waren schon mehr Klumpen, die in die Brühe zurück klatschten.

Wie würde es jetzt weitergehen? Gesagt hatte mir niemand etwas, meine unheimlichen Nachbarn bewegten sich zwar, doch sie waren stumm wie die Fische.

Ich wartete ab, bis die Rollen gestoppt wurden, und mußte dann mit ansehen, wie der zweite Teil der Hängenden in die Tiefe glitt.

Jetzt rutschten auch meine Nachbarn. Alles lief so ab wie beim erstenmal.

Die Frau warf mir noch einen Blick zu. Ihr Gesicht zeigte bereits die Qualen an, die sie spüren würde.

Langsam wurde mir der Sinn dieser teuflischen Methode klar. Die Bestraften wurden in diese Flüssigkeit getaucht, ein ewiges, schreckliches Wechselbad, und sie hatten nie mehr eine Chance, dieser Hölle zu entrinnen.

Aber hatte ich eine?

Das war wirklich die große Frage. Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, wohl kaum. Nein, die anderen würden mir keine lassen. Dafür hatten schon Asmodis und seine Tochter gesorgt.

Was die beiden wohl machten? Und wie würde es den Freunden ergehen? Hatte Costello, der sicherlich mein Kreuz in den Händen hielt, es bereits an Dr. Tod weitergereicht?

Ganz bestimmt, und jetzt mußte sich Asmodina vorsehen, auch wenn sie den Nagel besaß.

Ich schaute wieder nach unten und gleichzeitig nach vorn. Die hängenden Gestalten waren bereits bis über die Knie eingesunken. Nichts würde sie noch retten. Die satanischen Wechselbäder wurden weitergeführt bis in alle Ewigkeiten. Ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich die Stimme erst für eine Halluzination hielt. Dann aber horchte ich. Wer rief mich da?

Plötzlich wußte ich es.

Nein, das war keine Stimme, die mich da rief, keine echte jedenfalls. Es waren Gedanken, tastende Signale, die in meinem Kopf ihren Widerhall fanden.

Ich hörte einen Namen.

»John Sinclair!«

Und da wußte ich Bescheid. Es war Karas Stimme, die meinen Namen ausgesprochen hatte.

Der Kelch des Feuers!

Jetzt war zu sehen, aus welchem Grunde er diesen Namen trug.

Als der Kontakt zwischen ihm, der Kugel und Tanith hergestellt worden war, da begann er zu glühen. Nicht nur die Kugel strahlte auf, sondern auch der Kelch. Er verbreitete einen roten und dennoch gleißenden Schein, der nicht nur die Menschen blendete, sondern auch das gesamte Zimmer einhüllte.

»Ich habe Kontakt«, hauchte Tanith. »Himmel, ich habe Kontakt mit ihm!«

»Mit John Sinclair?« fragte Suko.

»Nein, mit dem Land, wo er sich befindet. Ich spüre es genau, er ist in der Nähe, aber auch gleichzeitig so weit weg, daß ich seine Gedanken nicht fühlen kann. Aber ich muß da sein!«

»Machen Sie um Himmels willen weiter!« flüsterte Suko.
»Sie dürfen nicht schwach werden, auf keinen Fall.«
Die Astrologin schüttelte den Kopf. Sie gab sich wirklich Mühe und konzentrierte sich auf die vor ihr liegende Aufgabe.

Und die war hart genug. Sie sollte mit einem im Höllenreich Verschollenen Kontakt aufnehmen. Würden ihre und die Kraft des Kelches überhaupt reichen?
Ihre Hände rutschten seitlich an der Kugel ab, so daß sie jetzt genau auf die Kugel schauen konnte - und hinein!
Intensiv dachte sie an den Geisterjäger. Der Name John Sinclair hämmerte in ihren Gedanken. Sie rief ihn mit all der Kraft, zu der sie fähig war.

Es war eine ungewöhnliche geistige Anstrengung. Kelch, Kugel und die Astrologin schienen eine Einheit zu bilden.
Sinclair!

So formulierte Tanith den Namen in Gedanken. Wenn er diesen Ruf nicht hörte, dann konnte sie nicht mehr, denn er hatte mehr einem Verzweiflungsschrei geglichen.

Da war etwas!

In der Kugel.

Sie sah genau, wie die Schlieren wanderten und sich zur Seite bewegten. Sogar das Wabenmuster verzerrte nichts mehr, für Sekunden hatte Tanith einen freien Blick.

Sie sah ihn.

John Sinclair!

Er befand sich in einer fremden, kaum vorstellbaren Welt. Und er saß auf irgendeinem Gerüst, das Tanith jedoch nicht genau erkennen konnte. Gut erging es ihm nicht, denn die Umgebung um ihn herum atmete das reine Grauen aus. Tief holte Tanith Luft. »Ich - ich sehe ihn«, flüsterte sie erstickt. »Er lebt, er ist da, in einer anderen Welt. Der Kelch hat reagiert. Da, seht ...«

Auch die anderen beugten sich über die Kugel. Ihre Gesichter waren starr, in den Augen fanden sich Hoffnung,

Angst und Neugierde wieder.

Kara, Myxin, Suko, Shao - sie beugten sich über die kleine Kugel. Jeder wollte einen Blick erhaschen, John Sinclair sehen und ...

Mit einem Schrei auf den Lippen fuhr Tanith plötzlich in die Höhe. Shao hatte zu nahe bei ihr gestanden, sie erhielt einen Ellbogenstoß in die Rippen und taumelte ein paar Schritte nach hinten.

Die Astrologin blieb für einen Moment starr stehen, dann sank sie erschöpft auf ihren Stuhl.

Die anderen schauten noch in die Kugel. Das Bild war verloschen. Die Kugel sah aus wie immer.

Leer ...

Langsam richteten sich die Freunde auf. »Hast du ihn gesehen?« fragte Myxin und schaute Kara dabei an.

»Nein.«

»Aber ich«, sagte Suko.

»Was?« Die anderen fuhren zu ihm herum.

»Ja. Und John lebt. Mit eigenen Augen konnte ich mich davon überzeugen. Er hat sich bewegt und befand sich auch nicht in direkter Lebensgefahr.«

»Aber wo er sich genau aufhält, konntest du auch nicht erkennen?« fragte Kara. Sie hatte sich ebenfalls voll auf John konzentriert.

»Nein.«

»Ich nehme an, daß Asmodis oder seine Tochter dahinterstecken. Sie werden John in irgendeinem ihrer Reiche als Gefangenen halten. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wenn man nur wüßte wo«, sagte Shao gequält. Sie fuhr fort: »Kann man den Versuch nicht wiederholen?«

Alle schauten auf Tanith.

Erschöpft saß sie auf ihrem Stuhl. Der Kopf war nach vorn gesunken, die Stirn berührte die Tischplatte. Niemand sagte etwas direkt, aber jeder wußte, daß man von Tanith die

gleiche Energieleistung nicht noch einmal so schnell erwarten konnte.

»Bleibt nur der Kelch des Feuers«, meint Myxin. »Aber ob er uns zu John Sinclair führen kann, ist wirklich fraglich.« Da gaben ihm die anderen recht.

Jemand rief meinen Namen!

Nein, nicht jemand, sondern Kara.

Ich hörte ihre Stimme, saugte ihre Gedanken aus einer unvorstellbaren Entfernung auf und hörte auch eine andere Stimme, die ebenfalls meinen Namen rief.

Die kannte ich nicht.

Still hockte ich auf dem Gerüst und lauschte. Ein unbeschreibliches Gefühl durchströmte mich, denn die andere Seite, die normale Welt, hatte Kontakt mit mir aufgenommen. Es gab mir die Sicherheit, daß meine Freunde alles tun würden, um mir zu helfen. Sie setzten wirklich alles ein, um mich aus dieser Hölle zu holen.

Dann waren die Stimmen weg.

Noch bevor ich gedanklich Antwort geben konnte, riß der Kontakt ab. Irgendein unbekannter Störfaktor war ins Spiel gekommen, den wir beide, Sender und Empfänger, nicht hatten ausschalten können.

So sehr ich mich auch konzentrierte, kein fremder Gedanke erreichte mehr mein Gehirn.

Dafür sah ich etwas.

Jemand ging über das Wasser. Mit gemessenen Schritten und von den kleinen Flammen umspielt, schritt Asmodina auf das Gerüst des Schreckens zu.

War sie der Störfaktor? Hatte sie vielleicht bemerkt, daß meine Freunde Kontakt mit mir aufgenommen hatten?

Bestimmt, denn in diesem Reich regierte sie allein.

Sie ließ sich Zeit. Ich war froh darüber, so konnte ich mir zurechtlegen, was ich ihr sagen würde.

Trotz des geschwärzten Gesichts war das Lächeln auf ihren Lippen zu sehen. Und es hatte nichts von diesem Siegerausdruck verloren. Asmodina fühlte sich sicher. »Nun, großer Geisterjäger?« sagte sie, als sie nahe genug herangekommen war. »Du lebst ja noch.«

»Ja, so leicht bin ich nicht zu töten.«

»Es hätte mich wirklich gewundert.«

»Was?«

»Dich als Leiche zu finden. Aber das geschieht noch früh genug. Was ist das eigentlich für ein Gefühl, sich befreit zu haben und trotzdem zu wissen, daß man verloren ist?«

»Ein gutes und ein schlechtes.«

»Du bist ehrlich. Aber das hier ...«, sie deutete in die Runde, »... ist erst der Auftakt.«

»Was willst du?«

»Dich fragen, ob dir die Unterhaltung vorhin gut gefallen hat?«

Sie wußte also Bescheid. Demnach war Asmodina der Störfaktor in unserem gedanklichen Gespräch gewesen.

»Das Gespräch hat mir gut gefallen«, gab ich zu. »Es beweist mir, daß meine Freunde an mich denken.«

Asmodina nickte. »Das gebe ich zu, Geisterjäger, Sie denken an dich. Sogar sehr stark, aber es nutzt ihnen und dir nichts. Sie werden dich hier nicht rausholen können.« Mit einer verächtlichen Bewegung winkte sie ab. »Nein, du hast keine Chance, Geisterjäger.«

Das wußte ich selbst. Doch wollte ich mir meinen Optimismus nicht nehmen lassen. Es war schon ein seltsames Bild. Ich hockte über Asmodina und schaute auf ihren Kopf hinunter.

Und sie stand auf dieser Flüssigkeit. Die Gehängten hingen nach wie vor in der Brühe, sie blieben auch dort. Nur die Seile schauten noch daraus hervor.

Ich blickte Asmodina an. In ihrem Gesicht zuckte es. Es strahlte den Triumph ab, den die Teufelstochter empfand.

Noch nie hatte ich mich so in ihrer Hand befunden. Ich war nicht nur ihr Gefangener, sondern auch der meiner jetzigen Umwelt. Entkommen konnte ich aus eigener Kraft nicht.

»Was ist das für eine Hölle, in die du mich geschleppt hast?« wollte ich wissen.

»Die Hölle der ewigen Leiden!«

»Ein guter Name.«

»Fegefeuer kommt dir vielleicht bekannter vor. Das hier ist das Fegefeuer. Ihr Menschen habt diesen Ausdruck geprägt, ich habe ihn übernommen.«

»Und was haben die Bedauernswerten getan?«

»Sie sind in unsere Falle gelaufen. Wir brauchten sie. Und dann haben wir sie nie mehr losgelassen. Als ich nur Apep war, habe ich immer mit angesehen, wie der große Asmodis diese Menschen herbrachte. Sie entstammen allen Jahrhunderten, aber was ist schon Zeit in der Hölle? Das wirst auch du noch merken, John Sinclair. Du vergißt die Zeit, du wirst dir nur eines herbeisehnen. Deinen Tod.«

Die Drohungen ließen mich kalt. Ich hatte sie schon zu oft vernommen. Dafür fragte ich: »Dann willst du mich noch am Leben lassen, Asmodina? Und ich dachte schon, du wärst gekommen, um mich zu töten.«

»Du bist schon so gut wie tot.«

»Wenn du das sagst?«

»Ja, das sage ich. Du hast ausgespielt, John Sinclair. Das Team um dich wird zerfallen. Dann gibt es nur noch mich und Asmodis ...«

»Wie steht es denn mit Dr. Tod?« fragte ich dazwischen.

»Der ist doch auch nicht dein Freund.«

»Ich werde ihn mit dem Nagel vernichten!«

»Bravo!« rief ich vom Galgengerüst herunter. »Was du alles willst. Nur mußt du dir über eins im klaren sein, Asmodina. Deine Feinde sind zahlreicher und stärker geworden. Sie haben es geschafft, mein echtes Kreuz gegen eine Kopie auszutauschen.«

Da lachte die Teufelstochter. »Du bist wahnsinnig, Sinclair.

Jetzt versuchst du aber auch alles.«

»Es ist kein Versuch. Wenn du ein wenig nachdenken würdest, wärst du längst darauf gekommen. Ich bin in deiner Gewalt. Okay, das nehme ich hin, daran kann ich nichts ändern. Aber ist dir nicht aufgefallen, daß das Kreuz überhaupt keine Reaktion gezeigt hat?«

»Ich bin ja nicht dumm.«

»Gut«, sagte ich und lächelte. »So weit wären wir also. Das Kreuz hat keine Reaktion gezeigt. Es konnte keine zeigen, denn es war nicht das echte.«

»Stimmt, du wolltest uns reinlegen, aber das ist dir nicht gelungen, Geisterjäger.«

»Nein, ich wollte euch nicht reinlegen.«

»Jetzt redest du dich schon wieder heraus!« zischte sie, und in ihren Augen glühte es. Sie war ziemlich nervös und fühlte sich von mir auf den Arm genommen, vielleicht auch überrascht wegen meiner Sicherheit, die ich zur Schau stellte.

»Nein, das habe ich gar nicht nötig. Ich gebe doch offen zu, daß ich mein Kreuz nicht mehr habe.« Es machte mir mittlerweile Spaß, Asmodina ein wenig hinzuhalten, so wurde mir auch das Miese meiner eigenen Situation nicht so bewußt. »Willst du wirklich wissen, wo sich mein Kreuz befindet?«

»Ja, rede!«

»Er hat es!«

»Wer ist er?«

Ich holte tief Luft, steigerte die Spannung durch diese Verzögerung noch und erwiderte laut und deutlich: »Solo Morasso, auch Dr. Tod genannt!«

»Nein!« Es war ein Schrei, der aus Asmodinas Kehle drang. Ich hätte nicht gedacht, daß die Teufelstochter einmal so überrascht sein könnte. Erlebt hatte ich das noch nie. Sie duckte sich, als hätte sie einen Peitschenhieb erhalten, dann

richtete sie sich wieder auf, öffnete den Mund, und eine gespaltene Zunge huschte daraus hervor. Eine Zunge, wie sie auch Apep hatte, nur war sie jetzt kleiner. »Ich glaube dir nicht, Geisterjäger. Du versuchst, dich aus deiner Lage herauszuwinden, weil du anders keine Chance mehr siehst.

Das kann gar nicht sein, das ist nicht möglich. Dr. Tod ist nicht stärker als ich. Was ich nicht geschafft habe, das schafft er schon lange nicht. Er hat dein Kreuz nicht, Geisterjäger.

Alles nur Bluff, um deinen miesen Kopf zu retten!«

»Ich habe es nicht nötig zu bluffen«, erwiderte ich gelassen. »Es ist genauso, wie ich es dir gesagt habe. Du kannst es glauben oder nicht. Das bleibt dir überlassen.«

»Wie sollte er es geschafft haben?«

»Du unterschätzt ihn. Vielleicht ist er sogar stärker als du, Asmodina.«

»Niemand ist stärker als die Teufelstochter.« Sie litt noch immer unter Selbstüberschätzung.

»Dann ist er eben schlauer. Und er reibt sich nicht in Kämpfen so sehr auf wie du. Er hat sich auf mich konzentriert. Seinen Helfern ist es gelungen, mich zu überfallen und mir das Kreuz wegzunehmen. In London gibt es einen Mann, der auf ihn hört. Logan Costello arbeitet für Dr. Tod. Seine Leute haben mich überfallen, und sie haben auch dafür gesorgt, daß mir das Kreuz weggenommen wurde.

Glaubst du mir nun, Teufelstochter?«

Sie schwieg. Asmodina war wirklich so entsetzt, daß sie keinen Laut hervorbrachte. Sie schluckte und schüttelte den Kopf, so daß ihre langen roten Haare flogen. Die Augen sahen in dem dunklen Gesicht weiß und hell aus.

Ich hockte auf dem Galgen und wartete ab. Jetzt war ich wirklich gespannt, was sie tun würde. Schließlich hob sie den Kopf und schaute mich an. »Nehmen wir einmal an, Geisterjäger, es stimmt, was du gesagt hast, dann glaubst du wirklich, daß Dr. Tod stärker ist als ich?«

»Mit dem Kreuz bestimmt.«

»Hör doch damit auf. Er ist ein Winzling gegen mich. Was hat er denn? Die Mordliga. Ein paar billige Gestalten, die ich mit einer Hand am Boden zerquetsche. Und ihn auch. Hast du nicht selbst erlebt, wie ich ihn gedemütigt habe, damals, als Myxin entführt werden sollte. Weißt du das nicht?«

»Ja, das habe ich noch in Erinnerung.«

Sie lachte gellend. »Und dann, willst du mir Angst machen, du verdamter Hundesohn?«

»Zwischen damals und heute hat sich einiges geändert.«

»Was denn?«

»Dr. Tod ist mächtiger geworden. Er hat sich bestimmt unter deinen Feinden Freunde ausgesucht. Er steht nicht mehr allein da, Asmodina. Ich weiß, daß die AEBA-Dämonen dir nicht gerade wohlgesonnen sind und sicherlich auch noch andere Dämonen, die nie überwunden haben, daß der Schwarze Tod umgekommen ist.«

»Den hast du vernichtet.«

»Das weiß ich, denn die anderen sind auch meine Feinde. Wir sitzen gewissermaßen in einem Boot, Teufelstochter. Du kannst es drehen und wenden, es ist so. Ich bin dein Gefangener, aber dir ergeht es auch nicht besser, denn man hat dich bereits umzingelt. Für den großen Schlag gegen dich ist alles vorbereitet worden.«

»Das sind Märchen.«

»Nein, es sind keine. Alle Anzeichen deuten darauf hin ...«

Es war eine regelrechte Abrechnung, die ich mit der Teufelstochter trieb. Ich hielt ihr alles vor, deckte ihre Karten auf und bewies, wie wenig mächtig sie doch war.

Meine Worte reizten sie. Die Kette aus Totenschädel um ihren Hals begann zu glühen, und ihre Haare stellten sich hoch. Sie war drauf und dran, mich umzubringen, das bemerkte ich, denn über ihren Händen tanzte ein magisches Feuer.

Ich bekam wieder Angst ...

Bisher war alles glatt verlaufen. Sollte Asmodina zum Schluß die Nerven verlieren? Ich hätte den Bogen doch nicht überspannen sollen und sah jetzt, wie sich die Blitze von ihren Fingern lösten, über die Oberfläche tanzten, wo noch immer das Feuer züngelte und die Blitze sich mit den Flammen vereinigten.

Dann verloschen sie wieder, und ich atmete auf.

Asmodina schien es sich wirklich überlegt zu haben.

Ich ließ etwas Zeit verstreichen, bevor ich wieder das Wort übernahm.

»Was willst du jetzt tun?« fragte ich sie. »Willst du dich

Solo Morasso zum Kampf stellen?«

»Er wird nicht gegen mich kämpfen.«

»Warum das nicht?«

»Weil ich dafür gesorgt habe, daß er erweckt wurde. Und ich glaube noch immer nicht, daß er dein Kreuz besitzt.«

»Du kannst ja zu ihm gehen und dich davon überzeugen«, erwiderte ich. »Aber wahrscheinlich schaffst du es nicht.

Dr. Tod hat sich abgesichert. Er besitzt schließlich noch den Würfel des Unheils, wie ich gehört habe.«

»Ich glaube, daß du dich täuschst, John Sinclair!« hielt mir die Teufelstochter entgegen. »Du täuschst dich sogar sehr. Ich werde mir Dr. Tod ansehen, und zwar sehr genau. Aber nicht allein. Du wirst mich begleiten, Geisterjäger, und ich werde Dr. Tod deine Leiche vor die Füße werfen ...«

In seinem unterirdischen Bunkersystem hockte Dr. Tod auf einem Stuhl und starrte die drei Waffen an, die für ihn die absolute Macht bedeuteten.

Da lagen der Würfel des Unheils und der Bumerang, und auch die wichtigste Waffe war da.

Das Kreuz!

Seine Augen glitzerten, als Morasso die Waffen anschaute. Jetzt war er mächtig. Damit konnte er der Hölle entgegen-

treten. Und die Hölle setzte er mit Asmodina und Asmodis gleich.

Seine Hände strichen über den Würfel. Er fühlte sich warm an. Morasso spürte regelrecht, daß er mit einer unheimlichen Magie gefüllt war. Dann faßte er nach dem Bumerang. Auch dieses Gerät bedeutete Macht. Es stammte aus dem Buch der grausamen Träume und war für den Sohn des Lichts gedacht worden.

Sohn des Lichts!

John Sinclair sollte der Erbe sein, aber wenn Morasso daran dachte, konnte er nur lachen. Sinclair war nichts mehr, er hatte alles verloren. Der Sieger, Dr. Tod, saß woanders. Und er schmiedete finstere Pläne.

Er hatte dem Spuk versprochen, ihm den Kopf der Asmodina zu bringen. Dieses Versprechen wollte er einhalten, die Macht der Teufelstochter sollte endlich gebrochen werden. Zu lange hatte sie schon regiert und auch ihn gedemütigt. Nie mehr sollte sie dazu in der Lage sein. Nie mehr!

Mit einer heftigen Bewegung stand er auf. Er war allein, die Mitglieder der Mordliga hielten sich in anderen Räumen des unterirdischen Systems auf.

Xorron war sicherlich bei seinen Zombies und Ghouls. Als Morasso daran dachte, umspielte ein Lächeln seine Lippen. Zu ihnen wollte er, denn er mußte etwas ausprobieren.

Dr. Tod durchquerte den Raum und verließ ihn. Er gelangte in einen kahlen Gang, der so aussah wie alle Gänge des unterirdischen Systems. Grau und trostlos.

Am Ende des Gangs gab es einen alten Fahrstuhl, der ihn in die Höhe bringen sollte. Dr. Tod zog die schwere Tür auf und betrat den alten Aufzug.

An einer Leiste befanden sich mehrere Knöpfe. Er drückte den zweitobersten.

Rumpelnd setzte sich der Fahrstuhl in Bewegung. Man merkte ihm an, wie alt er war. Als er oben stoppte und

Dr. Tod die Tür wieder aufzog, schaute er in eine große Halle, deren zweiflügeliges Tor aus Eisen bestand.

In der Halle hielten sich Lady X und Lupina auf. Sie blickten zum Fahrstuhl, als Morasso ihn verließ.

Lady X kam näher. Sie hatte die Lippen zurückgezogen, ihre Vampirzähne glänzten.

»Ist es soweit?« fragte sie.

Dr. Tod blieb stehen. »Fast. Noch möchte ich warten, weil ich etwas ausprobieren muß.«

»Was?«

Morasso grinste. »Das Kreuz!« Er griff in die Tasche und holte es hervor.

Sofort zuckte die Scott zurück. »Nimm es weg!« schrie sie und schüttelte sich. »Oder willst du meinen Untergang?«

»Nein.« Morasso grinste. »Warum sollte ich?«

Lady X wandte sich ab. Allein der Anblick des Kreuzes machte sie nervös.

»Wo steckt Xorron?« fragte Morasso.

»Er ist bei seinen Freunden.«

Dr. Tod nickte. Das hatte er nur hören wollen. Xorron hielt sich gern draußen auf. Er hatte immer einige Ghouls und Zombies um sich versammelt. Zwischen ihnen fühlte er sich wohl. Außerdem lauerte er darauf, daß Menschen in seine Nähe gerieten.

Auf Knopfdruck öffnete sich das schwere Tor. Die Schiene, auf der es lief, war in den Boden eingelassen. Rumpelnd rollte es zur Seite, und Morasso verließ den Bunker.

Sein Blick glitt über die große Insel. Zu seinem Reich zählten mehrere Inseln, doch das Hauptquartier mit dem gewaltigen Bunker lag auf der größten.

Etwas fiel auf. Die Sicht war nicht klar. Das lag allerdings nicht am Wetter, sondern an Dr. Tod selbst. Er hatte die Insel durch seinen mörderischen Nebel absichern lassen.

Wie eine dünne Schicht lag er über dem Land und würde den Feinden der Mordliga die Haut vom Körper lösen.

Dr. Tod und Mr. Mondo tat er nichts.

Die Insel lag dicht vor der Südspitze des südamerikäischen Kontinents, eingereiht innerhalb einer Inselkette. Niemand wußte so recht, wem die Inseln offiziell gehörten. Chile und Argentinien stritten sich darum. Dr. Tod interessierte dies nicht. Für ihn zählte, daß die Inseln nicht bewohnt waren.

Solo Morasso hatte für sich und seine Mordliga hier einen idealen Unterschlupf gefunden.

Außerdem besaß er den Würfel des Unheils. Sein mörderischer Nebel schirmte die Insel vor Angriffen von außen ab. Dieser Nebel bestand aus den Seelen getöteter Dämonen. Mit dem Würfel und damit dem Nebel war Dr. Tod eine satanische Macht in die Hände gefallen, die er auch eiskalt ausspielte, denn Skrupel kannte ein Mensch-Dämon wie Dr. Tod nicht. Er ging im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen.

Jetzt verließ er den Bunker. Der Eingang lag zu ebener Erde. In der Luft lag ein nie abreißendes Rauschen, eine Folge der Brandung. Sie wurde Tag und Nacht von den Klippen am Südrand der Insel gebrochen, so daß hohe, weiße Gischtfontänen über die Wänden wehten.

Solo Morasso hatte das Kreuz wieder weggesteckt und dafür den Bumerang in seine rechte Hand genommen. Die Finger umspannten das untere Ende. Ein paar mal hatte Dr. Tod mit der Waffe geübt, und er war zufrieden mit sich selbst.

Ja, er konnte damit umgehen.

Von Xorron war nichts zu sehen. Da vor Morasso das Gelände leicht anstieg, befand sich der Herr der Untoten und Zombies sicherlich hinter den Hügeln. Sie wiesen eine dünne Grasschicht auf, die allerdings braun schimmerte. Im Boden steckte einfach zuviel Feuchtigkeit. In dieser windigen Ecke der Welt regnete es oft, und irgendwann war der Boden gesättigt.

Solo Morasso hatte Zeit. Der Wind fuhr über seinen Kopf. Das kurz geschnittene Haar geriet in Bewegung. Hinter Dr. Tod verließen Lady X und Lupina den Bunker. Beide blieben allerdings in der Nähe des Eingangs stehen und schauten ihrem Herrn und Meister auf den Rücken. Seit er das geweihte Kreuz besaß, fühlten sie sich nicht mehr wohl. Sie hatten wirklich eine unbeschreibliche Angst davor, weil beide wußten, wie zerstörerisch es sein konnte. Etwa fünfzig Yards vor seinem Bunker blieb Morasso stehen. Er hatte an der linken Seite eine Bewegung bemerkt. Dort kam jemand. Dr. Tod drehte sich um.

Hinter einer Krüppelbuschreihe tauchte eine Gestalt auf. Es war ein Zombie. Alle Zombies und Ghouls wußten, daß nicht nur Xorron ihr Herr war, sondern daß Dr. Tod noch über ihm stand. Und sie würden sich hüten, ihn anzugreifen.

Der Zombie blieb stehen.

Er trug Seemannskleidung. Nur war sie jetzt zerfetzt und lumpig. Da fiel er nicht auf, denn sämtliche Diener Xorrons liefen so herum.

Ein dünnes Lächeln umspielte die Lippen des Solo Morasso, als er den Zombie betrachtete. Er war genau die Figur, die er für sein Experiment brauchte.

Und die Entfernung stimmte auch.

Ziemlich gemächlich hob Solo Morasso seinen rechten Arm. Der Bumerang lag wie festgeklebt in seiner Hand, als gehörte er schon seit allen Zeiten zu ihm.

Der lebende Tote starre ihn an. Sein Gesicht zeigte eine kaum verheilte Wunde auf der rechten Seite. Der Mund stand halb offen. Die Augen erinnerten an Steine.

Er ahnte nichts. Auf dieser Insel fühlte er sich unter seinesgleichen sicher.

Das wollte Dr. Tod ändern.

Flach hielt er den Bumerang. Dabei holte er weit aus, führte seinen Arm über die Schulter zurück, ließ ihn dann vor-

schnellen und öffnete die Hand.

Von Schwung und Kraft getragen, flog der Bumerang auf sein Ziel zu. Er war ein wirbelndes Etwas, das die Luft zerschnitt, zu einem rasenden Blitz wurde und mit einem heftigen Schlag den Kopf vom Rumpf des Untoten trennte. Aus!

Dr. Tod knickte leicht in den Knien ein. Sein Gesicht verzog sich. Er öffnete den Mund und lachte. Ja, er lachte, und sein Gelächter hallte über die Insel.

Er hatte gewonnen!

Ein Torso stand vor ihm. Er wunderte sich, daß der Zombie nicht umkippte. Erst nach wenigen Sekunden fiel er langsam nach vorn, und der Torso blieb neben dem Kopf liegen.

Solo Morasso nickte zufrieden. Er setzte sich in Bewegung und ging mit langsamem Schritten dorthin, wo der Bumerang zu Boden gefallen war. Dabei passierte er Torso und Kopf. Er gönnte den beiden Teilen keine Blick.

Der Bumerang war nicht zu ihm zurückgekehrt. Durch den Widerstand, den ihm der Zombie entgegengesetzt hatte, war er aus seiner ursprünglichen Flugrichtung geraten und hatte den Bogen nicht mehr geschafft. Deshalb lag er im Gras.

Dr. Tod hob ihn auf.

Als er sich wieder hochdrückte, vernahm er Schritte. Er drehte den Kopf und sah eine hochgewachsene, weißlich glänzende Gestalt, die so durchsichtig war, daß das Knochengerüst schimmerte.

Es war Xorron!

Er hatte bemerkt, daß einer seiner Diener durch einen Bumerang getötet worden war. Etwa vier Schritte vor Dr. Tod blieb er stehen und starrte seinen Herrn und Meister an.

Bis auf einige Schlitze war in seinem Gesicht nichts zu sehen. Weiß und glatt präsentierte sich die Haut, die unver-

letzbar war, wie es immer hieß. Sie widerstand nicht nur Kugeln - auch geweihten - sondern sogar Feuer.

»Du hast ihn getötet«, sprach Xorron.

»Ja.« Morasso nickte. »Ich mußte meinen Bumerang ausprobieren. Es war nicht schade um ihn.«

»Er gehörte zu mir«, erwiderte Xorron.

Solo Morasso hatte den drohenden Unterton in seiner Stimme wohl vernommen und sog scharf die Luft durch die Nase ein. »Was willst du damit sagen?«

»Du hättest mich fragen können!«

Morasso wurde blaß vor Wut. »Bist du denn wahnsinnig!« schrie er. »Ich hätte dich fragen sollen? Ich?« Er deutete in die Runde. »Alles, was du hier siehst, gehört mir! Alles, hast du verstanden? Ich bin dein Meister. Ich habe dich erweckt, das solltest du dir einmal merken, Xorron. Es gibt nichts, was du mir zu sagen hättest. Ich hoffe, wir haben uns verstanden!«

»Ja.«

»Dann ist es gut. Es war eine Warnung, merk dir das. Ich warne nur einmal!« Mehr brauchte und wollte Morasso nicht sagen. Er drehte sich um und ging.

Marvin Mondo, der Monstermacher, erwartete ihn vor dem Eingang des Bunkers, während sich Lady X und Lupina zurückgezogen hatten. Mondo klatschte in die Hände. »Du bist gut, Solo«, sagte er, »sogar sehr gut. Eine ausgezeichnete Demonstration. Für wen war sie bestimmt?«

»Für mich.«

»Eine Übung?«

»Ja.«

»Dann willst du den Bumerang einsetzen?«

Solo Morasso nickte. »Ja, ihn und auch das Kreuz, außerdem den Würfel des Unheils. Glaubst du wirklich, daß Asmodina dieser geballten Macht widerstehen kann?«

Mondos Augen hinter den Brillengläsern zuckten. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Genau. Ich habe dem Spuk versprochen, ihm den Kopf der Asmodina zu bringen. Und das Versprechen werde ich einhalten. Niemand kann mich daran hindern!«

»Dann wären wir mächtig!« sagte Mondo.

»Genau. Wir wären mächtig und könnten den anderen unsere Bedingungen diktieren. Keine Armee der Welt kann gegen die Mordliga etwas ausrichten. Keine!« zischte Morasso.

Mondo nickte. Wenn er Dr. Tod nie recht gegeben hatte, diesmal tat er es.

Morasso nickte. »Komm, laß uns gehen, ich habe etwas mit dir zu besprechen!«

»Geht es um Asmodina?«

Dr. Tod warf dem Monstermacher einen schrägen Blick zu.

»Um wen wohl sonst?«

Ich hatte diesen plötzlichen Wutausbruch der Teufelstochter nicht erwartet, aber das hatte ich mir selbst zuzuschreiben. Ich hätte sie nicht so reizen sollen, denn der Bogen ihrer Geduld war überspannt.

Sie wollte mich töten und meine Leiche Dr. Tod vor die Füße werfen. Und dann sollte er bestimmt daran glauben, denn Asmodina haßte diesen Mensch-Dämon sicherlich ebenso stark wie mich.

Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, so hieß die Devise.

Dr. Tod dachte ebenso, das konnte ich nicht wissen. Ich sah nur die Teufelstochter.

Lässig bewegte sie sich auf der Oberfläche, in die ich eingesunken war.

Ich hockte noch immer auf dem Galgengerüst in meiner verdammt unbequemen Lage. Leicht hatte ich meinen Oberkörper vorgebeugt und klammerte mich fest. Schweiß bedeckte meine Stirn, das Herz klopfte laut und deutlich.

Ich hörte die Schläge sogar in meinem Gehirn nachhallen.
Dann dachte ich daran, welche Waffen ich besaß.
Nur den Dolch, die magische Kreide und die Gnostische
Gemme. Mit ihnen konnte ich ebensowenig etwas anfangen
wie mit der Beretta, die außer Funktion gesetzt geworden
war.

Den Kopf hatte ich ein wenig nach links gedreht, so daß
ich die Teufelstochter anschauen konnte.

Und sie kam näher.

Schritt für Schritt ...

Kalt war ihr Lächeln. Das geschwärzte Gesicht glich einer
widerlichen Grimasse. Die Augen leuchteten. Ich spürte fast
körperlich den Haß, den sie mir entgegenstrahlte.

»Ich werde dein Leben zerstören, Sinclair. Ich werde ...«

Der Feuerball entstand aus dem Nichts. Urplötzlich puffte
es zwischen mir und der Teufelstochter auf, und ein gewal-
tiges Flammenrad blendete uns beide.

Ein Gesicht erschien innerhalb des Rads. Es war so ge-
dreht, daß es mich wie auch Asmodina anschauen konnte.

Die Visage des Teufels!

Asmodis war gekommen!

Wollte er dabeisein und zusehen, wie ich starb? Zu-
zutrauen war es ihm, der Satan ergötzte sich gern an
Dingen, die für Menschen das Schlimmste waren, was es
überhaupt gab.

Die grinsende Fratze innerhalb des Flammenrades drehte
sich ein paarmal. Ich hörte das schaurige Lachen, das jedoch
abrupt gestoppt wurde.

»Was willst du?« Asmodina fragte dies. »Du störst mich.«
Da lachte ihr Vater. »Ich störe dich? Wobei denn?«

»Ich wollte Sinclair töten und seine Leiche Solo Morasso
vor die Füße werfen, damit er endlich merkt, wer hier der
Stärkere ist. Denn nach Sinclair kommt er an die Reihe.«

Für wenige Sekunden wurde es still. Auch ich hielt den
Atem an. Wie würde sich der Teufel verhalten?

Er lachte.

Ja, er lachte. Laut und unheimlich gellte sein Gelächter durch die Dimension des Schreckens. »Du willst Sinclair töten und ihn Morasso vor die Füße werfen?« höhnte er. »Ja, das will ich!« kreischte Asmodina.

»Töten kannst du ihn. Sicher, dagegen habe ich nichts. Aber du wirst ihn Morasso nicht vor die Füße werfen können.«

»Und warum nicht?«

»Weil er und seine verfluchte Mordliga den Stützpunkt längst verlassen haben!«

Asmodina wich zurück. Sie schüttelte dabei den Kopf. Aus ihrem Mund fuhr wieder die Zunge hervor. »Das glaube ich nicht. Nein, das kann ich nicht glauben ...«

»Es stimmt.«

»Dann hat dieser Feigling etwas gemerkt!« sagte sie.

»Dann hat er geahnt, daß wir ihn ausschalten würden.«

»Ich glaube, du siehst das falsch«, erwiderte Asmodis.

»Sogar ganz falsch.«

»Ist Flucht keine Feigheit?«

»Wenn es eine Flucht war!«

»Was sollte es denn sonst gewesen sein?« Asmodina hielt krampfhaft an ihrer Vorstellung fest.

Die dreieckige Satansfratze verzog sich zu einem schiefen Grinsen. »Feigheit ist es nicht, Flucht auch nicht, das kann ich dir sagen. Dr. Tod hat bereits zu seinem großen Schlag gegen dich und damit auch gegen mich ausgeholt.«

»Aber das tut er nie. Das traut er sich nicht.«

»Wie dumm bist du eigentlich? Sieh endlich ein, daß Dr. Tod ein Feind von dir geworden ist. Und zwar ein Todfeind. Das solltest du dir ein für allemal merken.«

Die Teufelstochter schwieg. Auch ich sagte nichts. Ich wollte mich auf keinen Fall in ihren Streit einmischen, das konnte nur gefährlich werden.

Als vorsichtiger Optimist glaubte ich allerdings, daß ich

einen Aufschub erhalten hatte. Ich konnte für die nächste Zeit weiterleben. Dabei kam es natürlich darauf an, wer für Asmodina wichtiger war. Dr. Tod oder ich.

Sie dachte lange nach.

Meine innere Spannung steigerte sich. Sie stand sogar dicht vor dem Siedepunkt. Ich spürte das Zittern in meinen Armen und Beinen. Wann würde sich Asmodina entscheiden?

Wie ein Wurm wand sie sich, konnte nicht richtig stehenbleiben und trat von einem Fuß auf den anderen. Schließlich kam das Thema doch wieder auf mich. »Aber was ist mit Sinclair? Ihn wollte ich auch töten. Er ist mir am nächsten, er ...«

»Wer ist denn gefährlicher?« drang die Frage aus dem Feuerrad.

»Ich weiß es nicht.«

»Sinclair hat sein Kreuz nicht mehr ...«

»Das hat Morasso«, sagte die Teufelstochter schnell.

»Was?«

»Ja, man hat es dem Geisterjäger weggenommen.«

Die Stimme des Teufels klang drohend. »Und dann wagst du es, noch nach der Gefährlichkeit zu fragen? Sinclair kannst du jetzt, wo er praktisch waffenlos ist, nebenbei erledigen. Morasso ist und bleibt der wichtigere und auch gefährlichere von beiden. Sieh zu, daß du ihn zu Boden zwingst. Du hast doch den Nagel. Schlag ihn Morasso in seinen verdammten Schädel.«

Das hörte sich nach einem Befehl an, es war auch einer. Asmodina kuschte, das bewiesen ihre nächsten Worte.

»Was machen wir dann mit Sinclair?«

Der Teufel drehte sich um, so daß ich in das Feuerrad blickte. Ein glutroter, zuckender Streifen befand sich zwischen dem Galgengerüst, auf dem ich saß, und dem Teufel.

»Ihn nehmen wir mit. Er soll auch seinen Triumph haben und erleben, wie Solo Morasso vernichtet wird, denn ihm

muß einmal gezeigt werden, daß die Hölle unbesiegbar ist.«

»Ich bin einverstanden«, erklärte Asmodina.

»Es wäre dir auch nichts anderes übrig geblieben. Und jetzt hol deine Helfer, damit wir gerüstet sind!«

»Ja«, erwiderte die Teufelstochter und verschwand.

Ich aber sah weiterhin einem Ungewissen Schicksal entgegen. Mein Tod war nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Die Frage war: für wie lange?

Ich hoffte allerdings, in der Zwischenzeit noch eine Chance zu erhalten, auch wenn meine Zukunftsaussichten mehr als trübe waren ...

Shao kam aus der Küche. Sie balancierte ein Tablett mit Orangensaft. Die gelbe Flüssigkeit füllte die hohen Gläser jeweils bis über die Hälfte.

Das Team war deprimiert. Ihre Gesichter sprachen das aus, was die Menschen fühlten.

Resignation!

Das erging Suko ebenso wie Shao, Kara oder Myxin. Auch Tanith, sie war erschöpft von der letzten Seance, erholte sich nur mühsam.

»Trinken Sie«, sagte Shao und reichte ihr ein Glas Orangensaft. »Das wird Ihnen guttun.«

Tanith hob den Kopf. »Ja, danke«, erwiderte sie und nahm das Glas. Sie trank nur einen kleinen Schluck und fühlte, daß die Blicke auf sie gerichtet waren.

Die Astrologin hob ihre Schultern. »Ich weiß, was Sie denken«, sagte sie leise. »Aber es ist für mich unmöglich, noch einmal mit John Sinclair Kontakt aufzunehmen.«

»War es so schwer?« fragte Kara leise.

Tanith nickte.

Da schlug das Telefon an. Suko spritzte förmlich in die Höhe, schnappte den Hörer und meldete sich.

Sir James war am Apparat.

»Haben Sie etwas erreicht?« fragte er sofort.

»Einen minimalen Erfolg.«

»Wie dies?«

»Zumindest wissen wir jetzt, daß John Sinclair noch am Leben ist. Wir haben ihn sogar gesehen.«

Der Superintendent war so überrascht, daß er vergaß, etwas darauf zu sagen.

»Soll ich es berichten, Sir?«

»Natürlich. Worauf warten Sie? Reden Sie!«

Der Chinese erzählte. Er malte nichts aus, berichtete nur die Fakten, und trotzdem dauerte das Gespräch fast fünfzehn Minuten. Wie immer zeigte sich Sir James als guter Zuhörer.

»Das ist es, Sir, was ich Ihnen sagen wollte.«

»Mehr haben auch Myxin und Kara nicht erreicht?«

»Nein. Sie sind sogar schwächer als die Wahrsagerin gewesen. Zwischen der Kugel, dem Kelch sowie Myxin und Kara scheint es keine Verbindung zu geben.«

»Haben Sie schon einen weiteren Versuch gestartet?«

»Nein, Sir. Madame Tanith fühlte sich zu schwach.« Suko warf der Astrologin bei dieser Antwort einen Blick zu und sah ihr Nicken.

»Sie muß es noch einmal versuchen!« drängte Sir James.

»Sie ist das einzige Verbindungsglied.«

»Das weiß ich, Sir.«

»Dann fragen Sie Madame Tanith noch einmal. Und machen Sie der Frau vor allen Dingen den Ernst der Lage klar. Sie muß es versuchen. Aber jetzt zum Grund meines Anrufes. Nachdem wir wissen, wo sich Dr. Tod mit seiner Mordliga aufhält, sind sofort Aufklärungsmaschinen losgeschickt worden. Sie haben fotografiert, aber eine genaue Ortung war nicht möglich.«

»Weshalb, Sir?«

»Einige Inseln konnte man überhaupt nicht fotografieren. Es blieben nur weiße, milchige Flecken.«

»Dann sind es die Inseln, die sich Solo Morasso ausgesucht hat.«

»Das nehme ich auch an, denn die nicht von ihm besetzten Inseln sind klar und deutlich auf den Fotos zu sehen.«

»Da wir seinen Aufenthaltsort nun wissen«, sagte Suko, »wollen Sie etwas unternehmen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach. Wollen Sie die Inseln angreifen?«

»Das geht auf keinen Fall. Wir würden nur internationale Rechte verletzen. Ich werde das Wissen auch für mich behalten. Andere Personen sind sowieso kaum eingeweiht.«

»Heißt das, daß wir in dieser Richtung nichts unternehmen und uns still verhalten?«

»So genau wird es sein. Wir werden die Inseln allerdings unter Beobachtung halten, gewissermaßen an der langen Leine führen. Und bitte, Suko, versuchen Sie noch einmal Madame Tanith zu überreden. Nur so kommen wir weiter.«

»Ich werde es tun, Sir.«

»Danke. Und halten Sie mich auf dem laufenden.«

»Auch das, Sir.«

»Erfolge?« fragte Myxin, als sich Suko umdrehte.

»Kaum.« Er berichtete und meinte danach: »Unsere große Hoffnung ist und bleibt Madame Tanith. Sie müßte es noch einmal versuchen.«

Die Astrologin nickte zwar, doch die Bewegung hatte keinerlei Überzeugungskraft. Allerdings wußte sie selbst, was auf dem Spiel stand. Vielleicht sollte sie es trotzdem noch einmal versuchen. Sie nahm ihr Glas und leerte es.

Suko ließ die Frau in Ruhe. Er wandte sich an Myxin, den kleinen Magier. »Du hast doch deine Kraft auch zurückgewonnen. Kannst du denn nichts versuchen?«

Das Lachen des Gefragten klang bitter. »Die alten Kräfte? Nein, Suko. Die habe ich nur zum Teil zurückerhalten. Kann ich Kraft meiner Gedanken etwas verändern? Kann ich Dämonenheere befehlen? Nein, das war einmal. Ich bin

zwar noch ein Magier und kann auch mehr als früher, doch von den Kräften aus atlantischer Zeit kann ich nur träumen. Glaube es mir.«

»Ja, natürlich. Und du, Kara?«

»Mir fehlt der Trank des Vergessens. Ich bin noch immer auf der Suche. Wenn ich ihn hätte, sähe alles anders aus. Aber so bin ich machtlos.«

Suko ließ sich auf einen Sessel fallen. Er schaute den Kelch mit der Kugel darin an und bemerkte überhaupt nicht, wie Shao ihm eine Hand auf die Schulter legte.

Der Kelch und die Kugel?

Welche Verbindung bestand zwischen ihnen? Der Kelch stammte aus Schottland, die Kugel etwa auch? Aber wie Tanith erzählte, sollte sie dem großen Nostradamus gehört haben. Wie hatte er die Kugel gehandhabt? Hatte er durch ihre Hilfe all die Voraussagen treffen können? Und mußte man ein besonderer Mensch sein, um dies zu tun?

Fragen, auf die Suko keine Antwort wußte.

Auch der Kelch gab ihnen kein Zeichen. Er schimmerte golden, und Suko sah seltsame Zeichen auf seiner Außenhaut. Das konnten germanische Runen sein.

Allerdings war Suko nicht so firm, daß er deren Bedeutung kannte.

Das Räuspern der Wahrsagerin unterbrach die Stille in dem Zimmer. »Wir könnten einen neuen Versuch starten«, schlug sie vor.

Suko war wie elektrisiert. »Fühlen Sie sich stark genug, Madame?«

»Möglich.«

»Aber es darf nicht über Ihre Kräfte gehen.«

»Ich melde mich schon.« Sie lächelte schmal. »Wenn Sie vielleicht das Licht löschen würden?«

»Natürlich.«

Myxin sprang auf, lief zum Schalter und drückte ihn nach unten. Dunkelheit breitete sich aus.

»Eine Kerze!« hörte Suko die Stimme der Wahrsagerin. »Ich gehe schon«, sagte Shao. Sie durchquerte den Raum. Ihr Schatten war zu sehen, wie er sich der Küchentür näherte. Sie drückte die Tür auf, die anderen - sie saßen schweigend da - hörten sie in der Küche hantieren. Eine Schublade wurde aufgezogen und wieder zugeschoben.

Geisterhaft tanzte ein Flammenschein durch die offenstehende Tür und fiel in den Wohnraum, als Shao mit der brennenden Kerze zurückkehrte.

»Bitte, stellen Sie sie neben die Kugel. Aber nicht so, daß sie mich blendet«, bat Tanith.

»Natürlich.« Shao stellte die Kerze ab, wurde noch korrigiert und trat dann zurück.

Dann holte Tanith Atem. »Ich kann Ihnen nichts versprechen«, sagte sie leise. »Und ich hoffe, daß ich es mit seiner Hilfe schaffe. Der Geist des Nostradamus soll mir zur Seite stehen, nur durch ihn kann ich es schaffen.«

»Er hat sich beim ersten Mal auch nicht gezeigt«, sagte Suko.

»Nein, aber diesmal rufe ich ihn direkt an. Er ist immer der Führer des Mediums gewesen. Falls er irgend etwas für Lucille empfunden haben sollte, dann ist es seine Pflicht, sich zu melden. Denn sie soll nicht umsonst gestorben sein.«

»Das hoffen wir alle«, sprach Kara genau das aus, was die anderen dachten.

»Aber wirklich, versprechen Sie sich nicht zuviel von dieser Beschwörung oder Seance. Man kann den Geist nicht einfach rufen wie einen x-beliebigen Menschen.«

»Der Versuch ist es wert«, sagte Suko. »Bitte ...«

Es wurde still im Raum. Die Augen der Anwesenden waren auf Madame Tanith gerichtet. Shao, Kara, Myxin und Suko saßen so um die Frau herum, daß sie sie im Auge behalten konnten. Jeder sah, wie sich ihre Finger um die Kugel legten.

Dann beugte sie ihren Oberkörper zurück, verengte die

Augen zu Schlitzen und bewegte die Lippen.
Zuerst drang kein Laut aus ihrem Mund, dann ein Flüstern, und wenig später konnte man die Worte verstehen. »Du, der die Unendlichkeit durchwandert, für den Zeit und Raum nicht existieren, bitte, zeige dich. Zeige dich uns Menschen, die wir dich rufen und Hilfe von dir erflehen. Laß uns nicht im Stich, Nostradamus, großer Mann des Mittelalters, zeige dich durch diese Kugel und hilf uns, einen Menschen zu finden, der zwischen Zeit und Raum verschollen ist.«

Obwohl die Worte flüsternd gesprochen waren, hatten sie an Eindringlichkeit nichts verloren. Jeder verstand sie, und Shao lief sogar eine Gänsehaut über den Rücken. Was sie hier erlebte, schien ein Traum zu sein, allerdings ein realer Traum.

Die Kerze brannte ruhig. Gerade stach die Flamme der Decke zu. Dunkelrot war ihr Kern, heller die Außenränder. Sie war ein untrügliches Zeichen dafür, daß sich in diesem Raum eine absolute Windstille befand, ansonsten hätte sie geflackert.

Zehn Sekunden vergingen. Nichts geschah. Die Worte der Wahrsagerin schienen ungehört verhellt zu sein. Verklungen in der Ewigkeit. Es zeigte sich keine Reaktion. Der Geist des Nostradamus schien nichts vernommen zu haben.

Oder hatte er nicht hören wollen?

Tanith schaute auf die Kugel. Die Blicke brannten sich an der Oberfläche des Glases fest. Es hatte den Anschein, als wollten sie sogar das Glas durchbohren und in die Mitte schauen, wo sich unter Umständen ein Bild zeigte.

Vielleicht Nostradamus?

Niemand hörte Tanith. Aber sie strengte sich ungemein an, das war zu hören. Schwere Atemzüge durchbrachen die Stille. Ihr Gesicht war im Restlicht der Kerzenflamme zu sehen. Mit ihrem Rand streifte sie es, und jeder, der Tanith anschaute, sah den Schweiß auf ihrer Stirn. Sie gab sich

Mühe, strengte sich an, und sie wollte das Beste für alle. Ihr Rücken bewegte sich unter den Atemzügen. Die Stirn schien fast auf der Kugel zu liegen, so weit hatte sich Tanith über sie gebeugt.

Hatte beim ersten Mal der Kelch des Feuers reagiert, so blieb er jetzt stumm. Kein Leuchten zeigte an, daß er die Beschwörung annahm. Die Worte waren an ihm vorbeigeglitten.

Abermals rief Tanith den Namen des großen Geistes Nostradamus. Sie erinnerte auch an Lucille, sprach von deren Tod und auch von den Schuldigen.

Würde Nostradamus reagieren? Oder ließ ihn das alles kalt?

Nicht nur Suko zuckte zusammen, auch die anderen, denn sie hatten ebenfalls den kalten Hauch bemerkt, der sich plötzlich im Zimmer ausbreitete.

Die Flamme flaskerte. Für einen winzigen Moment hatte es den Anschein, als würde sie verlöschen. Der Hauch, auch als Wind zu spüren, drückte sie nach unten, und sie glitt zitternd über den Talgrand der Kerze hinweg.

Dann richtete sie sich wieder auf. Nur zögernd und dabei flackernd. Ruhig brannte sie nicht mehr weiter. Jeder im Zimmer wußte, daß etwas Entscheidendes geschehen war. Die Aura existierte auf einmal. Eine Aura, die nichts mit der normalen Welt zu tun hatte, sondern aus dem Jenseits gekommen war.

Ein Geist ...

»Du bist da!« wispernd die Stimme. »Ich merke es. Du bist erschienen. Du willst uns etwas sagen. Tu es, tu es jetzt, sonst kann es zu spät sein. Zeige dich ...« Urplötzlich fuhr die Wahrsagerin in die Höhe. Sie war aus ihrer Trance erwacht. Die Augen loderten, sie warf den Kopf herum und rief: »Nostradamus!« Dann hob sie den Arm, streckte ihn aus, und ihr Finger wies dorthin, wo sich das Fenster befand.

Jeder sah es.

Dort befand sich etwa fußhoch über dem Boden ein Geisterwesen.

Aber nicht Nostradamus schwebte dort, sondern jemand anderer.

Lucille, das Medium!

Sie tauchten ebenso schnell auf wie Asmodis, entstanden förmlich aus dem Nichts und waren da.

Ich meine damit die Todesengel.

Man konnte sie als Asmodinas Leibgarde bezeichnen. Es waren seltsame Geschöpfe, sie sahen zwar menschlich aus, aber sie waren keine Menschen, zudem wuchsen auf ihren Rücken Flügel, mit deren Hilfe sie sich fortbewegen konnten.

Ihre Kleidung war immer gleich. Schwarzes Leder, das eng an der Haut lag, jedoch in der Körpermitte durchbrochen wurde. Die Todesengel hatten feuerrote Haare, und ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, mit denen sie vorzüglich umgehen konnten.

Ich hatte schon zahlreiche von ihnen erledigt, aber Asmodina schien über Legionen dieser Leibwächterinnen zu verfügen, denn es wurden immer mehr.

Aus den Tiefen der Dimensionen stießen sie und bahnten der Tochter des Teufels ihren Weg.

Auch bei mir tauchten sie blitzschnell aus der Düsternis auf. Ich hörte noch das Rauschen ihrer Flügel und wurde schon gepackt. Die kalten Finger umfaßten meine Arme dicht unterhalb der Schultern. Ihre Griffe waren hart und schmerhaft, und es hatten sich gleich vier der Todesengel eingefunden. Anscheinend traute man mir nicht über den Weg. Verständlich bei den bösen Erfahrungen, die die Engel mit mir gemacht hatten.

Diesmal wollten sie auf Nummer Sicher gehen.

Es hatte überhaupt keinen Sinn, ihnen Widerstand entgegenzusetzen. So ergab ich mich in mein Schicksal und ließ mich vom Gerüst des Galgens in die Höhe ziehen. Das war vielleicht ein Gefühl!

Für Sekunden krampfte sich mein Magen zusammen, als ich in die Tiefe schaute, wo mein Blick die Oberfläche des geheimnisvollen Sees traf, auf dem Asmodina stand und nicht einsank.

Sie schaute zu mir hoch, während sich der Teufel schon wieder zurückgezogen hatte.

Vier Engel hielten mich.

Mindestens zehnmal soviel sah ich in der Luft. Ihre Flügel bewegten sich hektisch. Sie zogen Kreise, die sie hoch in die Luft führten, falls man hier von Luft überhaupt sprechen konnte.

Auch mich schafften sie noch höher. Mein Blickwinkel wurde besser, und erst jetzt erkannte ich die Ausmaße des gewaltigen Sees, der unter mir lag.

Ich weiß nicht oder konnte nicht genau erkennen, ob es hier einen Horizont gab, auf jeden Fall schweifte mein Blick weit hinein in dieses geheimnisvolle Land, das Asmodis das Zentrum des Schreckens genannt hatte.

Auch der Galgen schien in die Unendlichkeit zu führen.

Ich sah die armen Opfer, die in den Schlingen hingen.

Jahre schon, wenn nicht Jahrhunderte ...

Und sie lebten noch immer. Die Zeit verging für sie in einem ewigen Wechselspiel. Sie wurden in den See getaucht, wurden wieder hochgezogen und trockneten, damit das Spiel von vorn beginnen konnte.

Die ewige Qual.

Für alle Zeiten ...

Ich verspürte Angst, als ich daran dachte, und ich sah auch noch mehr.

Auf dem Wasser schwammen wieder die Köpfe der Ungeheuer. Die Aufpasser, die sofort eingriffen, wenn sich

jemand befreit hatte, so wie ich. Nur hatten sie bei mir Pech gehabt.

Als ich die Köpfe sah, dachte ich wieder an meinen Dolch, die Gemme, die Kreide und auch an die Beretta. Unter Umständen war sie jetzt getrocknet, und ich konnte sie benutzen. Einen Versuch wollte ich jetzt nicht starten, doch wenn sich die Gelegenheit ergab, mußte ich es ausprobieren. Wo flogen wir hin? Das war für mich die große Frage.

Wieder dachte ich an den Vergleich mit der Zwiebel. Sie hat mehrere Schichten, ebenfalls die Hölle. Sollte unser Ziel eine andere Schicht - sprich Dimension - sein?

Damit rechnete ich fest, allerdings sagte ich mir auch, daß Asmodina ja primär ihr eigentliches Ziel, die Vernichtung Dr. Tods und der Mordliga, verfolgte.

Aus diesem Grunde hatte sie auch die zahlreichen Todesengel mitgenommen. Mit ihnen zusammen wollten sie die Mordliga angreifen und ihr einen ernsten Schaden zufügen. So jedenfalls malte ich mir das in meinem jugendlichen Leichtsinn aus.

Es war imponierend und abschreckend zugleich für mich, die Todesengel aus dem Grau der unendlichen Weite innerhalb dieses Schreckenzentrums stürzen zu sehen. Sie rauschten heran, flogen elegant und schlügen die entsprechenden Bögen, um sich in den Pulk der anderen einzurien.

Asmodina als ihre Herrscherin ließ sich ebenfalls von ihnen tragen. Sie glitt dahin wie auf einer Sänfte liegend, und einem Feldherr gleich führte sie die kleine Armee an. Ich befand mich dicht hinter ihr. Die vier Engel hielten mich nach wie vor fest. Ich hatte mich auch nicht mehr verkrampft, sondern war ziemlich gelockert. Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles.

Die Engel flogen über und unter mir. Die Luft war erfüllt von einem gewaltigen Rauschen, und als ich den Kopf hob, sah ich zum erstenmal unser Ziel.

Zumindest hoffte ich stark, daß es das Ziel war.
Vor uns befand sich ein heller Streifen. Er lief von rechts nach links, schien keinen Anfang und kein Ende zu haben, und er war leicht gekrümmmt.
Würden wir in eine andere Dimension stoßen?
Ich hatte den Gedanken kaum formuliert, da waren wir bereits dicht davor.
Und tauchten hinein!
Die Zeitspanne war kaum zu messen, aber ich fühlte so gut wie nichts mehr. Eine Schwärze oder Leere schien mich regelrecht zu fressen, mein Blutkreislauf stockte, die Eindrücke der näheren Umgebung verwischten, ich merkte gar nichts, hielt auch die Augen geschlossen und öffnete sie erst wieder, als ich das Rauschen vernahm und die Kälte spürte.
Ja, es war verflucht kalt. Die Luft drang in meine Lungen, als ich Atem holte und meinen Kopf drehte, um nach unten zu schauen.
Wir hatten das Zentrum des Schreckens verlassen und waren in eine andere Dimension geflogen.
Aber - und jetzt wurde meine Überraschung riesengroß - wir befanden uns nicht mehr im Reich des Teufels, sondern auf der Erde. Unter mir sah ich eine graugrüne wogende Fläche, aus der einige Flecken herausstachen.
Inseln ...
Es dauerte etwas, bis ich meine Gedanken formuliert und gesammelt hatte.
Dann wußte ich Bescheid. Ja, Freunde, ich kannte genau den Ort, an den man mich geführt hatte. Sir James Powells Worte fielen mir ein. Dr. Tod hatte sein Hauptquartier dort, wo sich die Südspitze des amerikanischen Kontinents befand.
In Feuerland!
Und über diesen Inseln befanden wir uns auch!

Im ersten Augenblick übersprang mein Herz vor Freude einen Schlag. Ich hatte die Dimension des Schreckens hinter mir gelassen. Die höllische Reise war zu Ende, ich befand mich wieder in meiner Welt. Aber war die Reise wirklich beendet?

Ich dachte daran, was Asmodina vorhatte. Sie wollte Dr. Tod und die Mordliga vernichten. Die Taktik war dabei leicht zu erraten. Zusammen mit ihren Todesengeln wollte sie die Festung des Solo Morasso stürmen. Sie vertraute den Worten des Teufels nicht, der ihr gesagt hatte, daß Dr. Tod sein Versteck längst nicht mehr bewohnte, sondern sich mit seinen Monstern auf den Weg gemacht hatte, um Asmodina zu finden. Jetzt war sie gekommen, und ihr Angriff würde ins Leere stoßen.

Wir glitten tiefer.

Eine starke Spannung hatte mich ergriffen. Es war, als hätte ich einen Stromstoß erhalten. Je tiefer wir flogen, um so deutlicher erkannte ich die zahlreichen Inseln, deren Umrisse mit einer hellen Schaumkrone versehen waren. Verantwortlich dafür war die Brandung, die Tag und Nacht gegen die Klippen drosch.

Aber ich sah noch etwas.

Über drei Inseln lag ein feiner Dunst. Es waren keine Tropfen, die durch Gischtfontänen verursacht wurden und sich zu diesem Vorhang vereinten.

Das sah mir ganz nach Nebel aus.

Nebel? Und da klickte es in meinem Gehirn. Ich brauchte diesen Begriff nur durch zwei andere zu erweitern. Der Würfel des Unheils und Dr. Tod.

Durch den Würfel war Solo Morasso in der Lage, den Todesnebel zu produzieren. Er hatte es geschafft. Der Nebel blieb über den Inseln liegen, und auch der stärkste Wind konnte ihn nicht vertreiben. Ich bemerkte, wie der lange Fahnenschleier hin- und herbewegt wurde, die einzige Konzession an den starken Wind.

Ich kannte auch seine zerstörerische Kraft. Wenn ein Mensch mit diesem verfluchten Nebel in Berührung kam, dann löste ihm dieser die Haut vom Körper.

Mich hatte er bisher verschont, obwohl ich mit ihm schon mehrere Male in Berührung gekommen war. Er tat mir damals deshalb nichts, weil ich mein Kreuz bei mir trug. Es schützte mich davor.

Nun aber war ich >nackt<.

Noch befanden wir uns hoch genug. Der Nebel hatte uns noch nicht erreicht, doch mit jeder Sekunde, die verstrich, näherten wir uns dem drohenden Verhängnis.

Angst kroch in mir hoch.

Ob der Nebel den Todesengeln etwas tat, konnte ich nicht sagen. Mich jedenfalls würde er auf grausame Art und Weise töten.

Näher und näher kamen wir.

Ich konnte sogar hindurchschauen und auf der größten Insel die braunen Hügel erkennen, so nahe waren wir bereits. Trotz meiner Angst versuchte ich mir auszurechnen, wann die vier Todesengel zusammen mit mir eintauchen würden.

Drei Sekunden - vielleicht vier?

Wenn die Zeit um war und bis dahin nichts geschah, gab es für mich keine Rettung mehr ...

Wohl niemand hatte mit Lucilles Auftreten gerechnet. Auch Tanith nicht, denn sie stieß einen erschrockenen Ruf aus.

»Lucille!«

»Ja, ich bin es!« Die Antwort klang schwach, als hätte das Wesen Mühe, sie zu formulieren.

»Aber ich habe dich nicht gerufen.«

»Das weiß ich. Dein Ruf galt dem großen Nostradamus.

Aber er hat mich auf der Reise ins Jenseits erreicht. Er war so stark, daß ich dagegen nichts tun konnte und umkehren

mußte.«

Tanith stand noch immer unter Streß. Mit einer fahrgen Bewegung strich sie eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie klimperte mit den Augendeckeln und sah sich um.

Die anderen waren ebenso überrascht und erschrocken wie sie. Niemand konnte sich einen Reim darauf machen. Alle starrten das durchscheinend wirkende Wesen an, das sich in der Nähe des Fensters aufhielt und wie ein Nebelstreif wirkte.

Niemand redete mehr. Was hier geschah, konnte man mit dem Wort ungeheuerlich umschreiben, und es war nur durch Schwarze Magie möglich gewesen.

»Fragen Sie den Geist, ob er etwas über John Sinclair weiß!« zischte Suko.

Tanith nickte. Sie umklammerte wieder die Kugel, hielt ihren Blick jedoch auf den Geist des toten Mediums gerichtet. »Was weißt du über John Sinclair? Er ist der Mann, dem der Kelch gehört, in den die Kugel genau hineinpaßt«, erklärte Tanith weiter, »und er ist ein berühmter Geister- sowie Dämonenjäger.«

»Ihr sucht ihn?«

»Ja.«

»Wo kann er denn sein?«

Auf diese Frage wußte Tanith keine Antwort. Die jedoch gab Suko, der Chinese.

»Es ist möglich, daß er sich auf dem Weg in die Hölle befindet oder schon dort ist.«

Der Geist vibrierte. »Bei Asmodis?«

»Ja.«

»Da komme ich nicht hin. Ich gehöre nicht zu den Seelen, die gequält werden. Mein Ziel ist das Licht. Es leuchtet, es wartet auf mich. Ich soll hin.«

»Dann weißt du nichts von John Sinclair?«

»Nein oder kaum.«

Doch eine Hoffnung? Suko fragte weiter. »Wieso kaum?«

Hast du irgend etwas gesehen?«

»Das nicht, nur gehört. Die Welt der Geister spricht über ihn. Es ist ein fremdes Wispern und Raunen. Sie reden über einen Gerechten, der in die Hölle gekommen ist, um den Satan zu stürzen.«

»Das ist John!« rief Suko. »Hat er eine Chance?«

»Er ist allein ...«

Diese Antwort sagte alles. Suko senkte den Kopf und hörte kaum die nächsten Worte des Geistwesens.

»Ich kann nicht mehr bleiben. Ich gehöre nicht zu euch. Ich muß wieder weg. Sie rufen mich. Sie wollen mich bei sich haben. Ich darf nicht mehr ...«

Die Versammelten sahen, wie die Gestalt noch bleicher und durchsichtiger wurde. Sie zerflatterte zu einem hauchdünnen Nebelstreifen.

Ein letztes Mal hörten sie die Stimme des Mediums. Da klang sie bereits weit entfernt. Es hörte sich an, als lägen gewaltige Welten dazwischen.

»John Sinclair - Gefahr - keine Angst - Nostradamus - er ist ...«

Schluß. Nichts mehr. Der Geist des toten Mediums verschwand wie ein Spuk. Er war ebenso rasch weg, wie er vorhin erschienen war. Nur noch die Menschen sowie Myxin und Kara befanden sich im Livingroom.

Sie schwiegen. Ein jeder mußte das eben Erlebte erst einmal verkraften.

Was geschehen war, glich einem kleinen Wunder. Nur hatte das Wunder nicht viel gebracht, denn über John Sinclair hatte der Geist des Mediums so gut wie nichts sagen können. Sein Name war zwar gefallen, mehr allerdings nicht.

»John Sinclair, Gefahr, keine Angst, Nostradamus. So lauteten doch die letzten Worte - oder?« fragte Suko.

»Ja.« Die anderen gaben ihm recht.

»Demnach befindet sich John in Gefahr«, formulierte der

Chinese weiter. »Aber was bedeuten die Begriffe keine Angst und Nostradamus? Kann einer von euch damit etwas anfangen?«

Suko hatte alle gemeint, nur Kara gab ihm eine Antwort. »Vielleicht befindet sich John in Gefahr. Aber wir sollen uns keine Sorgen machen.«

»Gefahr und keine Angst? Das ist ein Widerspruch«, sagte Myxin.

Suko gab ihm recht.

»Du vergißt Nostradamus«, warf Kara ein.

Der Magier schaute die schwarzhaarige Frau an. »Er hat sich ja nicht gemeldet.«

»Trotzdem.«

»Wir sind da auf dem Holzweg«, meinte Suko. »Zwischen John und Nostradamus gibt es keine Verbindung, glaubt mir.«

»Genau weißt du es aber nicht«, hielt ihm Kara entgegen. Der Chinese stand auf. »Wie sollte es? John Sinclair hat noch nie Kontakt mit dem Geist des großen Sehers gehabt. Ich wüßte das, wirklich, Freunde.«

»Es ist aber nicht ganz von der Hand zu weisen«, mischte sich Tanith ein. »Ich habe schon einmal gesagt, daß sich die Geister nicht so ohne weiteres melden. Sie sind sehr sensibel, glauben Sie mir. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Lucille wirklich die Wahrheit gesagt hat. Das meine ich jedenfalls.«

»Wenn ich nur wüßte, wie wir das erfahren können«, murmelte Suko. »Wenn ich das nur wüßte.« Er blickte seine Freunde an. Niemand konnte ihm eine Antwort geben.

In Shaos Augen funkelten Tränen ...

Wir stießen hinab.

Da war der Nebel, dieser alles zerfressene Smog. Die ersten mußten jetzt hineintauchen und ...

Nein, Asmodina überlegte es sich anders. Kurz bevor sie

den Nebel erreichte, schwenkte sie wieder hoch. Dabei flogen die Engel mit ihr einen eleganten Bogen, und auch ich wurde hochgerissen und weiterhin festgehalten, ohne mit dem Nebel in Berührung gekommen zu sein.

Wir blieben in der Luft. Ich atmete auf.

Asmodina gab die Befehle. Vier ihrer Engel sollten die Insel betreten.

Aus dem Pulk lösten sie sich und glitten pfeilschnell ihrem Ziel entgegen.

Ich schaute ihnen gespannt nach. Sie tauchten in den Nebel ein, und es geschah nichts mit ihnen. Sanft landeten sie auf der Insel. Von meiner Sicht aus wirkten sie nicht größer als kleine Spielzeugpuppen. Auf dem Boden blieben sie stehen, sprachen miteinander und verteilten sich dann. Die Waffen hielten sie schußbereit. Die Sehnen der Bögen waren gespannt, die Pfeile lagen auf. Sollte sich ein Gegner zeigen, würden sie mit tödlicher Präzision treffen.

Wir warteten.

Vier Todesengel teilten sich und durchsuchten die Insel.

Ich ließ meinen Blick wandern. Er glitt über das weite Meer. Und fern am Horizont, wo Himmel und Wasser zusammenwuchsen, glaubte ich, ein Schiff zu sehen.

Die vier Engel hielten mich weiterhin fest. An die schmerzhaften Griffe hatte ich mich ebenso gewöhnt wie auch daran, keinen Boden unter den Füßen zu wissen.

Die anderen durchsuchten die Insel.

Und da geschah es.

Ich hatte gedacht, der Nebel würde ihnen nichts aus machen. Es war eine Täuschung. Auch die Todesengel konnten ihm nicht widerstehen, allerdings dauerte bei ihnen die Wirkung länger.

Die beiden ersten gerieten ins Taumeln. Sie warfen die Arme hoch, die Waffen wurden zu Boden geschleudert, dann brachen die Todesengel zusammen. Ihre Flügel lösten sich dabei zuerst auf, und als sie auf der Erde lagen, ver-

schwand die Kleidung ebenso wie die Haut dieser Wesen.
Es war grauenhaft.
Zwei blieben übrig.
Sie hatten nicht gesehen, was mit ihren beiden
Artgenossen geschehen war. Es erwischte sie auch so über-
raschend wie die ersten.
Taumeln, das Hochreißen der Arme, Zusammenbruch -
aus ...

Asmodina hatte mit ansehen müssen, was mit ihren vier
Dienerinnen geschehen war.

Sie tobte. Ihre Stimme kreischte vor Haß. »Solo Morasso!«
brüllte sie laut. »Das zahl ich dir heim. Verdammter
Bastard, du wirst meine Rache zu spüren bekommen!«
Ihre Worte hallten über das Meer, und sie verhallten nicht
ungehört, denn hoch über uns, weit in den Wolken, ertönte
mit einemmal ein herrisches Lachen.

Wir blickten hoch.

Zuerst sah ich nichts, dann jedoch schälte sich eine Gestalt
hervor, die die Umrisse eines gewaltigen Dämons hatte.
Es war der Spuk!

»Asmodina!« schrie er mit donnernder Stimme, als sein
Lachen verklungen war. »Du suchst doch Solo Morasso,
nicht wahr?«

»Ja, den suche ich!«

»Ich weiß, wo er sich befindet.«

»Sag es mir!« kreischte die Teufelstochter, hob den rechten
Arm und zeigte den Nagel.

»Er ist bei mir! Du kannst ihn dir holen!« Wieder lachte der
Spuk, und in sein Lachen schallte Asmodinas Antwort.

»Und ob ich ihn mir hole, Spuk. Darauf habe ich gewartet.
Dr. Tod wird vernichtet ...«

BRING MIR DEN KOPF VON ASMODINA

Sein Reich war ebenso grausam wie gewaltig. In dieses unheimliche Labyrinth aus Nebel, gequälten und gefolterten Dämonenseelen, aus Schreien und Wehklagen wagte sich normalerweise kein Mensch hinein. Es sei denn, er hätte sich mit dem Herrscher dieses Reiches verbündet. Und das hatte Dr. Tod!

Es war ihm gelungen, den Spuk auf seine Seite zu ziehen und damit auch gegen Asmodina, die Tochter des Teufels, ankämpfen zu lassen. Eine Ungeheuerlichkeit, noch nie zuvor dagewesen. Der Mensch-Dämon Dr. Tod stellte sich gegen die Urkräfte der Hölle. Er wollte sie sogar besiegen. Und er besaß die entsprechenden Mittel.

Nicht nur die Mitglieder der Mordliga - bis auf Tokata - standen ihm zur Verfügung, sondern weitaus stärkere Waffen. Waffen der Weißen Magie. An ihrer Spitze das Kreuz, das einmal dem Geisterjäger John Sinclair gehört hatte. Hatte, wohlgemerkt, denn durch einen geschickten Schachzug befand es sich nun in Morassos Händen. Und er besaß schon seit längerem den magischen Bumerang, mit dessen Hilfe John Sinclair einst den Schwarzen Tod besiegt hatte. Dieser Bumerang war sehr wichtig, wie auch der Würfel des Unheils, den Solo Morasso ebenfalls mit in das Reich des Spuks gebracht hatte.

Das Reich lag im Nirgendwo. Es gab keine Länge, keine Breite und auch keine Höhe.

Nur das Grauen.

Es war allgegenwärtig, lauerte innerhalb der dichten Nebelschwaden und wurde auch von den Dienern des Spuks ausgestrahlt, diesen echsenköpfigen Gestalten, die immer dann eingriffen, wenn es Schwierigkeiten gab. Mit ihren tödlichen Lanzen »bereinigten« sie die Probleme. Selbst Solo Morasso fühlte sich in diesem Reich unwohl. Er sah sich und die fünf Mitglieder seiner Mordliga eingeschlossen von den dichten Nebelschwaden und auch umgeben von den Wächtern des Spuks, die ihre Lanzen waagerecht in

den Pranken hielten, so daß die Spitzen auf die Besucher wiesen.

Solo Morasso stand neben Marvin Mondo, dem Monstermacher, während sich die anderen Mitglieder der Mordliga ein wenig abseits hielten. Auch ihnen war dieses geheimnisvolle Reich zwischen den Dimensionen des Schreckens suspekt, und sie würden sofort zuschlagen, falls sich irgend etwas tat, was nicht in ihren Kram paßte.

Noch zeigte sich der Spuk nicht, und das ärgerte sowohl Morasso als auch Mondo.

Der Monstermacher faßte an seine Brille. »Er läßt uns warten, dein großer Partner.«

»Ja«, knirschte Mondo. »Das gefällt mir nicht.«

»Was willst du tun?«

»Noch warte ich ab«, erwiderte Dr. Tod. Er ging ein paar Schritte nach vorn.

Augenblicklich traten ihm zwei Echsenköpfige entgegen. Vielleicht nahmen sie an, daß Morasso fliehen wollte, wo sie doch auf ihn achten sollten. Auf jeden Fall hoben sie ihre Arme und bedrohten Morasso hautnah mit ihren Waffen.

Dr. Tod zuckte zusammen. »Ihr wagt es?« flüsterte er. »Ihr wagt es wirklich, mir entgegenzutreten?«

Sie gaben keine Antwort, das allerdings reichte Morasso. Plötzlich zog er den Bumerang hervor, sprang zur Seite, holte geschickt aus und schleuderte die gefährliche Waffe. Schon auf seiner Insel hatte er bewiesen, wie gut er mit dem Bumerang umgehen konnte. Er schien mit ihm verwachsen zu sein. Wenn er ihn warf, dann auch ins Ziel. Diesmal war es nicht anders.

Die Echsenköpfigen hatten einen Fehler gemacht. Sie standen zu dicht beisammen.

Das rächte sich nun.

Der Bumerang war mit soviel Wucht geschleudert worden, daß er nicht nur einen köpfte, sondern den zweiten gleich mit. Die beiden häßlichen Schädel schienen für

Sekunden in der Luft zu stehen, bevor sie nach unten kippten und zu Boden prallten. Dort blieben sie liegen und lösten sich schon auf, als die beiden Torsos nach vorn fielen. Morasso lachte kalt. Er ging ein paar Schritte weiter und nahm den Bumerang hoch, der auf der kalten Vulkanasche liegengeblieben war. »So kann man mit mir nicht umgehen, so nicht.« Er blickte in die Runde und schaute seine Vasallen dabei an.

Die nickten, denn Vampiro-del-mar, Lady X, Lupina, Xorron und Mondo waren einverstanden.

»Gut gemacht, wirklich ausgezeichnet.« Die Stimme erklang dumpf aus einer Nebelwand, und im nächsten Augenblick betrat händeklatschend eine Gestalt das Blickfeld des Solo Morasso.

Der Spuk war es nicht, sondern einer seiner direkten Untertanen.

Maddox, der Dämonenrichter!

Wie immer sah er scheußlich aus. Er trug alte, fleckige Kleidung. Das schwarze Jackett, die ebenfalls schwarze Hose und auch die Weste in der gleichen Farbe zeigten glänzende Flecken. Das Hemd unter der Hauptkleidung bestand nur noch aus Fetzen. Fast wie das Gesicht, das irgendwie einer verwüsteten Landschaft glich und Ähnlichkeiten mit dem von Vampiro-del-mar aufwies.

»Was soll die Ironie?« fragte Morasso.

Maddox ließ die Arme sinken. »Das war keine Ironie. Ich habe es ernst gemeint. Wer hier versagt und seines Postens nicht würdig ist, wird zerstört.« Er sprach die Worte gelassen und schritt an der Mordliga vorbei, denn er wollte seinen Platz einnehmen, den ihm der Spuk zugewiesen hatte.

Wie von Geisterhänden bewegt, so teilte sich der Nebel und gab den Blick frei auf einen regelrechten Richtertisch, wie er auch bei normalen Gerichtsverhandlungen benutzt wurde. Hier war Maddox' Stammpunkt.

Der Stuhl, auf den er sich fallen ließ, knarrte. Maddox selbst strich durch sein verfilztes, grauweißes Haar und zog die Winkel der lippigen Lippen nach unten. Beide Arme hob er an, bevor er die Hände nach unten fallen und auf den Schreibtisch klatschen ließ. Fehlte nur noch, daß ihm jemand einen Drink servierte, dann war der Friede in einer dämonischen Dimension perfekt.

Diese Haltung und auch das vorher Geschehene paßte Solo Morasso nun gar nicht in den Kram. Er fühlte sich wie ein Dienstbote, aber er kam nicht als Dienstbote, sondern als Partner.

Dr. Tod fühlte den Haß und den Zorn bis in die Spitzen seiner kurzgeschnittenen Haare steigen. Diesem arroganten Kerl würde und wollte er es zeigen. Er benötigte nur drei Schritte, um den Schreibtisch zu erreichen. Dicht davor blieb er stehen und senkte seinen Blick.

Maddox hielt ihm stand. »Was ist los?« fragte der Richter. »Das fragst du noch, du dämonischer Bastard? Es geht um die Vernichtung der Teufelstochter, und da läßt dein Herr, der Spuk, uns warten. Er hat uns extra herbestellt, wir sind auch erschienen, und zwar pünktlich, aber er hält es wohl nicht für nötig, uns zu empfangen. Wir sind keine Bittsteller, sondern Partner, verstehst du, Maddox? Partner!«

»Du hast laut genug gesprochen.«

»Das wollte ich auch.«

»Allerdings bist du undankbar. Du darfst nicht vergessen, wer deine Seele freigegeben hat.«

Morasso beugte sich zurück, bog seinen Rücken durch und begann gellend zu lachen. »Ja, er hat meine Seele freigegeben, da hast du recht. Nur tat er dies nicht aus reiner Freundschaft. Er ahnte schon damals, wie sich die Dinge entwickeln würden, und er kannte auch den Machthunger der Teufelstochter.«

»Dem wollte er einen Riegel vorschieben, was ihm auch gelungen ist.«

»Trotzdem braucht er mich nicht warten zu lassen!«

»Er ist verhindert, denn er bereitet das vor, wovon du im Endeffekt profitierst. Überschätze dich nicht, Morasso, ich sage es noch einmal!«

Dr. Tod schaute den Dämonenrichter an. Die Erwiderung lag ihm auf der Zunge, doch er hielt sich zurück, weil er den Streit nicht weiter provozieren wollte. Aber Maddox hatte ihn nicht umsonst wie den letzten Dreck behandelt, darauf wollte er noch zurückkommen.

»Wann ist er hier?«

Maddox breitete die Arme aus und hob gleichzeitig die Schultern. »Was bedeutet schon Zeit, Morasso? Hier nichts.«

»Für mich aber. Denn ich will die Teufelstochter erledigt vor mir am Boden sehen. Ich fühle, daß die Zeit reif ist. Sie ist da, und ich darf nicht länger warten. Ich will sie töten!«

Er schäumte fast über vor Wut und trat mit dem Fuß auf.

»Das kannst du auch«, erwiderte eine dumpfe Stimme.

Solo Morasso fuhr herum.

Innerhalb der Nebelschwaden stand eine düstere Gestalt.

Der Spuk!

Ein Wesen, das seinen Namen zu Recht verdiente, denn er hatte kein Gesicht. Seine Gestalt schien ebenfalls nur aus Nebel zu bestehen, denn eigentlich war der Spuk ein Widerspruch in sich.

Er war gestaltlos ...

Obwohl auch er eine Gestalt hatte, aber die nahm er nur selten an. So war er nur ein schwarzer Schemen, dunkel wie die Nacht und ebenso gefährlich.

»Du hast mich warten lassen!« Völlig war Morassos Wut noch nicht verauscht.

»Ja, das habe ich.« Der Spuk bewegte sich leicht. Seine Stimme drang aus der Schwärze. »Du hast zwei meiner Wächter getötet?«

»Sie benahmen sich mir respektlos gegenüber. Da habe ich sie bestraft.«

»Du nimmst dir viel heraus.«

Morasso blies sich auf wie ein Ochsenfrosch. »Das kann ich auch.«

»Noch lebt Asmodina.«

»Na und? Es ist wirklich nur eine kleine Sache, dann ...«

»Ich komme soeben von ihr.«

Morasso zuckte zusammen. Seine kalten Augen wurden zu schmalen Sicheln. »Du hast mit ihr geredet?«

»Ja«, lautete die Antwort. »Ich habe mit ihr gesprochen und ihren Haß auf dich gefühlt.«

Morasso lachte. »Soll sie nur. Sie soll mich hassen, denn ich hasse sie auch.«

»Und sie wird herkommen.«

»Wann?« schnappte Morasso.

»Du kannst sie bestimmt gleich sehen. Aber sie ist nicht allein. Eine Armee von Todesengeln begleitet sie. Es wird für dich nicht einfach sein, Asmodina zu töten. Und von mir kannst du keine Hilfe erwarten. Ich habe dir nur den Weg gewiesen!«

»Das ist mir klar.«

»Zudem wird sie noch jemanden mitbringen. Einen guten alten Freund von dir. John Sinclair!«

Morasso drehte sich um. »Habt ihr gehört?« schrie er den Geschöpfen der Mordliga zu. »Sie bringen Sinclair mit! Ich werde sie beide töten! Erst sie, dann ihn.«

Der Spuk und Maddox sagten nichts. Sie hielten sich zurück.

Dr. Tod erstarre plötzlich. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Seine Augen leuchteten in einem haßerfüllten Feuer. Obwohl er den Mund geschlossen hatte, drang ein tiefes Grunzen aus der Kehle. Ein Traum war in Erfüllung gegangen. Er würde nicht nur Asmodina vernichten, sondern auch Sinclair.

Das Lachen des Spuks riß ihn wieder in die Gegenwart zurück. »Ich sehe dir an, wie aufgeregt du bist, Morasso.

Aber sei gewarnt. Asmodina ist kein leichter Gegner. Sie hat den Nagel, der dich schon einmal umgebracht hat. Und noch etwas. Ich werde dich nicht unterstützen. Asmodina und Sinclair sind deine Sache, denke daran. Ich werde warten und zuschauen, ob du es schaffst.«

»Etwas anderes habe ich auch nicht erwartet«, erwiderte Solo Morasso. Dann zeigte er auf die Echsenköpfigen. »Wie ist es mit ihnen? Werden sie mir zur Seite stehen?«

»Bist du denn auf sie angewiesen?«

»Wenn Asmodina mit ihrer Armee kommt, müssen welche vorhanden sein, um sie zu töten.«

»Dann fühlst du dich doch nicht so stark«, höhnte der Gestaltlose.

»Das hat damit nichts zu tun, ich will nur sichergehen.«

»Du hättest Tokata mitbringen können. Sein Schwert hätte viel erreicht.«

»Er ist in einer anderen Sache unterwegs.«

»Vielleicht fehlt er dir.«

Es war der letzte Satz, den der Spuk an Dr. Tod richtete. Dafür sprach er einen seiner Wächter an. »Hol mir das Tablett!«

Das Monster mit dem Echsenkopf verschwand innerhalb der Nebelschleier. Eine Schweigepause entstand. Solo Morasso versuchte vergeblich, mit seinen Blicken den Nebel zu durchdringen. Er sah nur die grauen, sich bewegenden Wände.

Dann kehrte der Echsenköpfige zurück. In der rechte Klaue hielt er seine Lanze, mit der linken jedoch hatte er das Tablett umfaßt, das der Spuk haben wollte.

»Gib es ihm!« erscholl dessen dumpfe Stimme.

Dr. Tod riß dem Wesen das Tablett aus der Klaue. Es schimmerte golden und hatte einen Rand, der ein wenig hochstand. »Was soll ich damit?« fragte Morasso.

Der Spuk lachte. »Ganz einfach. Hast du nicht versprochen, mir den Kopf der Asmodina zu bringen?«

»Das habe ich.«

»Gut. Ich habe es nicht vergessen. Wenn du mir den Kopf bringst, dann serviere ihn mir auf dem Tablett, Solo Morasso.«

Dr. Tod blieb für einige Sekunden stehen und starrte auf die goldene runde Fläche. Danach hob er den Kopf, und ein Grinsen huschte über seine Lippen. »Ja!« flüsterte er heiser. »Ja, ich werde dir ihren Schädel auf diesem Tablett servieren, darauf kannst du dich verlassen ...«

»Das hoffe ich!«

Eine Bewegung im Nebel. Quirlender Rauch, der sich schnell wieder zusammenfügte, und der Spuk war verschwunden.

Dr. Tod legte das Tablett zur Seite.

Da erreichte ihn schon der Ruf. Lady X hatte ihn ausgestoßen. »Sie kommen!« schrie sie. »Verdammtd, sie kommen tatsächlich...«

Der Spuk verschwand ebenso rasch, wie er erschienen war.
Zurück blieben wir.

Das waren Asmodina, ihre zahlreichen Todesengel und ich. Die letzten Worte der Teufelstochter klangen mir noch in den Ohren nach.

»Und ob ich ihn mir hole, Spuk. Darauf habe ich gewartet.

Dr. Tod wird vernichtet ...«

Harte Worte, ehrgeizige und auch haßerfüllte. Man nahm sie Asmodina ab, denn Solo Morasso war im Laufe der Zeit wirklich zu einem Todfeind geworden. Sie hatte die Macht, die er beanspruchte. Daß diese Konstellation nicht gutgehen würde, war klar. Irgendwann einmal mußte es zur Konfrontation kommen, und dieser Zeitpunkt war erreicht. Aber nicht nur die beiden standen sich gegenüber, auch der Spuk mischte mit. Über seine Rolle war ich mir allerdings noch nicht im klaren. Er hatte Asmodina den

Aufenthaltsort Dr. Tods verraten. Aus welchem Grund? Wollte er vielleicht der lachende Dritte sein und zusehen, wie sich die beiden vernichteten? Gut möglich, denn wenn wir kämpften, konnte er im Hintergrund bleiben und sich die Hände reiben. So nahm ich jedenfalls an.

Nur - was nutzte es mir? Was hatte es mir überhaupt genutzt in all dieser Zeit? Ich stand wirklich auf verlorenem Posten und war zu einem Spielball dämonischer Kräfte geworden.

Mir hatte sich noch immer keine Chance geboten, mich zu befreien. Nach wie vor schwebte ich über dem graugrünen Meer und wurde von meinen vier Bewacherinnen festgehalten.

Ihre Griffe hatten sich nicht gelockert. Die Bewacherinnen wußten, wie gefährlich ich war, denn einige ihrer Artgenossen waren früher unter meinen Kugeln gestorben. Einer geweihten Silberkugel hatten sie eben nichts entgegenzusetzen. Da half ihnen auch die Verbindung zu Asmodina nichts. Im Moment jedoch konnte ich überhaupt nicht daran denken, gegen die Todesengel vorzugehen, ich mußte froh sein, wenn ich die nächste Zeit lebend überstand.

Da kam einiges auf mich zu.

Dr. Tod und Asmodina trafen aufeinander. Zu einem alles entscheidenden Kampf. Im Prinzip konnte es mir egal sein, wer ihn gewann. Beide waren meine Todfeinde, und dem Sieger würde es ein höllisches Vergnügen bereiten, mich umzubringen.

Die Teufelstochter sammelte ihre Dienerinnen. »Wir müssen zurück!« rief sie. »Und dann erwarte ich von jeder, daß sie sich voll auf meine Seite stellt und kämpft!«

Asmodina erntete keinen Beifall, dafür jedoch zeigten die Gesichter der Todesengel das an, was sie auch dachten. Sie würden kämpfen bis zuletzt.

»Im Reich des Spuks soll die endgültige Entscheidung

stattfinden!« rief Asmodina. »Dann los!«

Ich warf noch einen Blick auf die alte Mutter Erde.

Vielleicht war es das letzte Mal, daß ich das Meer sah, die zahlreichen Inseln, einen Küstenstreifen und gewaltige Wolken am Himmel. Der Dimensionssprung würde alles auslöschen.

Die vier Engel bewegten sich. Es schien mir, als hätten sie mich in einen Kreisel gesteckt. So heftig wurde ich herumgezogen. Ich hörte noch das Rauschen der zahlreichen Flügelpaare, dann schoß ich hinein in ein dichtes Wolkenband, wo auch der Übergang in die andere Dimension stattfand.

Es war seltsam. Auf einmal konnte ich die vor mir fliegenden Engel nicht mehr sehen. Sie waren verschwunden, und einen Atemzug später spürte auch ich die andere Welt. Leere, Schwärze, unheimliche Geräusche. Ein Sog, der an mir riß und mich mitsamt meinen Bewachern in einen gewaltigen Trichter spülte.

Dann waren wir einfach weg.

Und wir wachten auf. Nur einen Lidschlag später hatten wir die andere Dimension erreicht. Ich hätte heulen können vor Wut. Sofort fühlte ich wieder das Grauen, das uns umgab.

Wir waren diesmal in eine andere Welt eingedrungen. Es war das Reich des Spuks, der geknechteten Seelen, der jämmernden Dämonen, der Bestraften.

Hier regierte auch Maddox, der Dämonenrichter. Und in dieser Welt hatte er Glenda Perkins verurteilt und in einen Irrgarten schaffen lassen.

Das Labyrinth selbst mit den grünen Würmerwänden sah ich nicht, ich nahm allerdings an, daß es irgendwo in der Nähe lag.

Unter uns befand sich ein fester Boden. Manchmal sah ich ihn, wenn irgendein warmer Windstoß Nebelschleier vertrieb und der schwarze Untergrund zum Vorschein kam.

Vulkanboden.

Uralt. Uneben und sehr porös. Manchmal gewellt, mit Felsbrocken versehen, die auf dem Untergrund zu kleben schienen. Kleine Hügel, die wie Kuppen schwarzer Zuckerhüte auf dem Vulkanboden hochragten. Als wir darüber hinwegflogen und die Hügel günstig in mein Blickfeld gerieten, konnte ich Öffnungen erkennen, gerade groß genug, daß ein Mensch hineinpaßte.

Ich hatte das Gefühl, durch eine gewaltige Schlucht geführt zu werden, die solche Ausmaße hatte, daß ich die Wände rechts und links nicht sehen konnte.

Zudem war es still.

Ich vernahm nur das Rauschen der Flügel. Andere Lebewesen oder Monster entdeckte ich nicht, obwohl ich das Gefühl hatte, von zahlreichen Augenpaaren beobachtet zu werden. Das allerdings konnte auch Einbildung sein, da ich wußte, daß sich in dieser Welt die Seelen der Dämonen befanden.

Ich hörte und sah sie nicht, doch sie lauerten überall. Im ewigen Gefängnis siechten sie dahin bis ans Ende aller Tage. Eine schreckliche Vorstellung.

Die zahlreichen Todesengel hatten in ihrer Flugformation einen Keil gebildet. Sie flogen dicht zusammen.

Asmodina befand sich noch immer vor mir. Manchmal hörte ich ihre Rufe. Es waren regelrechte Haßtiraden, die sie gegen ihre Feinde anschlug. Sie wollte den Kampf. Ihr Feind, Dr. Tod, sollte endlich erledigt werden.

Die meisten Todesengel hatten bereits ihre Waffen schußfertig. Die Sehnen waren gespannt, die Pfeile lagen auf, nur die, die mich festhielten, trugen Pfeil und Bogen nach wie vor auf dem Rücken. Sie brauchten ihre Hände. Wie lang die Schlucht war, konnte ich nicht sagen und auch nicht, wieviel Zeit vergangen war.

Wir flogen immer tiefer hinein. Irgendwo am Ende der Schlucht mußte sich das Ziel befinden.

Ich dachte daran, daß wir auch in eine Falle fliegen konnten. Links und rechts an den für mich unsichtbaren Wänden konnten die Feinde lauern und blitzschnell über uns herfallen.

Das waren alles Spekulationen, denn noch waren wir nicht angegriffen worden.

Meine Hoffnung war wieder gestiegen. Ich nahm nicht an, daß sich Dr. Tod und seine Mordliga so ohne weiteres ergeben würden. Sie würden der Teufelstochter einen gnadenlosen Kampf liefern. Vielleicht rieben sich die beiden Parteien gegenseitig auf, so daß nicht nur der Spuk, sondern auch ich der lachende Dritte war.

Aber das waren Spekulationen. Erst einmal mußten sich die Feinde gegenüberstehen.

Wie weit war es noch?

Ich hatte den Gedanken kaum formuliert, als es geschah. Asmodina, die an der Spitze flog, stieß einen wilden Ruf aus. »Da sind sie!« brüllte sie. »Solo Morasso, wir kommen!« Und dann flogen die ersten Lanzen!

Ich weiß nicht, ob Asmodina damit gerechnet hatte. Die Lanzen wurden nämlich nicht von Solo Morasso oder seinen Mitgliedern aus der Mordliga geschleudert, sondern von den echsenköpfigen Wesen, die beidseitig unserer Flugbahn gelauert hatten. Sie hatten ihre Verstecke verlassen, als die Todesengel mit Asmodina an der Spitze heranflogen.

Ich hörte die Aufschläge.

Drei-, viermal in meiner unmittelbaren Nähe. Ich befürchtete, daß eine der Lanzen mich treffen würde, zog den Kopf ein und versuchte, mich aus den Griffen zu winden.

Augenblicklich entstand ein Durcheinander. Dicht vor mir riß einer der Todesengel beide Arme hoch. Er war nicht einmal dazu gekommen, den Pfeil abzuschießen, die Lanze durchbohrte ihn in der Körpermitte.

Wie ein Stein fiel er zu Boden.

Schon flog die nächste Waffe heran. Diesmal hörte ich den Schrei rechts neben mir, und im nächsten Augenblick löste sich einer der Griffe an meiner Seite. Der Todesengel konnte mich nicht festhalten, er trudelte ab und war verschwunden. Sein Artgenosse hatte noch nicht richtig erfaßt, was überhaupt geschehen war.

Dafür ich.

Ich konnte meinen rechten Arm befreien, gleichzeitig geriet die Flugformation ins Stocken, wir prallten aufeinander, weil die restlichen Wesen, die mich festhielten, nicht so rasch reagierten, und ich erhielt meine große Chance.

Wie von selbst riß meine rechte Hand den Dolch aus der Scheide. Eine halbkreisförmige Bewegung nach links, dann traf die Klinge auf einen Widerstand.

Der Todesengel zuckte hoch. Ich sah die Bewegung schattenhaft und hörte einen Schrei.

Dann war er verschwunden.

Im nächsten Augenblick rammten wir gegen einen Pulk von Todesengeln, die wie eine Mauer in der Luft standen. Ich hörte Asmodinas gellende Anfeuerungsschreie und vernahm dazwischen immer wieder die dumpfen Aufschläge, wenn die Lanzenträger trafen.

Die Echsenköpfigen hatten uns wirklich voll in eine Falle fliegen lassen.

Ich mußte weg.

Und dies so rasch wie möglich. Noch hatte ich Glück gehabt, doch das würde nicht lange andauern, wenn ich mich nicht befreite.

Wieder hieb ich mit dem Dolch zu.

Ich traf einen Engel, der dabei war, einen Pfeil auf die Sehne zu legen. Er zuckte zurück, und sein Gesicht veränderte sich zu einer Grimasse.

Ich kam frei.

Plötzlich hielt mich niemand mehr fest, und ich fiel. Für

den Bruchteil einer Sekunde schoß Angst in mir hoch. Ich wußte nicht, wie hoch wir über dem Boden geflogen waren. Der Aufprall.

Instinktiv hatte ich mich in der Luft zusammenge-duckt, so daß ich mich abrollen konnte, als ich den harten Vulkanboden berührte. Trotzdem spürte ich den Aufprall vom Rücken bis in die Zehenspitzen, warf mich allerdings sofort herum und stellte fest, daß ich Arme und Beine bewegen konnte.

Ich war frei.

Allerdings befand ich mich in einer trügerischen Freiheit. Man konnte es mit einem großen Gefängnis vergleichen, in das man mich eingesperrt hatte.

Jetzt mußte ich einen Ausweg finden!

Da hörte ich Geräusche, die mir bekannt vorkamen.

Das Sirren der Pfeile hatte mir schon oft genug Magenschmerzen bereitet. Nur waren sie diesmal nicht auf mich gezielt, sondern auf die Echsenköpfigen.

Während ich versuchte, aus der Gefahrenzone zu robben, sah ich, wie einer der Spukdiener dicht vor mir auftauchte und zur Seite huschen wollte.

Plötzlich entdeckte er mich und blieb stehen. Dabei schwang er seinen Arm herum, er wollte die Lanze auf mich schleudern.

Ich befand mich am Boden in einer verflucht ungünstigen Stellung. Bevor ich reagieren konnte, hätte mich die Waffe durchbohrt.

Da hörte ich das Sirren.

Ein Pfeil!

Er wischte über meinen Körper hinweg, war unheimlich schnell und hieb einen Lidschlag später in die Brust des Echsenköpfigen.

Das Wesen zuckte zusammen. Weit riß es sein Maul auf. Hervor drang grünlich schimmernder Rauch. Das Monstrum wankte, hob seine Arme und krallte die Klauen

um den Schaft, aber es war ihm nicht möglich, den Pfeil aus seiner Brust zu ziehen.

Dieser Echsenköpfige bedeutete keine Gefahr mehr für mich. Vielleicht der Todesengel?

Auf dem Boden liegend, rollte ich mich herum. Keinen Augenblick zu früh, denn mein Lebensretter wollte mich töten.

Der Todesengel hatte den Pfeil schon auf den Bogen gelegt und war dabei, die Sehne zu spannen. Ich würde es nicht mehr schaffen, den Dolch zu schleudern. Retten konnte mich nur noch ein verzweifelter Hechtsprung.

Mit aller Kraft stieß ich mich von dem rauen Boden ab und flog nach rechts.

Der Pfeil löste sich, aber er traf nicht mich, sondern das Vulkangestein. Staub und Splitter spritzten nach allen Seiten weg. Sie hatten kaum den Boden berührt, als ich meinen geweihten Silberdolch schon in der Hand hielt und ihn schleuderte.

Der Todesengel entwischte mir nicht. Mein wuchtig geschleuderter Dolch traf ihn tödlich. Asmodinas Dienerin machte noch zwei Schritte zurück und brach danach zusammen. Verkrümmt blieb sie auf dem Boden liegen.

Ich lief auf den vergehenden Todesengel zu und zog den Dolch aus seinem Körper. Ich dachte auch daran, Pfeile und Bogen mitzunehmen, verwarf den Gedanken allerdings wieder, denn beides wäre nur hinderlich gewesen.

Dafür nahm ich die Lanze des getöteten Echsenköpfigen mit.

Über mir tobte der Kampf. Er hatte sich allerdings auch verlagert. Weiter vorn beschossen sich die Todesengel und die Echsenköpfigen. Keiner von ihnen kannte Pardon oder Gnade. Es ging wirklich um alles.

Schreie zitterten durch die Schlucht. Nie hell oder kreischend, sondern dumpf klingend.

Ich sah Todesengel zu Boden fallen, aber auch Spukdiener,

die, von Pfeilen getroffen, zusammenbrachen.

Als ein Pfeil meine Wade streifte, da wurde mir bewußt, daß ich mich noch immer in Gefahr befand. Es gab viele Querschläger, die mich leicht hätten verletzen oder töten können. Deshalb mußte ich verschwinden.

Wichtig für mich war ein Versteck. Nach vorn konnte ich nicht, dort tobte der Kampf mit unverminderter Härte, aber hinter mir, in der Richtung, aus der ich gekommen war, war der Weg frei. Ich erinnerte mich an die seltsamen Stein Hügel, die mich wegen ihrer Eingänge an Höhlen erinnerten. Sie eigneten sich vorzüglich als gute Verstecke. Zudem gab es nicht nur einen Hügel, sondern mehrere, so daß meine Gegner Mühe haben würden, mich zu finden, wenn sie mich suchten.

Ich rannte weg.

Noch einmal flog ein verirrter Pfeil an mir vorbei und blieb in einer Bodenspalte stecken. Ich mußte weiter.

Der Boden machte mir zu schaffen. Er war nicht nur rauh, sondern auch uneben. Im herrschenden Dämmerlicht konnte man nicht alle Stolperfallen erkennen, so daß ich einige Male fast auf die Nase gefallen wäre.

Aus Spalten quollen dünne Rauchschleier, die sich ätzend auf meine Atemwege legten und mich zum Husten reizten. Irgendwie mußte sich die Schlucht erweitern. Wenigstens hatte ich dieses Gefühl, denn ich sah die ersten Hügel, allerdings keine Steinwände, die eine Begrenzung der Schlucht anzeigen.

Ich wandte mich nach links.

Über die Schulter warf ich einen Blick zurück. Man verfolgte mich nicht. Wahrscheinlich hatten mich beide Parteien vergessen, und das war gut so. Ich wollte erst einmal den Kampf abwarten, um dann als Joker einzugreifen. Aufgegeben hatte ich nicht. Meine Befreiung war so etwas wie ein Funke gewesen, ein Signal zum Widerstand. Ich hatte nicht vergessen, wer mein Kreuz und auch den

Bumerang besaß. Wenn es eben möglich war, wollte ich mir beides zurückholen, obwohl dies eine fast unmögliche Aufgabe war. Daran durfte ich allerdings nicht denken. Es gab keine regelmäßigen Abstände zwischen den Hügeln. Sie erhoben sich nicht in geometrischer Reihenfolge, sondern waren willkürlich entstanden. Ich hatte die Qual der Wahl.

Die ersten wollte ich nicht nehmen. Wenn meine Gegner nach mir suchten, würden sie dort beginnen. Wenn ich mich in einem der hinteren Hügel versteckte, hatte ich erstens die Chance, meine Gegner auftauchen zu sehen, und zweitens konnte ich mich dann verziehen.

Es war ein riskantes Spiel, doch mir blieb keine andere Wahl. Obwohl ich mich im Reich des Spuks befand, sah ich nichts vom Labyrinth. Es mußte ganz woanders liegen, und ich durfte auch nicht mit menschlichen Maßstäben denken, denn unter Umständen war dieses Reich auch noch in mehrere Dimensionen oder Schichten unterteilt.

Ich sprang geduckt über einen im Wege liegenden großen Felsbrocken hinweg und näherte mich einem Hügel, der relativ weit hinten stand und damit zu den letzten gehörte. Er schien mir auch etwas größer zu sein als die anderen. Nur ein paar Sekunden brauchte ich zu laufen, um ihn zu erreichen. Ein letzter Blick zurück. Niemand war mir auf den Fersen. Nur dumpf vernahm ich den Kampflärm, und so konnte ich ungesehen in den Hügel kriechen.

Tatsächlich, Freunde, ich mußte kriechen, denn der Eingang lag verflixt tief. Auf allen vieren glitt ich in die Dunkelheit im Innern des Hügels.

Obwohl ich einiges hinter mir hatte, war mir doch ein wenig bang ums Herz, mich einfach so in die Finsternis zu begeben. Ich wußte nicht, was mich dort erwartete, ob dort irgendwelche Feinde lauerten, sondern war allein auf meinen Spürsinn angewiesen und auf meine kleine Bleistifteleuchte, denn mir fiel plötzlich ein, daß ich sie noch

bei mir trug. Der fingerdünne Strahl erinnerte mich an meine Hoffnung. Auch sie war nicht groß, aber sie war vorhanden, und das war für mich persönlich sehr wichtig. Ich bewegte den Arm und richtete den Strahl nach oben. Er fand ein Ziel, und zwar die Decke der kleinen Höhle. Dort hinterließ er einen schmalen Kreis, und ich konnte erkennen, daß die Decke der Höhle nicht sehr hoch war. Aufrecht stehen konnte ich nicht.

Trotzdem wollte ich nicht auf beiden Knien weiterrutschen, sondern bewegte mich gebückt voran.

Ich leuchtete auch in die Runde und stellte fest, daß das Innere des kleinen Hügels leer war. Bis auf mich, den Eindringling.

Leider vergaß ich, den Boden genau abzuleuchten, und das rächte sich.

Ich merkte es erst, als es schon zu spät war, denn da fiel ich bereits in die Tiefe ...

Asmodina sah die Lanzen!

Von zwei Seiten aus wurden sie geschleudert.

Todbringende Wurfgeschosse, denen ihre Engel nichts entgegenzusetzen hatten. Sie hörte das gefährliche Zischen und sah, wie links und rechts zwei Engel getroffen wurden und zur Seite kippten.

Dann traf auch sie der erste Speer!

Er war ungemein hart geschleudert worden und durchbohrte ihren Körper dicht unter dem Hals.

Aber Asmodina war die Tochter des Teufels und keine ihrer Dienerinnen.

Ihr tat der Treffer nichts. Er brachte sie allerdings aus dem Flugrhythmus, und sie stürzte ebenfalls hinein in das Chaos aus Leibern. Sie schrie.

Mit diesem Angriff hatte sie nicht gerechnet, dement sprechend groß war die Überraschung und auch das

Durcheinander. Die Todesengel wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Sie flatterten wild umher und wurden ein Opfer der zielsicher geschleuderten Lanzen.

Asmodina merkte natürlich, daß ihre Felle langsam davonschwammen. Sie hätte auf den Teufel hören sollen und vorsichtiger sein müssen, dann wären sie nicht in die Falle gelaufen. Daran war nun nichts zu ändern, sie mußte das Beste aus der Lage machen.

Ihre Stimme überschlug sich fast, als sie die Befehle schrie. Sie wollte, daß sich ihre Dienerinnen formierten und auch Deckung suchten. Einige hatten es bereits geschafft. Sie lagen auf dem Boden und schossen zurück.

Das Pfeifen und Sirren der fliegenden Pfeile war Musik in den Ohren der Teufelstochter. Trotzdem war es ein depri-mierendes Bild, ihre Dienerinnen leblos auf dem Vul-kangestein liegen zu sehen. Durchbohrt von Lanzen, deren Magie so stark war, daß sie die Todesengel töteten.

Wieder wurde Asmodina getroffen. Diesmal an der Schulter. Doch die Waffe war nicht so wuchtig geschleudert worden. Die Teufelstochter riß sie hervor und warf sie zurück.

Dem Spukdiener wurde fast der Schädel vom Rumpf gerissen. Auch andere Pfeile trafen jetzt. Etwa die Hälfte der Todesengel hatte den ersten Ansturm überstanden. Sie schossen gezielt zurück und bewiesen, daß sie auch treffen konnten.

Immer mehr Spukdiener taumelten getroffen durch die Schlucht, bevor sie zusammenbrachen.

Die Teufelstochter war wirklich mit einer rasenden Furie zu vergleichen. Nicht nur der Verlust ihrer Dienerinnen schmerzte sie, sondern auch die Tatsache, daß es der Mordliga gelungen war, den Spuk auf ihre Seite zu ziehen. Die echsenköpfigen Wesen gehörten zu ihm. Sie unterstanden nicht dem Befehl eines Dr. Tod.

Demnach mußte sich der Spuk auch gegen sie verschwo-

ren haben. Der Zorn und der Haß wurden in ihrem Innern zu einer Flamme. Asmodina kannte nur noch das Ziel, ihre Gegner zu vernichten. Wenn die Todesengel dabei draufgingen, war ihr das völlig egal. Hauptsache sie schaffte es, sich ihren Feinden zu nähern und sie auszuschalten. So und nicht anders sah sie die Dinge.

Ihr Entschluß stand schnell fest. Sollten die Todesengel ruhig weiterkämpfen, sie würde sich absetzen, denn irgendwo mußten ihre Gegner sie schließlich erwarten.

Es fiel im allgemeinen Kampfgetümmel nicht auf, wie sie sich zurückzog. Geduckt ging sie und jederzeit bereit, ihre magischen Kräfte einzusetzen.

Als vor ihr zwei Spukdiener erschienen, da setzte sie sie voll ein. Sie wich den beiden nicht aus, sondern griff sie an. Bevor die Wesen überhaupt die Lanzen wurfbereit in die Höhe reißen konnten, spürten sie die Griffe, und die Hände der Teufelstochter wurden knallrot.

Sie wirkten wie glühende Zangen, die beiden Monster mit den Echsenköpfen wurden regelrecht verbrannt.

Als Asche rieselten sie zu Boden.

Kalt lächelte die Teufelstochter. So würde es jedem ergehen, der sich ihr in den Weg stellte. Sie huschte weiter, und ihr gelang es tatsächlich, der Falle zu entkommen.

Natürlich befand sie sich nicht zum erstenmal in diesem Reich. Sie wußte genau, was hinter der Schlucht lag. Dort lauerte zumeist Maddox, der Dämonenrichter, um die Versager abzurichten und sie anschließend in die jeweiligen Dimensionen zu schicken, damit sie dort ihre Strafe absitzen konnten.

Wenn Dr. Tod mit seiner Mordliga die Feindin erwartete, dann sicherlich an dem Platz.

Asmodina würde ihn auch nicht enttäuschen.

Ihr Lächeln war rätselhaft und grausam. Wie festgefroren lag es auf ihren Lippen. Noch hatten die anderen nicht gewonnen.

Noch nicht ...

Plötzlich blieb sie stehen. Sie glaubte, Stimmen gehört zu haben, schlich ein wenig weiter und sah, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Sogar Morassos Organ konnte sie vernehmen.

»Sie wird vernichtet. Sie hat keine Chance«, lachte Dr. Tod.

»Ich werde mir ihre Leiche genau ansehen und ihren Kopf ...« Was er weiter sagte, konnte Asmodina nicht verstehen, doch sie hatte genug gehört.

Sie öffnete die rechte Faust. Dort lag der Nagel auf ihrer Handfläche. So wie Solo Morasso davon überzeugt war, einen Sieg zu erringen, so dachte sie daran, Dr. Tod mit dem Nagel zu töten, indem sie ihn Morasso in den Schädel schlug.

Genau zwischen die Augen!

Asmodina bewegte sich noch vorsichtiger. Sie freute sich darauf, ihre Feinde zu treffen, und sie dachte daran, daß Morasso schon einmal einen Aufstand versucht hatte. Als er Myxin entführen wollte, um von Asmodina das Versteck Xorrons herauszupressen.

Und Xorron war auch der erste, den sie zu Gesicht bekam. Seine Gestalt war selbst vor den Nebelschleiern zu sehen. Etwas heller und irgendwie drohend hob sie sich ab.

Xorron, Herr der Untoten und Zombies, merkte nichts.

Geradewegs schritt er auf Asmodina zu und würde sie in kurzer Zeit erreicht haben. Unter der weißen Haut schimmerten die Knochen eines Skeletts. Der poröse Boden knirschte unter Xorrons Gewicht.

Er war ein gefährlicher Gegner. Man durfte ihn auf keinen Fall unterschätzen. Er hielt sogar dem Höllenfeuer stand, das wußte Asmodina.

Wieder dachte sie an die Flammenden Steine, wo Myxin damals entführt werden sollte.

Und sie erinnerte sich daran, wie sie dort ihre zweite, eigentliche Gestalt angenommen hatte.

Die der Schlange!

Warum nicht das wiederholen, was einmal gut gewesen war? Die Verwandlung in eine Riesenschlange, in Apep, würde nur Sekunden in Anspruch nehmen.

Soviele Zeit hatte Asmodina noch.

Sie zog sich zurück. Gleitend und lautlos. Xorron hatte noch immer nichts bemerkt, er konzentrierte sich auf die Kampfgeräusche, die dumpf zu ihm drangen.

Ihn hatte Solo Morasso vorgeschickt, um in den Kampf einzugreifen. Er würde die Dienerinnen der Teufelstochter in der Luft zerreißen.

Denn Xorron bestand nur aus Gewalt.

Er fürchtete nichts, auch nicht Asmodina.

Aber sie war jetzt Apep, und als Xorron nah genug heran war, da öffnete sich vor ihm der gewaltige Rachen der Höllenschlange.

Xorron wurde überrascht.

Er blieb stehen und bekam noch mit, wie eine gewaltige Zunge aus dem Maul fuhr und sich gedankenschnell um seinen Körper wickelte. Xorron wurde hochgerissen und schwebte in der Luft, nur von der Zunge gehalten, die einen Augenblick später in den Rachen zurück schnellte, der Xorron verschlang ...

Ich fiel nicht tief.

Meine schlimmsten Befürchtungen bewahrheiteten sich zum Glück nicht. Bereits eine Sekunde später prallte ich auf. Und zwar mit den Beinen zuerst. Der Sprung war so gut gelungen, daß ich nicht einmal hinfiel, sondern mich abfangen konnte.

Eine Weile blieb ich hocken, damit sich mein Herzschlag beruhigen konnte. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet. Diese komischen Hügel waren regelrechte Fallen, aber ich war in keiner Fallgrube gelandet, sondern in einem Gang,

der nach vorn führte, wie ich im Strahl meiner kleinen Lampe erkennen konnte.

Ein Gang unter dieser grauen Vulkanerde! Ziemlich interessant, daß es so etwas gab.

Allerdings war er so niedrig, daß ich mich nur auf Händen und Füßen weiterbewegen konnte.

Die Erde war trocken. Ebenso die Wände. Ich sah keinerlei Wasser oder Feuchtigkeit, auch hörte ich keine Geräusche oder bemerkte irgendwelche Feinde. Ich schien in diesem unterirdischen Labyrinth allein zu sein.

Schon bald erreichte ich den nächsten Schacht. Dort blieb ich hocken und leuchtete in die Höhe.

Der feine Strahl glitt in die dunkle Öffnung und verlor sich innerhalb einer Höhle.

Die Erklärung war einfach. Unter den Hügeln mußte sich ein wahres Labyrinth von Gängen befinden. Allerdings so angelegt, daß jeder Hügel mit einem anderen durch einen Gang in Verbindung stand.

Wem dieses Labyrinth diente oder gedient hatte, wußte ich nicht. Es war mir völlig gleichgültig. Hauptsache, ich kam weiter und konnte es für meine Zwecke ausnutzen.

Allerdings blieb ich erst einmal hocken und dachte nach. Ich durfte mich auf keinen Fall verlaufen, sondern mußte mich, wenn ich unterirdisch weiterging, genau an die Richtung halten, in die wir auch geflogen waren. Nur so würde ich mein Ziel erreichen, nämlich Dr. Tod und seine verfluchte Mordliga.

Ich hatte meine Absicht auf keinen Fall vergessen. Ich wollte diesen Mensch-Dämon besiegen, auch wenn dies in einer mir völlig fremden Umgebung geschah.

Zudem hatte ich vielleicht einen Vorteil. Den der Überraschung. Ich glaubte nicht daran, daß Dr. Tod mit meinem Auftauchen rechnete. Er würde sich auf Asmodina, seine Todfeindin, konzentrieren. So konnte ich in seinen Rücken gelangen ...

Aber das waren alles Theorien. In der Praxis sah die Sache sicherlich ganz anders aus.

Die Richtung hatte ich mir gemerkt und schlich weiter durch den engen Gang.

Unter der Erde wand er sich wie eine gewaltige Schlange her. Mal nach rechts, dann nach links, schlug sogar einen Halbkreis und berührte jeden über dem Boden aufgetürmten Hügel. Er folgte dem genauen Verlauf dieser seltsamen Gebilde.

Dadurch verlor ich zweifelsohne sehr viel Zeit. Da jedoch nur ein Gang existierte, womit ich zuvor nicht gerechnet hatte, geriet ich nicht in die Gefahr, mich zu verlaufen. Es gab keine abzweigenden Stollen. Ich brauchte mich wirklich nur darauf zu konzentrieren, hier unten zu bleiben.

Luft bekam ich auch. Aus den Schächten drang immer genügend ein. Über das Phänomen Luft hatte ich mich sowieso schon gewundert. In allen Dimensionen, in die es mich verschlagen hatte, konnte ich atmen. Sicherlich gab es auch welche, in denen das nicht möglich war, doch die hatte ich zum Glück noch nicht kennengelernt.

Manchmal wurde der Stollen so schmal, daß ich mich nur mit Mühe hindurchwinden konnte. Meine Kleidung schabte dabei über das rauhe Gestein der Wände. Die Handgelenke hatte ich mir bereits aufgerissen.

Leider war ich zuvor nicht dazu gekommen, die Hügel zu zählen. So konnte ich mir kaum ausrechnen, wann ich ungefähr mein Ziel erreicht haben würde.

Deshalb wollte ich einen riskanten Versuch wagen. Bis zum nächsten Schacht schlängelte ich mich vor und hielt unter ihm inne. Langsam schraubte ich mich in die Höhe. Die Lampe klemmte ich mir zwischen die Zähne, ging in die Knie, holte noch einmal tief Luft, gab mir genügend Schwung und stieß mich ab. Ich kam wirklich gut weg. Meine Hände klatschten gegen das rauhe Vulkangestein und fanden an einer vorspringenden Kante Halt. Ich konnte

die Fußspitzen in einen Spalt klemmen und streckte dann meinen rechten Arm aus.

Es reichte, um mit den Fingern den Rand der heimtückischen Grube zu umfassen.

Der Rest war ein Kinderspiel.

Ein wenig außer Atem stand ich im Innern des Hügels.

Meine Lampe schaltete ich aus. Wenn jemand zufällig her- sah, brauchte er nicht unbedingt den Schein zu entdecken.

In den nächsten Sekunden war ich besonders auf der Hut und bewegte mich wirklich nur auf Zehenspitzen durch den kleinen Hügel, wobei ich den Kopf einzog.

Neben dem Ausgang blieb ich stehen, wartete noch und schaute dann hinaus.

Die gleiche Düsternis, die ich auch innerhalb der Schlucht gesehen hatte. Hinzu kamen die langen Nebelschleier, die träge über das unwirtliche Gelände wehten.

Ich war leider weit abgekommen. In der Nähe sah ich zwar einige Hügel, aber sie standen so versetzt, daß es mir unmöglich war, zu sagen, ob ich sie schon passiert hatte oder nicht.

Wo hielten sich meine Feinde auf?

Ich sah sie nicht, ich hörte auch nichts, aber ich rechnete mir aus, daß sie sich eventuell weiter vor mir aufhielten, und zwar an einem Punkt, an dem die gerade, von mir aus gedachte Linie endete.

Ziemlich kompliziert das alles. Einfach gesagt: Ich mußte geradeaus gehen.

Das tat ich erst, nachdem ich meine Beretta untersucht hatte. Sie war inzwischen trocken geworden. Ich hoffte inständig, daß sie auch funktionieren würde.

Die Beutelanze ließ ich zurück. Ich wollte nicht noch einmal hinunter und sie erst holen.

Dann löste ich mich aus meinem Versteck und war kaum zwei Schritte gegangen, als an dem Hügel rechts von mir eine Bewegung entstand. Ich reagierte nicht überhastet,

denn noch hatte mich der andere nicht entdeckt.
Langsam ging ich in die Knie und legte mich dann auf den Boden, so daß ich mit dem Untergrund verschmolz.
Wenn mich der andere jetzt entdecken wollte, mußte er schon sehr scharfe Augen haben.
Deutlich hob sich eine Gestalt vom dunkleren Untergrund ab. Es war einer der Spukdiener, der fast meinen Weg gekreuzt hätte. Er ging leicht gebeugt, der große Schädel wippte bei jedem Schritt und war nach unten gerichtet. In der Klaue hielt das Wesen eine dieser mörderischen Lanzen. Es sah mich nicht. Es roch oder witterte mich nicht einmal, dabei mußte es mich in nur drei Schritten Entfernung passieren.
Ein schreckliches Geschöpf. Halb Mensch, halb Echse. Ich ließ den Spukdiener kommen. Meine Beine hatte ich ein wenig angezogen, um blitzschnell aufzuspringen zu können. Die Überraschung mußte mir gelingen, denn in ihm hatte ich eine gute Geisel.
Jetzt befand er sich auf gleicher Höhe mit mir, merkte noch immer nichts, tat den nächsten Schritt und war vorbei.
Da schnellte ich hoch!
Im Rücken hatte er keine Augen, aber er spürte die Gefahr und kreiselte herum.
Der Spukdiener schaffte es nur zur Hälfte, da prallte ich bereits gegen ihn. Mit der linken Hand umschlang ich den Waffenarm und die rauhe, schuplige Brust, in der rechten hielt ich den Dolch, und dessen Spitze befand sich nur eine Fingerbreite von der Kehle des Monsters entfernt.
Ich wußte, daß er mich verstehen konnte, wenn nicht, sagte ihm der Dolch, woran er war.
»Keinen Laut«, zischte ich, »sonst stoße ich zu!«
Er blieb tatsächlich ruhig, denn die Überraschung konnte er nicht so leicht verdauen.
»Und jetzt weg mit der Lanze!« forderte ich.
Er verstand mich tatsächlich, denn er öffnete die Faust.

Die gefährliche Lanze fiel zu Boden. Da sie mir noch nicht weit genug weg lag, kickte ich sie zur Seite.

Es tat gut, einmal selbst am Drücker zu sein. In diesem verfluchten Fall hatten bisher nur die anderen das Geschehen diktiert. Diesmal hielt ich das Heft fest und wollte es mir auch nicht wieder aus der Hand nehmen lassen.

»Wo kann ich den Spuk, Asmodina, Dr. Tod und seine Mordliga finden?« wollte ich von ihm wissen.

»Sie sind nicht hier.«

»Das sehe ich. Wo stecken sie?«

»Der Spuk ist nicht dabei!« Er stieß die Worte rauh und abgehackt hervor. »Er hält sich zurück, denn er wartet auf Dr. Tod.«

»Das ist ja prima. Dann wirst du mich am besten dorthin führen, wo ich Dr. Tod finden kann.«

»Er wird dich umbringen!«

Ich lachte heiser. »Danke für die Warnung. Aber laß das mal meine Sorge sein. Hat er schon Asmodina besiegt, oder hat sie ihn getötet?«

»Weiß ich nicht.«

»Wir werden es herausfinden. Geh. Und laß dir nur nicht einfallen, mich falsch zu führen. Du würdest es nicht überleben. Oder möchtest du in den Nebel eingehen?«

»Nein.«

»Dann denk an meine Worte.«

Ich löste den Griff, denn so konnten wir nicht laufen.

Einen halben Schritt trat ich zurück, wechselte den Dolch in die linke Hand und nahm die Beretta in die rechte.

Der Echsenköpfige dachte nicht daran, sich meinen Befehlen zu widersetzen. Er trottete tatsächlich los. Allerdings ging er nicht in die Richtung, in die er ursprünglich gewollt hatte, er drehte sich um 90 Grad und nahm den Weg, den ich ebenfalls hatte einschlagen wollen.

Mir kam es so vor, als würden wir über ein Lavafeld schreiten. Es war ziemlich flach. Hin und wieder ragten die

Hügel wie kleine Buckel hervor. Der Nebel existierte hier zwar auch noch, war aber nicht mehr so dicht. Als feiner Schleier hatte er sich über dem weiten Land ausgebreitet. Wie ein dünnes, lebendes Gespinst kam er mir vor, und ich hatte das Gefühl, als würde der Nebel leben. Überall vernahm ich ein geheimnisvolles Wispern und Raunen. Stimmen, deren Herkunft für mich nicht zu lokalisieren war. Hin und wieder schaute ich zurück und auch an der Schulter des Echsenköpfigen vorbei. Ich suchte Gegner, aber wir befanden uns allein auf weiter Flur.

Verdammtd, wo steckte Morasso mit seiner Mordliga? Vor uns verschwammen die Hügel im dichten Nebel, und wir schritten genau auf diesen Vorhang zu. Was lauerte darin oder dahinter? Ich hatte das unbestimmte Gefühl einer drohenden Gefahr, merkte beinahe körperlich, daß ich an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt war und ich jetzt ungeheuer aufpassen mußte.

»Sei ja vernünftig!« flüsterte ich. Damit sprach ich den Spukdiener an, machte mir allerdings auch selbst Mut durch die eigenen Worte.

Bevor wir den Nebel erreichten, nahm der gesamte Fall eine dramatische Wende.

Schwach sah ich die Umrisse einer Gestalt. Und diese Gestalt bewegte sich, sie schritt sogar auf uns zu. Im ersten Augenblick glaubte ich, den Spuk zu sehen, doch das war nicht der Fall, denn der ging anders, er schwebte zumeist über den Boden, während der Ankömmling ihn berührte.

»Verhalte dich ruhig!« zischte ich hinter dem Echsenköpfigen und machte mich klein, denn die aus dem Nebel tretende Gestalt hatte mich nicht gesehen, weil ich durch den breiten Körper des Monsters gut gedeckt wurde. Zwischen Arm und Körper schielte ich hindurch. Dabei hatte ich das Gefühl, einen Schlag erhalten zu haben. Die aus dem Nebel tretende Gestalt kannte ich.

Es war ein alter Bekannter, an den ich überhaupt nicht mehr gedacht hatte.

Maddox, der Dämonenrichter!

Er hatte mich wirklich noch nicht entdeckt. Ich konnte nur hoffen, daß es noch einige Sekunden so blieb.

Da spielte der Echsenköpfige nicht mehr mit. Wahrscheinlich hatte er durch das plötzliche Erscheinen des Dämonenrichters Oberwasser bekommen, jedenfalls warf er sich vor und wollte Maddox warnen.

Mir blieb noch eine Chance.

Ich drückte ab.

Und die Beretta funktionierte wieder. Eine fahle Mündungsflamme stach mit der Kugel aus dem Lauf. Während die Flamme verlosch, hieb das geweihte Silbergeschoß in den Rücken des Monsters.

Der Echsenköpfige wurde nach vorn gestoßen. Er riß seine im Verhältnis zum Körper relativ kurzen Arme hoch, ich sah die sich schnell vergrößernde Wunde in seinem Rücken, wo der Rauch hervorquoll, und dann fiel er gegen Maddox, der mit so einer Überraschung nie gerechnet hatte.

Das schwere Monster riß den Dämonenrichter um. Es begrub ihn unter sich, so daß ich genügend Zeit hatte und abwarten konnte.

Maddox fluchte. Es gelang ihm nur schwer, sich von dem Körper zu befreien, auch wenn sich dieser bereits auflöste. Dann aber sprang der Dämonenrichter auf die Füße, wobei er mir noch den Rücken zudrehte und mich erst einmal nicht wahrnahm.

Halbhoch ließ ich ihn kommen, bevor ich meinen rechten Arm senkte und ihm die Mündung der Silberkugel-Beretta in das Genick drückte.

»Hallo, Maddox«, sagte ich spöttisch. »Wie lebt es sich denn so in der Hölle?«

Er gab zuerst keine Antwort. Die Überraschung mußte er verdauen. »Sinclair?« Der Dämonenrichter sprach meinen Namen mehr wie eine Frage aus, als könnte er nicht begreifen, mich ausgerechnet an diesem Ort zu treffen.

»Genau, Maddox. Ich bin John Sinclair. Und ich bin hier, um mit dir einen kleinen Plausch zu halten ...«

Der Rachen war zugeklappt. Und Xorron, Herr der Untoten, Zombies und Ghouls befand sich innerhalb des gewaltigen Schlangenmauls.

Die Schlange lag wie eine riesige, kurvenreiche Linie inmitten der Schlucht. Sie lag auch nicht still, sondern bewegte sich hin und her, und innerhalb ihres Rachens bewegte sich noch Xorron.

Unendlich lange Zeit hatte er unter der Erde des Central Park in New York begraben gelegen, bis Dr. Tod ihn schließlich erweckt hatte. Ihm konnten Feuer sowie geweihte Kugeln nichts anhaben. Und er sah nicht ein, daß er im Rachen der Höllenschlange sein Leben verlieren sollte. Xorron kämpfte.

Er hatte gewaltige Arme, in ihnen steckte eine mörderische Kraft, die Apep in dem Augenblick zu spüren bekam, als sie Xorron zermalmen wollte.

Der Dämon innerhalb des Mauls wehrte sich mit seinen Fäusten. Selbst Apep spürte Schmerzen, als ihre Reißzähne abbrachen, und sie schlug mit ihrem Körper wild auf und ab, während Xorron mit beiden Armen gegen den Oberkiefer drückte und ihn aufklappen wollte.

Immer wieder drosch er seine Fäuste in die weiche Masse. Obwohl Apep die Flüssigkeit absonderte, die andere Menschen auflöste, erzielte sie bei Xorron keine Wirkung. Sie rann an seiner Haut entlang und verletzte ihn nicht einmal.

Apep blieb nichts anderes übrig, als Xorron auszuspeien.

So rasch es ging, öffnete sie ihr Maul, die Zunge fand die Beute wieder und schleuderte sie aus dem Rachen. Dabei hatte die Schlange soviel Kraft hineingelegt, daß sich Xorron mehrere Male überschlug und erst nach einigen Körperlängen zur Ruhe kam, jedoch nicht liegenblieb, sondern sofort wieder aufsprang.

Für den Herrn der Zombies war der Kampf noch längst nicht beendet. Er war angegriffen worden, und er gehörte zu denen, die nie aufgaben, es sei denn, man vernichtete sie. Waffenlos war Xorron, doch das kümmerte ihn nicht. Als die gespaltene Zunge der Höllenschlange wieder auf ihn zuraste, da gab er genau acht und packte im richtigen Moment zu.

Beide Klauen umklammerten dieses klebrige Etwas. Er stemmte seine Füße in den rauen Vulkanboden, fand genügend Halt und bildete einen Gegendruck zu Aeps Kraft. Es war ein Versuch wie beim Tauziehen. Wer hatte die meisten Kräfte? Keiner wollte nachgeben. Apep setzte ihre höllische Kraft ebenso ein wie Xorron, dabei achtete die Höllenschlange nicht einmal darauf, daß sich hinter dem Herrn der Untoten mehrere Gestalten aus den dünnen Nebelschleiern lösten und dem Kampf zuschauten.

Es waren Dr. Tod und seine Mordliga. In Morassos Augen lag ein gefährliches Leuchten, für ihn war der Kampf wie Balsam, er ergötzte sich daran und mußte wie auch die anderen mit ansehen, daß es Apep gelang, Xorron zu überwinden.

Sie zog ihn Stück für Stück auf ihr Höllenmaul zu, in dem die Reste der zersplitterten Zähne saßen.

Xorron gab nicht auf. In seinem glatten Gesicht öffnete sich ein Spalt und wurde zu einem Viereck.

Es sollte den Mund darstellen. Und daraus drangen urige Laute, mörderisch und donnernd, Schreie, so laut, daß die Erde vibrierte. Xorron setzte all seine höllischen Kräfte ein, die so lange geschlummert hatten.

Er packte es.

Plötzlich schienen die Kräfte der Riesenschlange zu erlahmen. Apep schaffte es nicht mehr, Xorron auf ihr Riesenmaul zuzuziehen, der Dämon war stärker.

Sein weißgrauer Körper bäumte sich auf, er schien auf den Zehenspitzen zu stehen, ein letztes Ziehen, und er schaffte es, Apep die Zunge aus dem Maul zu reißen.

Selbst Dr. Tod konnte einen Schrei nicht unterdrücken.

Damit hätte er nie gerechnet.

Wie von einer Rakete angetrieben, flog Xorron zurück. Er hätte sogar noch Vampiro-del-mar über den Haufen gerannt, doch dieser sprang rechtzeitig genug zur Seite.

Dann fiel Xorron auf den Rücken. Mit beiden Händen hielt er die lange Zunge umklammert, deren hinteres Ende noch zuckte wie eine Peitsche.

Durch Xorron hatte Solo Morasso einen ersten Sieg errungen. Eine Schlacht nur, keinen Krieg, er wußte sehr wohl, wie gefährlich eine angeschlagene Schlange sein konnte.

Und das zeigte sie auch.

Aus Apep wurde Asmodina!

Innerhalb eines Herzschlages entstand um den Körper der Schlange ein greller Lichtblitz. Im selben Augenblick löste sich der Riesenkörper auf, und Asmodina stand vor Xorron.

Bis auf das schwarze Gesicht sah sie fast aus wie immer.

Und dieses fast bezog sich auf die Zunge.

Die fehlte ihr, denn Xorron hielt sie noch in der Hand. Er bewegte den Arm und schleuderte sie zur Seite.

Dann stürzte er auf Asmodina zu. Er wollte sie zerquetschen, zerreißen. Seine gewaltigen Arme hielt er bereits ausgestreckt, und es sah auch so aus, als würde er sie um die Teufelstochter schlingen können, bis Asmodina ihre Macht demonstrierte.

Sie spielte mit der Materie, und plötzlich klaffte vor Xorron eine breite Spalte im Boden.

Der Dämon konnte nicht mehr stoppen. Er fiel hinein, bevor seine Hände die Teufelstochter berührten.

Im nächsten Moment wuchs die Spalte zu. Asmodina bewegte die harte Materie durch ihre Geisteskraft. Sie wollte Xorron darin einklemmen. Der merkte rechtzeitig genug, was die Teufelstochter vorhatte. Er winkelte seinen rechten Arm an, und bevor der Spalt ihn zerquetschen konnte, benutzte er den Arm wie eine Stange.

Tonnenschwer drückte das Gestein von beiden Seiten dagegen. Xorron lachte nur wild. Unartikulierte Laute drangen aus seinem Maul. Es gelang ihm tatsächlich, den magischen Vorgang zu stoppen, und Asmodina merkte zum ersten Mal, daß sie sich hier einem Gegner gegenüber sah, der ihr Paroli bieten konnte. Sie kam mit diesem Trick nicht mehr weiter.

Bevor sie jedoch zu einem anderen greifen konnte, trat ein Mann vor.

»Halt!« rief er mit lauter Stimme.

Die Teufelstochter schaute auf.

»Solo Morasso!« knirschte sie.

»Genau.« Dr. Tod nickte. Dann wandte er sich an Xorron.

»Komm raus da! Es sind genug Spielchen vorgeführt worden. Wir müssen langsam zur Sache kommen!«

»Ja, das meine ich auch!«

Xorron kletterte aus der Spalte. Er trat so weit zurück, daß er neben Morasso und Vampiro-del-mar stand. Die Teufelstochter ließ er keinen Moment aus den Augen, während sich die Spalte schloß.

»Endlich stehen wir uns gegenüber«, sagte Morasso, wobei seine Augen leuchteten. »Ich habe auf diesen Zeitpunkt lange gewartet!«

»Ich ebenfalls«, gab Asmodina zurück.

»Dann weißt du auch, worum es geht?«

»Ja, einer von uns beiden ist zuviel. Einer muß sterben!«

»Und das wirst du sein«, erwiderte Dr. Tod. »Hilfe kannst

du nicht mehr erwarten. Sie stehen alle auf meiner Seite, denn du hast in deinem Machthunger den Bogen überspannt! Sogar der Spuk will dich nicht mehr haben, Asmodina!«

»Ich weiß es inzwischen.« Sie grinste kalt, und ihre aus der Stirn wachsenden Hörner zitterten. »Aber hüte dich davor, deinen Machtanspruch zu groß werden zu lassen, sonst kann das, was du jetzt vorhast, zu einem Bumerang werden.«

»Bumerang ist gut.« Dr. Tod amüsierte sich köstlich.

»Denkst du noch an den Bumerang, mit dem Sinclair den Schwarzen Tod vernichtet hat?«

»Daran denke ich.«

»Sieh einmal an. Den habe ich nämlich.«

»Das weiß ich.«

»Dann weißt du sicherlich auch, daß ich dich damit töten kann, Teufelstochter.«

Asmodina grinste weiter. »Das glaube ich kaum, denn ich habe schon zu lange gelebt. Man kann mich nicht auslöschen. Ich bin die Königin im Jenseits. Du wirst es nicht schaffen, mich zu vernichten, ebensogut könntest du versuchen, den Teufel selbst auszulöschen. Auch das wird dir nicht gelingen, weil wir zu stark sind. Du überschätzt dich, Morasso. Und vergiß nie, wer dich überhaupt wieder erschaffen hat. Ich wollte, daß deine dreckige Seele in einen anderen Körper gelangt. Es hat sehr lange gedauert, bis mir der Spuk zustimmte, dann warst du, ein Mensch-Dämon entstanden. Noch ist Zeit genug, sich zu drehen, daran solltest du denken. Und du darfst unser gemeinsames Ziel nicht aus den Augen lassen. Wir haben es immer noch nicht geschafft, John Sinclair zu vernichten. Er lebt noch, allerdings befindet er sich in meiner Gefangenschaft ...«

Asmodina wollte weiterreden, wurde aber von Solo Morassos Lachen unterbrochen. »Das ist ein Bluff!« schrie Dr. Tod. »Wo steckt dein John Sinclair denn?«

»Irgendwo in der Schlucht.«

»Ist er tot?«

»Möglich!«

Wild schüttelte Dr. Tod den Kopf. »Auf deinen Bluff falle ich nicht herein. Ich gebe zu, daß du ihn mal hattest, aber jetzt nicht mehr. Dafür besitze ich etwas, das ihm gehörte.«

»Ich weiß, sein Kreuz.«

»Du bist gut informiert.«

»Sinclair hat es mir selbst gesagt.«

»Noch besser. Und dieses Kreuz wird mich schützen.«

Denn ich bin nun der Erbe des Lichts.« Morasso kicherte hohl und griff in seine rechte Jackentasche.

Die Mitglieder der Mordliga wußten, was nun folgte.

Langsam und genüßlich holte Dr. Tod das Kreuz hervor.

Er mußte diese Gelegenheit einfach auskosten, sie war für seine schwarze Seele der reinste Balsam.

Dann hielt er es in der Hand. »Schau hierher, Asmodina.

Schau auf dieses Kreuz! Es hat zahlreiche dämonische Leben vernichtet, und es wird auch deine Existenz zerstören. Und ich, ich allein, werde der Herrscher sein, denn mir wird man nachsagen ...«

»Rede nicht so dumm!« schrie Asmodina dagegen. Sie

öffnete ihre Faust. »Und was ist das?« schrie sie.

Dr. Tod zuckte nicht einmal zusammen, als er antwortete.

»Ein Nagel, mehr nicht.«

»Mit dem hast du dir selbst schon einmal den Tod geben müssen«, sagte Asmodina kalt. »Und diesmal werde ich es sein, der dafür sorgt, daß dich der Nagel tötet. Aber endgültig!«

Solo Morasso hob das Kreuz hoch. Er ließ sich nicht beirren. »Siehst du die Zeichen darin? Die Erzengel, auch deine Feinde, haben sie hinterlassen. Erinnere dich an den Anfang der Welt. Wer wurde in die Finsternis gestoßen? Luzifer, der Engel des Bösen. Und er steckt in Asmodis. Mit diesem Kreuz kann ich ihn ...«

Asmodina lachte so schallend auf, daß Dr. Tod seine Tirade unterbrach. »Was hast du?«

»Narr! Hirnverbrannter Narr! Was weißt du schon über die Hölle? Was weißt du über Luzifer oder Asmodis? Nichts, gar nichts, überhaupt nichts.«

Sie begleitete jedes Wort mit einer entsprechenden Armbewegung. »Du weißt ebensowenig etwas wie Sinclair, dieser Bastard!« Sie lachte glücksend. »Alles ist ein Irrtum.« Solo Morasso hatte genau zugehört. »Wieso?«

»Ich sage nichts.«

»Dann ist alles auf einem Irrtum aufgebaut?« höhnte er.

»Nein. Die Hölle hat schon ihre Gesetze, sie kennt die Regeln. Aber diejenigen, die sie erforschen wollen, sind einem Irrtum erlegen. Das ist es. Ich glaube kaum, daß es Menschen gibt, die einen genauen Durchblick haben. Der fehlt selbst mir. Die Hölle ist einfach zu kompliziert.«

»Du willst dich nur herausreden«, schnappte Solo Morasso. »Du hast Angst, das ist es.«

»Ich habe keine Angst. Ich denke aber an Sinclair. Er ist auch ohne sein Kreuz noch gefährlich, du darfst ihn nicht unterschätzen. Ich schlage dir vor, daß wir unseren Streit solange begraben und den Geisterjäger suchen. Denn er kann nicht verschwunden sein, das steht fest. Aus diesem Land kommt er nicht ohne meine Zustimmung heraus, oder er müßte sich verdammt viel einfallen lassen.«

Morasso lachte. »Mach mir hier keine Vorschläge, die aus deiner Angst geboren sind. Ich suche ihn allein, aber erst, wenn ich dich erledigt habe.«

»Du bist nicht zu belehren!« schrie die Teufelstochter.

»Sieh endlich ein, daß du Sinclair nur entgegenkommst, wenn wir beide uns vernichten. Das und nichts anderes hat er gewollt. Begreifst du das nicht?«

»Ich habe sein Kreuz«, erwiderte Dr. Tod. »Sinclair ist so schwach, daß ein Dämon der untersten Stufe ihn besiegen kann.«

Asmodina winkte ab. »Der Geisterjäger hat sich nicht nur auf sein Kreuz verlassen. Er besitzt auch andere Waffen.« »Was sind die im Vergleich zu seinem Kreuz? Er ist ein Nichts«

»Du bist nicht zu belehren«, erwiderte Asmodina, »wirklich nicht. Ich weiß nicht, wie ich dich davon abbringen soll, eine tödliche Dummheit zu begehen.«

»Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, erwiderte Solo Morasso. »Denke lieber an dich, denn du wirst es sein, die durch meine Waffen stirbt.«

Asmodina war zwar auf der Hut, sie wurde trotzdem überrascht, denn Solo Morasso schleuderte das Kreuz auf sie zu ...

Maddox wollte es nicht glauben, daß ich in dieser Dimension frei herumlief. Er blieb in seiner gebückten Haltung stehen und schüttelte den Kopf, wobei seine grauen Haare zitterten und flogen.

»Sinclair!« Es war ein Laut, den man kaum beschreiben konnte. Eine Mischung aus Heulen und Aufschluchzen. Wut, Haß, Enttäuschung - all das sprach aus diesem Wort. Ich zog den rechten Arm zurück. Die Waffe berührte ihn nicht mehr. »Du kannst dich aufrichten, Maddox, aber eine falsche Bewegung, und es ist um dich geschehen. Ich weiß, daß du Angst vor Silberkugeln hast. Die hätte ich an deiner Stelle auch.«

»Das schaffst du nie, Sinclair. Das schaffst du nie. Diesmal ist es anders. Nicht wie im Labyrinth, als du mit dem Schwert die Wände zerschlagen hast. Du bist zu einer falschen Zeit hier eingedrungen, denn du wirst zwischen die Mühlsteine der beiden Großen geraten und von ihnen zerrieben werden.«

»Du erlaubst, daß ich dabei noch ein Wörtchen mitreden darf, Dämonenrichter?«

»Unsinn.« Er schüttelte wieder den Kopf, richtete sich auf und drehte sich um, als er gemerkt hatte, daß ich nicht dagegen war.

Ich ging einen Schritt zurück, damit er auf Schußweite vor mir war.

Harmlos war Maddox auf keinen Fall. Er hatte sich vor einigen hundert Jahren einen Ruf als Richter gemacht, der weit über die Grenzen hinausging.

Maddox war ein Satan. Für ihn gab es kein Recht und Gesetz, er ging seine eigenen Wege und verlas die Urteile, wie sie ihm gerade einfieben.

Maddox sprach nur Folter- und Todesstrafen aus. Er schaute sich diese gräßlichen Szenen auch an, bis man ihn selbst zum Galgen führte. Maddox wurde aufgehängt.

Er kehrte zurück.

Der Spuk hatte inzwischen Gefallen an ihm gefunden und raubte seine Seele. Ich hatte mit dem zurückgekehrten Maddox meine liebe Last und Mühe gehabt und es leider nicht geschafft, ihn auszuschalten. Er konnte entkommen und hielt nun im Reich des Spuks seine grausamen Gerichtsverhandlungen.

Sein Aussehen hatte sich nicht verändert. Der Kopf war ziemlich groß. Das Haar weiß und strähnig. Die Augen böse. Sein Gesicht zeigte eine verwüstete Haut, die Hände hatten eine lange Form, die Finger waren knotig gewachsen. Kein schöner Anblick, dieser Dämonenrichter.

»Willst du mich töten?« fragte Maddox lauernd.

Ich hob die Schultern. »Möglich. Es kommt darauf an, wie du dich mir gegenüber benimmst.«

»Wir können nie Partner werden.«

»Das weiß ich selbst. Nur mußt du in die Mündung der Waffe blicken, nicht ich. Und ich denke nicht daran, mir die Butter noch einmal vom Brot nehmen zu lassen. Du wirst mich führen, Maddox.«

Da lachte er. Das Maul riß er auf. Glucksende Laute

drangen daraus hervor. Er schlug mit beiden Händen auf seine Schenkel und wollte sich nicht beruhigen.

»Was ist daran so komisch?«

»Alles ist komisch. Vor allen Dingen du, Geisterjäger.« Er lachte noch weiter. Schließlich brach es ab. »Du kannst es dir aussuchen, von wem du getötet werden willst. Wohin soll ich dich führen? Zu Solo Morasso? Der wartet nur darauf. Oder zu Asmodina? Auch sie würde sich freuen. Der Spuk ebenso. Alle drei, die ich dir eben aufgezählt habe, sind dir überlegen, Sinclair. Du steckst in einer verdammt miesen Lage, das will ich dir sagen.«

Ich nickte. »Gern gebe ich zu, daß ich mich schon besser gefühlt habe, Maddox, aber ich befand mich schon in schlimmeren Situationen. Noch ist nichts entschieden.«

»Nein, noch nicht.«

»Dann geh endlich.«

»Wohin willst du genau?«

»Zu deinen Freunden!«

Er lachte wieder. »Aber gern. Ich werde dich zu Dr. Tod und Asmodina bringen. Auch ich bin gespannt, wer von den beiden noch lebt, denn sie wollen hier ihren großen Kampf austragen. Morasso will Asmodina vernichten. Ich bin gespannt, ob er es schafft. Die Waffen dazu besitzt er. Das Kreuz, dein Kreuz, Sinclair, den Bumerang, der einmal dir gehört hat, und auch den Würfel des Unheils. Was willst du dagegen ausrichten?«

Eine berechtigte Frage. Die Antwort wußte ich selbst nicht. Nein, Freunde, ich wußte wirklich nicht, wie ich mich aus dieser Affäre ziehen konnte, aber ich mußte es wagen. Es hatte keinen Zweck, sich zu verstecken. Irgendwann wäre es zu einer Entscheidung gekommen. Oder sollte ich für immer in einer fremden Dimension verschollen bleiben?

»Geh!«

Und er ging, nachdem er sich umgedreht hatte. Seine Schritte waren schleppend, er hatte es nicht eilig, und er

brabbelte Worte vor sich hin, die ich nicht verstand. Der Nebel wurde dichter. Hatte er zuvor nur als lange Fahnen über der Vulkanerde gehangen, so wurden aus den Fahnen regelrechte Wolken, die zu leben schienen, denn mich erreichten ferne Stimmen.

Ich konnte leider nicht verstehen, was sie sagten oder mir sagen wollten, doch die Umgebung war erfüllt von einem geheimnisvollen Wispern und Raunen.

Manchmal glaubte ich, Namen zu verstehen. »Morasso - Asmodina - der Spuk - Kampf ...«

Waren sie schon dabei?

Maddox schlurfte weiter. Unter unseren Füßen befand sich noch immer schwarzer, poröser Vulkanboden. Wo das schwache Licht herkam, wußte ich nicht. Es war einfach da, und es schuf einen Dämmerzustand, der es mir ermöglichte, Konturen zu erkennen.

Geheimnisvoll war das Licht. Mal warf es Schatten, ein paar Schritte weiter nicht.

Einmal hatte es einen hellgrauen Ton, dann wurde es richtig dunkel. Fast schwarz. Wo gab es schwarzes Licht? Nur in diesen unheilvollen Dimensionen.

Maddox und ich sprachen nicht. Ich achtete nur darauf, daß er keine dumme Bewegung machte, und ich schaute mich auch des öfteren um, ob nicht irgendwo das Verhängnis lauerte, denn einer aus der Dunkelheit geschleuderten Lanze konnte ich kaum entgehen.

Bisher ließ man uns in Ruhe.

Es war eine tückische Stille. Mir war bekannt, daß das Verhängnis lauerte. Es hatte uns eingekreist, dies spürte ich genau. Im Laufe der Zeit hatte ich dafür eine Antenne, meine Nerven reagierten wie Seismographen, die ein Erdbeben anzeigen.

Da war etwas ...

Plötzlich hatte ich das Gefühl, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden, und ich fragte mich, ob ich es jemals

schaffen würde, Dr. Tod oder Asmodina zu erreichen. Maddox schien nichts zu merken. Und wenn, dann würde er mir sicherlich nichts sagen. Nach wie vor trottete er mit gesenktem Kopf vor mir her und traf keinerlei Anstalten, sich aus dieser Lage zu befreien. Mir war er einfach zu folgsam.

»Wann sind wir da?« sprach ich ihn an.

»Es dauert nicht mehr lange!« lautete die dumpfe Antwort. »Der Nebel wird dichter, ein Zeichen, daß wir unser Ziel bald erreicht haben.«

»Welches Ziel?«

»War es dir nicht egal?«

Da merkte ich, daß er mich reinlegen wollte. Mit zwei Schritten stand ich dicht hinter ihm, streckte den rechten Arm aus und drückte ihm die Mündung gegen den Kopf. Der Dämonenrichter blieb sofort stehen. Angst hatte er doch. »Was ist?« fragte er.

»Ich habe das Gefühl, daß du mich hintergehen willst! Aber komme mir nicht mit so etwas. Ich will endlich wissen, wo meine Gegner stecken.«

»Ich führe dich zu ihnen.«

»Das glaube ich dir eben nicht, Maddox. Du kennst dich hier aus. Ich nicht. Du kannst mich ...«

Das gefährliche Sirren war ein Geräusch, das ich fürchtete. Es kam aus dem Nebel. Ich duckte mich unwillkürlich, kreisalte mit der Beretta im Anschlag herum und sah, wie ein Pfeil dicht vor meinen Füßen gegen den Boden prallte. Steif blieb ich stehen.

Mindestens ein Dutzend Todesengel lösten sich aus den Nebelschleiern. Sie hielten ihre Bögen schußbereit, die Pfeile zeigten auf uns. Eine Chance hatten wir nicht, denn die Todesengel hatten uns eingekreist ...

Plötzlich schlug mein Herz bis hoch *zum* Hals. Ich überlegte fieberhaft und dachte darüber nach, wie viele von ihnen ich noch mitnehmen konnte, bevor mich einer der Pfeile tötete.

Drei, vier?

Mehr bestimmt nicht, denn die Todesengel waren Meister in der Handhabung ihrer Waffen.

Auch Maddox hatte bemerkt, was geschehen war. Er wandte mir jetzt nicht mehr den Rücken zu, sondern stand neben mir und starrte den Todesengeln entgegen.

Asmodina hatte nicht ihre gesamte Streitmacht verloren. Es waren noch einige übriggeblieben. Die hatten sich der neuen Situation gut angepaßt.

»Jetzt sind wir wohl beide dran!« sagte Maddox, aber er lachte trotzdem.

»Auch dich können die Pfeile töten?«

»Sicher, aber der Spuk würde mich schrecklich rächen.

Glaub mir, Sinclair.«

Eine Antwort erhielt Maddox trotzdem nicht von mir. Die neuen Gegner interessierten mich viel mehr. Es war wirklich eine seltsame Situation. Maddox und ich waren Feinde. In diesem Fall jedoch wurden wir von einem dritten Gegner bedroht, der unser gemeinsamer Feind war. Wie sollten wir uns verhalten?

Mich wunderte es nur, daß die Todesengel noch nicht geschossen hatten. Sie standen da wie Statuen und musterten uns starr.

Wieviel Zeit verging, konnte ich nicht sagen. Auch ich rührte mich nicht, hatte den rechten Arm allerdings nicht sinken lassen und war bereit, sofort zurückzufeuern, sollte sich irgend etwas ereignen, was meinen Tod zur Folge haben könnte.

»Anscheinend haben sie Angst«, zischte der Dämonenrichter und kicherte hohl.

Nein, Angst hatten sie nicht. Die brauchten sie gar nicht zu

haben. Sie befanden sich schließlich in der Überzahl. Und sie taten auch etwas. Allerdings schossen sie nicht. Einer der Todesengel, er war sogar der größte von ihnen, löste sich aus dem Kreis. Dabei ließ er den Bogen sinken und kam geradewegs auf mich zu.

Früher hatte man eine weiße Fahne gezeigt, wenn man verhandeln wollte, hier war es anders. Mit dem Senken der Waffe bewies der Todesengel, daß er verhandeln wollte. Wirklich verhandeln?

Das konnte ich mir nicht vorstellen. So etwas hatte es noch nie gegeben. Aber wußte ich, was inzwischen alles geschehen war?

Hatten sich Dr. Tod und Asmodina schon gegenseitig zerstört, oder war einer von ihnen Sieger geblieben?

Meine innere Spannung stieg. Jetzt war die Angst verflogen, ich wollte nur wissen, was mir das Wesen zu berichten hatte. Als Zeichen meiner friedlichen Absicht ließ ich den Arm mit der Waffe sinken. Der Todesengel schien es überhaupt nicht zu bemerken.

Ein paar Sekunden vergingen. Wir schauten uns gegenseitig prüfend ins Gesicht, als suchte der eine Falschheit bei dem anderen.

Auch Maddox sagte kein Wort. Er hatte wohl begriffen, daß es besser für ihn war, zu schweigen.

»John Sinclair«, sagte die rothaarige Person mit den Flügeln auf dem Rücken. »Du hast es also geschafft und bist dem heimtückischen Überfall entkommen.«

»Wie du siehst.«

»Es war Glück, denn viele von uns sind unter den Lanzen der Echsenköpfigen vernichtet worden. Wir haben sehr große Verluste erlitten.«

Ich hob den linken Arm und deutete in die Runde. »Ist das der Rest von euch?«

»Ja.«

Mein Grinsen fiel schief aus. »Ist nicht eben das Wahre,«

erwiderte ich. »Ihr seid voll in die Falle gelaufen, das hätte ich wirklich nicht gedacht.«

»Wir wußten nicht, daß sich der Spuk und Solo Morasso verbündet haben. Die beiden legten uns herein.«

»Und nun?«

»Du willst doch auch, daß Solo Morasso vernichtet wird.«

»Ja, das stimmt.« Ich lächelte etwas süffisant. »Ich will aber auch, daß Asmodina nicht mehr am Leben bleibt.«

»Wer stellt denn eine größere Gefahr für dich dar?«

»Beide.«

»Nein, die Gefahr ist nicht gleich, Geisterjäger. Dr. Tods Machthunger kennt keine Grenzen, er ist unersättlich.«

»Ist Asmodina das nicht auch?«

»Sie ist die Herrscherin. Das darfst du nicht vergessen.

Asmodina gehören die Reiche, die Dr. Tod in seinen Besitz bringen will.«

»Und doch hatte sie Feinde.«

»Da gebe ich dir recht. Es gibt alte Dämonen, die sie vom Thron stürzen wollen. Dazu gehören auch AEBA oder die Großen Alten. Viele wollen sie vernichten.«

»Und warum haben sie es bisher nicht getan?«

»Weil sie genau wissen, daß auch sie Verluste erleiden würden. Deshalb. Außerdem ist ihnen bekannt, wie sehr Dr. Tod die Teufelstochter haßt. Sie wollen abwarten, wie der Kampf ausgeht.«

»Um Asmodina steht es nicht gut«, sagte ich. »Wie mir scheint, habt ihr wenig Vertrauen zu ihr.«

»Die anderen haben sich verbündet. Damit rechneten wir nicht.«

»Und jetzt sucht ihr euch auch Verbündete.«

»So ist es.«

»Soll ich derjenige sein?«

»Genau.«

Ich lachte. »Was kann ich tun? Ich bin waffenlos. Oder so gut wie waffenlos. Man hat mir das Kreuz abgenommen,

den magischen Bumerang besitzt Solo Morasso schon lange. Gegen Dr. Tod komme ich mit meiner Beretta und mit dem Dolch wirklich nicht an.«

»Wir sind auch noch da.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Ich brauche nur daran zu denken, wie ihr in die Falle gelaufen seid. Nein, das ist nicht drin. Euch als Helfer kann man vergessen. Die Diener des Spuks töten euch, sowie ihr auftaucht. Deshalb denke ich gar nicht daran, mich auf eure Seite zu stellen.«

»Und das hast du ernst gemeint?« fragte der Todesengel.

»Selbstverständlich.«

»Dann kann ich für dich nichts mehr tun. Oder willst du im Ernst behaupten, daß du noch eine Chance hast?«

Da hatte dieses Wesen wirklich einen wunden Punkt getroffen. Ich brauchte nur in die Runde zu blicken, dann sah ich, daß meine Chance auf dem Nullpunkt lag.

»Du scheinst einsichtig zu sein«, sagte mein Gegenüber.

Maddox prustete los. »Wie sagt man noch, Geisterjäger?

Vom Regen in die Traufe geraten.«

Das war ich tatsächlich. Ich saß in der Tat in einer Zwickmühle.

»Ich gebe dir Zeit, dich zu entscheiden«, sagte der Todesengel. »Aber nicht lange.«

Verdammtd, was sollte ich tun? Wenn ich mich weigerte, würden mich die Todesengel erschießen. Da waren sie eiskalt, da kannten sie kein Pardon. Sie hatten mich wirklich in eine aussichtslose Position gebracht. Und Maddox, der Dämonenrichter, hatte seine diebische Freude. Er kicherte und glückste, denn er wußte, daß mir im Prinzip nichts anderes übrigblieb, wenn ich überleben wollte.

»Hast du dich entschieden?« Der Todesengel stellte die Frage. Seine Stimme klang flach, emotionslos.

Ich blickte in die Runde.

Die anderen rothaarigen Wesen hatten ihre Bögen halb erhoben. Sie lagen waagerecht, die Pfeile zielten auf mich,

die Sehnen waren gespannt. Wenn sie losgelassen würden, fanden die Pfeile mit tödlicher Präzision ihr Ziel.

Ich hob die Schultern. Eine bezeichnende Geste, die auch der Dämonenrichter bemerkt hatte.

»Sinclair kuscht«, sagte er.

Da explodierte etwas in mir. Schon die gesamte Zeit über war mir dieser Widerling mit seinen dreckigen Bemerkungen auf den Geist gefallen. Ich hatte einiges hinter mich gebracht, meine Wut kochte über, und der Hieb mit dem Handrücken kam so plötzlich, daß Maddox davon überrascht wurde.

Ich hörte noch das Klatschen, dann war der Dämonenrichter verschwunden. Er lag am Boden und brachte kein Wort hervor, so konsterniert war er.

Ich schaute auf ihn hinab. Er drehte sich zur Seite und stand langsam auf.

»Beim nächstenmal schieße ich!« warnte ich ihn.

Da schwieg er.

Fragend wandte ich mich an die Todesengel. »Mir bleibt keine andere Wahl. Was habt ihr vor?«

»Wir werden dich auf dem schnellsten Wege zu ihnen bringen«, erklärte mir das Wesen.

»Das wollte Maddox auch.«

»Auf uns kannst du dich verlassen«, erhielt ich zur Antwort.

»Gut. Und dann?«

»Wirst du dich nicht gegen Asmodina, sondern gegen die anderen stellen.«

»Und wenn nicht?«

»Wird dein Rücken mit Pfeilen gespickt. Denke immer daran, wir bleiben in der Nähe.«

Das war deutlich genug. Ich hatte auch nichts anderes erwartet und nickte. »Und was geschieht mit ihm?« Dabei deutete ich auf den Dämonenrichter.

»Er wird mitgenommen. So eine Geisel gibt es nicht

alle Tage!«

Maddox stieß einen Knurrlaut aus. Er war wütend. Die Sache hier gefiel ihm nicht. Seine Blicke wieselten in die Runde. Einen Ausweg fand er nicht. Er starrte nur auf die Bögen und die dazugehörigen Pfeile.

Dann begann er zu keifen. »Der Spuk wird mich rächen, das schwöre ich euch! Er wird euch vernichten, ihr habt keine Chance, glaubt mir. Er ist viel stärker, und er befehligt Legionen von Echsenköpfigen, die sich auf meine Seite stellen und nur darauf warten, euch endgültig zu töten. Glaubt mir! Kehrt um, noch ist Zeit! Tötet Sinc...«

Zwei Todesengel schossen. Die beiden Pfeile zischten so nahe an Maddox' Kopf vorbei, daß sie seine Haare berührten ...

Da schwieg der Dämonenrichter. Diese Aktion hatte ihm gezeigt, was die anderen von seinem Vorschlag hielten. Die beiden abgeschossenen Pfeile wurden sofort durch zwei andere ersetzt.

»Wie weit müssen wir laufen?« wollte ich wissen.

»Überhaupt nicht laufen«, erwiderte der Sprecher der Todesengel. »Wir nehmen dich mit.«

Das Spiel kannte ich. Vier Todesengel bewegten ihre dunklen Flügel. Dicht über dem Boden schwebten sie auf mich zu.

Ich steckte die Waffe weg.

Im nächsten Augenblick wurde ich gepackt und hochgezerrt. Wieder einmal befand ich mich in den Klauen meiner Gegner. Und Feinde blieben sie, obwohl wir eine Allianz geschlossen hatten.

Auch Maddox wurde gepackt. Um ihn kümmerten sich ebenfalls vier dieser Wesen. Sie rissen ihn hoch, während die restlichen vier unseren Weg begleiten und die Flanken absichern würden.

An das seltsame Gefühl, vom Boden abgehoben zu werden, hatte ich mich gewöhnt. Mir machte es nichts mehr aus,

wenn ich durch die Luft gezerrt wurde. Auch das Rauschen der Flügel kannte ich. Es war die richtige Begleitmusik. Die Todesengel würden mich nicht reinlegen, wie Maddox es wahrscheinlich versucht hatte. Mit ihnen flog ich zu dem Platz, wo die Entscheidung stattfinden sollte. Ich war gespannt und hatte gleichzeitig Angst ...

Solo Morasso hatte das Kreuz mit großer Wucht geschleudert. Er wollte treffen und schwächen. Gleichzeitig fingerte er mit seiner rechten Hand nach dem Bumerang, aber er hatte die Teufelstochter unterschätzt. Vor allen Dingen deren Reaktion.

Asmodina wußte genau, wie gefährlich ihr das Kreuz werden konnte. Deshalb tauchte sie zur Seite und entging mit einem blitzschnellen Sidestep dem heranfliegenden Kreuz. Es wischte an ihr vorbei und fiel zu Boden, wo es durch die Aufprallwucht noch einmal hochsprang und dann liegenblieb. »Verfehlt!« lachte die Teufelstochter und schaute auf das silberne Kruzifix.

Fast harmlos sah es aus. Allerdings waren die Umrisse ein wenig verschwommen. Folge des matten Glanzes, der das Kreuz umgab. Und weiterhin ein Zeichen dafür, daß es aktiviert worden war. Allerdings nicht durch seinen Besitzer, den Geisterjäger, sondern durch die Atmosphäre an sich. Es reagierte auf das Böse. Es stufte diese geheimnisvolle Dimension als Feind ein, und manchmal blitzte es innerhalb der Aura auf, als würden kleine Explosionen stattfinden. »Freu dich nicht zu früh«, sagte Morasso. »Noch habe ich andere Waffen!«

»Wenn du damit ebenso gut umgehen kannst, dann bitte«, erwiderte die Teufelstochter voller Spott.

»Besser, Asmodina, besser. Dies hier war nur ein Test.«

»Der dir bewiesen hat, daß der Besitz des Kreuzes allein nicht reicht. Man muß schon John Sinclair heißen, um damit

umgehen zu können. Oder liege ich da falsch?« Morassos Gesicht verzerrte sich vor Wut. »Du liegst immer falsch, Asmodina. Du hast schon immer falsch gelegen und du wirst es auch weiter bis zu deiner Vernichtung. Ich werde mir das Kreuz holen, du kannst nichts daran ändern.«

»Versuche es.«

»Das werde ich!«

Solo Morasso hatte nicht umsonst die Mordliga mitgebracht. Sie sollte ihm Schutz und Rückendeckung geben. Er hatte auch seinen Plan geändert. Ihn ärgerte es ungemein, daß das von ihm geschleuderte Kreuz sein Ziel verfehlt hatte, weil er den Bumerang noch hinterherwerfen wollte, um Asmodina zu köpfen. Das war nicht gelungen, jetzt mußte er sich etwas anderes einfallen lassen.

Xorron und Vampiro-del-mar sollten ihn decken. Das befahl er den beiden, während Lupina, Lady X und Mondo hinter ihm blieben. »Gebt acht, daß uns die Todesengel nicht anfallen«, sagte er und schaute wieder Asmodina an.

Die hatte sich nicht bewegt. Sie lächelte nur, aber in ihren Augen glühte der Tod. Dr. Tod spürte die Haßwelle, die Asmodina ihm entgegenschleuderte, es war wie eine Warnung, nur fruchtete sie bei ihm nicht, er hatte sich ein Ziel gesetzt und wollte es erreichen.

Da bebte plötzlich die Erde.

Tief im Schoß dieses unheimlichen Vulkanbodens begann es. Ein Zittern lief durch das Gestein, pflanzte sich schnell fort und erreichte die Oberfläche, so daß die Erde plötzlich schwankte. Erste Risse erschienen, und auch Löcher taten sich auf.

Nur dort, wo das Kreuz lag, geschah nichts.

Aber Asmodinas Stimme ertönte. »Wenn du mich vernichten willst, Solo Morasso, wirst du gegen die Kräfte der Hölle ankämpfen müssen, und die sind stärker. Sieh her!«

Abermals rollte und donnerte es unter der Erde. Als

würden gewaltige Kräfte von unten dagegendrücken, brach an verschiedenen Stellen der Boden so weit auf, daß hohe Flammen und glühende Lavasäulen hervorstießen.

Ein Schrei!

Gellend, markerschütternd.

Marvin Mondo hatte ihn ausgestoßen. Er war der einzige normale Mensch in dieser gewaltigen Auseinandersetzung. Und genau neben ihm brach der Boden auseinander.

Nicht nur eine Spalte entstand, in die Marvin hineinrutschte, sondern der glühende Lavastrom schoß als Spirale daraus hervor. So gewaltig, daß selbst Lupina und Lady X zur Seite sprangen.

Mondo schaffte es nicht mehr. Sein Fuß verhakte sich im Boden. Er wollte ihn aus dem Spalt ziehen, warf sich dabei zur Seite, verlor seinen Schuh, weil er zu fest daran riß, und konnte dem Verhängnis doch nicht entgehen.

Als der Lavastrom zurückfiel, da erwischte es ihn. Die glühende rote Masse klatschte auf seinen Körper und überdeckte ihn wie mit einem Schleim.

»Aaahhhh ...!«

Unmenschlich gellte der Schrei. In höchster Todesangst und Panik geboren, schüttelte sich Mondo, während er weiterschrie und nicht die Kraft hatte, noch etwas für seine Rettung zu unternehmen.

Die glühende Lava lag fest auf seinem Körper und verwandelte ihn in eine Mumie.

Mondo sank zusammen. Der Schrei war längst verstummt. Steif kippte er zu Boden, ein verbranntes Etwas, das einmal zur Mordliga gehört hatte und Erfinder der tödlichen Zombie-Roboter gewesen war.

Jetzt gab es ihn nicht mehr.

Die glühende Lava hatte Mondo getötet. Wenn sie erkaltet war, würde er in dem Vulkangestein liegen wie eine Seidenraupe in ihrem Kokon. Durch seinen Tod hatte Solo Morasso die erste Niederlage erlitten.

Alle hatten gesehen, was mit Mondo geschehen war. Auch die Teufelstochter.

Sie lachte. Ja, sie lachte gellend, konnte ihren großen Triumph einfach nicht verbergen.

Als das Lachen verebbte, rief sie: »Das war Nummer eins, Solo Morasso. Ich werde deine Vasallen nacheinander vernichten.« Abermals brach an einigen Stellen die Erde auf, so daß menschenhohe Lavasäulen aus dem Boden schossen.

»Wer will als nächster an die Reihe kommen? Los, meldet euch. Ihr geht doch für ihn durchs Feuer ...«

Wieder das Lachen.

In Dr. Tod tobte eine Hölle. Zwischen ihm und Asmodina befanden sich die mörderischen Geysire, über die er keine Gewalt hatte. Er sah, daß sich die Waage zu Asmodinas Seite neigte. Mondos Tod hatte er mit Entsetzen miterleben müssen. Es tat ihm nicht um die Person leid, sondern darum, was er alles noch hätte leisten können.

An Aufgabe dachte er trotzdem nicht.

»Versuche es doch mal mit Xorron!« brüllte er Asmodina zu und stieß den Herrn der Untoten und Ghouls an. »Los, geh durch das Feuer! Zeige ihr, daß wir mächtiger sind!« Xorron ging.

Trotz seiner Stärke und Macht war er nur ein Werkzeug in den Händen eines Solo Morasso. Ihm fehlte das Gehirn, um solche Entscheidungen zu treffen, wie es Dr. Tod tat.

Deshalb war und würde er nur immer ein ausführendes Organ bleiben und nie an die Spitze gelangen.

Breit fauchte die Lavasäule vor ihm auf. Sie fächerte oben auseinander und bildete einen Kelch, bevor die Säule wieder ineinanderfiel, wobei dicke Tropfen wegklatschten und sich nach zahlreichen Seiten verteilten.

Die Spalte bereitete Xorron keine Mühe. Er konnte sie mit einem Schritt hinter sich lassen.

Dann ging es in den kochenden Lavastrom. Das aus dem Innern dringende glutheiße Gestein überspülte ihn und

deckte ihn dabei zu wie ein Mantel.

In der nächsten Sekunde war Xorron nur noch eine rot glühende Figur, ein Schlamm- und Feuerwesen zur selben Zeit, doch es wurde nicht von der heißen Lava zerstört.

Xorron blieb lebendig.

Und er ging weiter.

Ein Schritt brachte ihn aus dem unmittelbaren Bereich der Lavasäule. Er trat wieder auf normalen Boden, und ein jeder konnte sehen, wie die dicke, zähe, rote Flüssigkeit an seinem Körper hinabrann. Sie lief in breiten Bahnen, berührte den Vulkanboden, verteilte sich dort, so daß Pfützen entstanden, die im Laufe der Zeit erkalten und dann so aussehen würden wie der normale Untergrund.

Dem Herrn der Zombies war nichts passiert! Seine Haut hatte auch der glühenden Lava widerstanden.

Diesmal lachte Solo Morasso. »Na, Teufelstochter?

Wolltest du ihn nicht verbrennen?«

»Ich kriege euch noch!« erklang die Stimme, und wiederum schossen drei Lavasäulen aus dem Boden, genau dort, wo sich die Mitglieder der Mordliga aufhielten.

Die sprangen zurück.

Gegen Feuer waren auch Lady X, Lupina oder Vampiro-del-mar nicht gefeit. Es war die Waffe, die sie am meisten haßten. Dr. Tod erging es ebenso. Wenn er in die Flammen geriet, würde sein Körper verbrennen oder zerschmelzen.

Asmodina befand sich durch diesen von ihr eingesetzten Trick auf der Siegerstraße.

»Nun?« brüllte sie. »Hast du immer noch so ein großes Maul, Solo Morasso?«

»Zur Hölle mit dir!« keifte Dr. Tod. Er mußte zurück wie auch die übrigen Mitglieder der Mordliga.

Denn hinter ihnen befand sich noch keine Feuersäule.

Sicher würde die Erde auch dort aufbrechen.

Xorron machte den Rückzug mit. Er ging durch die Lavaströme, als wären sie überhaupt nicht vorhanden.

Das war natürlich Wasser auf Asmodinas Mühle. So genau und nicht anders hatte sie es haben wollen. Sie wollte diesen größtenwahnsinnigen Zwerg vernichten. In ihren Augen war er nur ein Zwerg, der es tatsächlich wagte, sich mit der Hölle anzulegen.

»Gib nur acht!« schrie sie. »Gleich werden auch die Lavaströme hinter euch hochschießen. Dann seid ihr eingekesselt und werdet elendig verbrennen. Nicht ich verliere, sondern ihr!«

Dr. Tod wußte, was auf dem Spiel stand. Fieberhaft sann er nach einem Ausweg. Seine Waffen konnte er vergessen. Was nutzte ihm der Bumerang, wenn er kein Ziel sah, weil es von den Lavasäulen verdeckt wurde?

Auch an das Kreuz kam er nicht heran. Und ob Xorron, der einzige, dem die Flammen nichts ausmachten, es aufheben konnte, war noch die große Frage. Dieses Risiko wollte er nicht eingehen.

Aber wie sollte er sich dann verteidigen?

Selbst Morasso schrie auf, als dicht neben ihm der Boden zerplatzte und eine Feuersäule nach oben schoß. In der Tiefe hatte sie gelauert, nun schuf sie sich freie Bahn.

Fast hätte es noch Vampiro-del-mar erwischt. Nur ein rascher Sprung brachte ihn aus dem Gefahrenbereich.

»Was sollen wir tun?« Lady X schrie kreischend. Als Vampirin hatte sie ebenfalls vor dem Feuer einen sagenhaften Horror. Die heiße Flüssigkeit würde sich über sie ergießen und sie verbrennen.

»Ich weiß es nicht!« knirschte Morasso. »Verdammtd, ich weiß es wirklich nicht!«

Zum erstenmal erlebten die Mitglieder der Mordliga ihren Chef ratlos. Der sonst so souveräne Dr. Tod war in arge Bedrängnis geraten. Er sah seinen großen Plan fallen.

Asmodina wollte er besiegen, nun drehte sie den Spieß um. Würde sie es schaffen?

Alle Anzeichen sprachen dafür. Dr. Tod sah im Moment

keinen Ausweg mehr, und auch Xorron, der soeben vor ihm aus einer Lavasäule erschien, brachte nichts. Er konnte zwar viel, aber es würde ihm nie gelingen, die flüssige Glut zu stoppen.

Solo Morasso, der sich großspurig Dr. Tod nannte, sah kaum noch eine Chance.

Er hatte seinen Meister gefunden!

Wir merkten es nicht, wir hörten es nur.

Ein fernes Grollen und Donnern erschütterte plötzlich das Land. Leider flogen wir zu hoch, so daß ich den Boden nicht erkennen konnte.

Aber irgend etwas war im Gange. Der Kampf näherte sich mit Macht, wenn er nicht schon längst entbrannt war.

»Asmodina wird ihn vernichten!« hörte ich die Stimme des Wesens, das mit mir verhandelt hatte. »Sie wird ihn zerstören, er hat keine Chance!«

Ich wunderte mich, welch großes Vertrauen die Todesengel in Asmodina setzten. Ich nicht, denn ich hatte die Mordliga schon mehrere Male in Aktion erlebt. Sie war verdammt gefährlich ...

Wir flogen tiefer. Anscheinend wußten meine dämonischen Begleiterinnen auch nicht genau, was geschehen war, denn sie wollten sich informieren.

Zwei von ihnen flogen uns voraus. Sie wirkten wie lebende Pfeile, als sie dem rauen Untergrund entgegenstachen. Ich hatte sie im Dämmer kaum aus den Augen verloren, als unter uns abermals ein gewaltiges Grollen erklang, und einen Herzschlag später sahen wir zahlreiche Feuer.

Sie leuchteten überall. Kleine Brandherde. Unregelmäßig hoch, in verschiedenen Abständen aufflackernd. Nur - das war kein echtes Feuer. Ich sah nicht, daß sich die Flammen bewegten oder tanzten, da unten existierten rotglühende Säulen, wie ich sie tausendfach größer von Vulkanaus-

brüchen her kannte.

»Asmodina!« Grell stachen mir die Stimmen der Todesengel in den Ohren. »Asmodinas Höllenfeuer!« Sollte die Teufelstochter es tatsächlich geschafft haben, Solo Morasso zu besiegen? Und dies, obwohl er den Bumerang und mein Kreuz bei sich trug?

Das wäre wirklich eine Überraschung gewesen, falls dies eintreffen sollte.

Auch Maddox hatte die Worte gehört. »Asmodina hat noch nicht gewonnen!« brüllte er dagegen. »Noch nicht!« Er flog rechts neben mir. Ich sah, wie er sich aus den Griffen der Todesengel lösen wollte. Obwohl er seine Arme und Beine bewegte, ließen die Wesen nicht los. Bis der Befehl erklang.

»Weg mit ihm!«

Der Anführer der Engel hatte gesprochen.

Die vier ließen los.

Maddox schrie, als er in die Tiefe fiel. Vielleicht für eine Sekunde sah ich ihn noch. Er hatte Arme und Beine ausgestreckt. Der Widerschein des Feuers traf seinen Körper und ließ ihn klar und deutlich erscheinen wie einen Scherenschnitt. Dann verschluckte ihn der dicke Qualm, der über den Lavasäulen lag.

Wie er aufprallte und ob er dabei verbrannt worden war, konnte ich aus meiner Position nicht erkennen. Es interessierte mich nicht sonderlich, denn ich hatte andere Sorgen. Hoffentlich widerfuhr mir nicht das gleiche Schicksal wie dem Dämonenrichter. Asmodina schien sich auf dem Vormarsch zu befinden, sie würde, wenn alles glattging, die große Siegerin sein. Was brauchten sich die Todesengel dann noch mit mir abzuschleppen?

Wir flogen noch tiefer.

Es wurde heißer, weil wir bereits die Ausläufer der abgestrahlten Hitze erreichten. Roter Schein leuchtete auf unseren Gesichtern. Der dichte Rauch raubte mir den Atem. Nur

wenn er von den wirbelnden Flügeln durcheinandergequirlt wurde, konnte ich normal Luft holen. Das geschah leider zu selten.

Als ich wieder einmal freie Sicht hatte und nach rechts blickte, loderten dort drei neue Lavasäulen auf. Sie sprangen buchstäblich aus dem alten Vulkanboden, und ich erkannte plötzlich die sich zurückziehenden Gestalten.

Solo Morasso, Lupina, Lady X und Vampiro-del-mar.

Tokata und Marvin Mondo waren nicht zu sehen. Xorron ebenfalls nicht. Ihn entdeckte ich allerdings nicht weit von Asmodina entfernt, die inmitten der Lavahölle stand, ihre Arme hochgerissen hatte und so einen großen Triumph erlebte.

Xorron spazierte durch die Lavasäulen, als wären sie überhaupt nicht vorhanden. Sein Körper war geschützt, die helle Haut zeigte sich widerstandsfähig.

Dr. Tod und die anderen waren eingeschlossen. Sie saßen in der Falle. Unwahrscheinlich. Das hatte ich noch nie so deutlich gesehen. Sie hatten Asmodina unterschätzt.

Wieder einmal ...

»Sie verbrennen!« schrien die Todesengel über mir. »Sie werden verbrennen!«

Jubelschreie. Ich merkte, wie sie die Griffe lockerten.

Zudem wurde es dunkler, weil wir über die meisten Säulen hinweggeflogen waren und uns jetzt in Asmodinas Rücken befanden.

Ich dachte wieder an Maddox. Ihn hatten sie einfach hinuntergeschleudert. Mir sollte das gleiche nicht passieren. Ich wollte nicht in den Flammen verbrennen.

Mit einem heftigen Ruck riß ich den rechten Arm los.

Sofort holte ich meine Beretta hervor und kippte dabei nach rechts weg, weil ich nur noch an einem Arm und den beiden Beinen festgehalten wurde. Eine verdammt miese Lage, doch durch meine Aktion hatte ich einen Vorteil herausgeschunden.

Wir waren tiefer gesackt und fielen noch, weil die Todesengel erst nachgreifen mußten.

Mit einem Schuß machte ich ihnen einen Strich durch die Rechnung. Mir war es jetzt egal, was geschah, ich wollte nur weg aus dieser aussichtslosen Lage.

Die Kugel zerstörte ein Gesicht. Der Todesengel wurde noch einmal in die Höhe gedrückt und fiel danach wie ein Stein nach unten.

Die beiden, die mich noch festhielten, waren von meiner letzten Aktion so überrascht worden, daß sie gar nicht mehr an ihre eigentliche Aufgabe dachten.

Ich konnte mich befreien.

Wie hoch war der Abstand?

Acht Yards? Oder nur fünf?

Ich fiel.

Dabei schrie ich, denn der Boden kam rasend schnell auf mich zu. In den Sekundenbruchteilen des Falls rechnete ich außerdem damit, durch Pfeile getroffen zu werden und ...

Der Aufschlag.

Meine Gedankenkette wurde brutal zerrissen. Jetzt hatte ich nur noch Angst, mit gebrochenen Knochen liegenzubleiben. Zum Glück fiel ich nicht auf den Kopf und auch nicht auf den Rücken. Mit den Füßen kam ich zuerst auf. Die Flug- und Fliehkraft schleuderte mich weit nach vorn, so daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte und mich überschlug.

Das Gestein war heiß.

Es kam mir vor wie zahlreiche kleine Messer, die meine Kleidung aufschlitzten, in die Haut bissen und Wunden hinterließen.

Ich überrollte mich, hörte Schreie, etwas zischte neben mir zu Boden, meine Schulter bekam einen Schlag, mein Knie ebenfalls, und auch durch die Haare fuhr ein Gegenstand, der dicht vor mir auf das Gestein klirrte.

Ein Pfeil.

Auch andere Pfeile waren abgeschossen worden, hatten mich jedoch verfehlt.

Endlich kam ich zur Ruhe.

Ausruhen? Nein, das war nicht drin. Ich schnellte sofort zur Seite, schaute dorthin, wo Asmodina stand, und sah, wie die Lavasäulen ineinandersanken.

In diesen Augenblicken saß ich wie auf dem Präsentierteller, und vielleicht hätten mich die Pfeile auch durchbohrt, wenn Asmodina nicht ihre Dienerinnen zusammengerufen hätte.

Die Lage hatte sich urplötzlich verändert. Wodurch und wieso, das wußte ich nicht, dafür sah ich etwas anderes, das in meiner Nähe lag.

Das silberne Kreuz!

Zuerst konnte ich es gar nicht glauben. Als ich jedoch den schwachen Schein erkannte, der sich um das Kreuz gelegt hatte, da war mir klar, das echte vor mir zu sehen.

Ich unterdrückte mühsam einen Jubelschrei, stieß mich ab und hechtete auf das Kruzifix zu.

Mit beiden Händen umfaßte ich es, spürte plötzlich Wasser im Gesicht, hörte um mich herum das Prasseln von Regen, und im nächsten Moment geschah etwas, was ich noch nie in meinem Leben erlebt hatte.

Mein Kreuz offenbarte mir einen Teil seiner Geheimnisse ...

Die Pranke hieb so stark auf Solo Morassos Schulter, daß dieser zusammenzuckte und herumfuhr.

Er schaute in Lupinas Gesicht.

Bisher hatte sich die Königin der Wölfe, wie sie sich selbst immer nannte, aus allem herausgehalten, nun aber mußte sie eingreifen. Wenn Solo Morasso verlor und getötet wurde, dann war das auch ihr Untergang.

»Was ist los, verdammt?« schrie Dr. Tod.

»Wir müssen weg!«

Morasso kreischte auf. »Das weiß ich selbst. Kannst du mir einen Ausweg nennen?«

»Ja.«

»Was?«

»Nimm den Würfel! Der Würfel des Unheils muß das ver-dammte Feuer löschen. Er gehört dir. Du kannst ihm deinen Willen aufzwingen, du kannst ihn manipulieren. Tu es!« Das war die Lösung! Dr. Tod schalt sich einen Narren, daß er nicht selbst darauf gekommen war. Er hatte jedoch zu sehr an den Bumerang und das Kreuz gedacht, den Würfel hatte er dabei völlig vergessen.

Es wurde wirklich Zeit. Noch ein Zögern von ein oder zwei Sekunden konnte ihn das Leben kosten.

Der Würfel war unter seiner Kleidung versteckt. Während er noch einen Schritt zurückging und dabei Xorron an sich vorbei ließ, holte er ihn hervor.

Mit beiden Händen hielt er ihn fest. Er starre gleichzeitig auf ihn und auf die Flammen, die vor ihm tanzten.

Schattenhaft glaubte er, die Gestalt der Teufelstochter zu erkennen, zumindest hörte er ihr siegessicheres Schreien. Solo Morasso vergaß das Chaos um sich herum. Er konzentrierte sich voll auf den Würfel und damit seine neue Aufgabe. Mit seiner Hilfe konnte er nicht nur den Todesnebel entstehen lassen, sondern auch Manipulationen an der Natur oder der Materie durchführen. Er konnte dem-nach so stark sein wie Asmodina.

Sie hatte ihn mit Feuer bekämpft.

Und wer war der große Gegner des Feuers?

Das Wasser!

Dr. Tod konzentrierte sich wie selten in seinem dämoni-schen Leben. Er dachte an den alles auslöschenden Regen, der vom Himmel stürzen und das Feuer löschen sollte.

Er merkte, wie der Würfel unter seinen Händen anfing zu zittern. Wie er erbebte, als seine Gedanken eins mit dem

Würfel des Unheils wurden, der für ihn zum Lebensretter werden sollte.

Und es geschah!

Urplötzlich öffnete der Himmel seine Schleusen. Himmel war paradox in diesem Fall, aber Dr. Tod dachte wirklich so in diesen alles entscheidenden Augenblicken.

Wasser stürzte hervor.

Riesige Mengen. Sie knallten förmlich auf die wie ein trockener Schwamm wirkende Erde, wurden aufgesaugt, und es entstanden gewaltige Wolken aus grauweißem Dampf.

Die Lavasäulen wurden gelöscht. Das Wasser war stärker als ihre mörderische Kraft.

Dr. Tod lachte. Er schaute auf den Würfel, der ihm das Leben und seine dämonische Existenz gerettet hatte.

Die glühenden Lavasäulen vergingen.

Asmodina auch?

Sie war geschockt, das konnte Dr. Tod genau erkennen.

Von ihrer Überheblichkeit war so gut wie nichts mehr zurückgeblieben, denn mit diesem Widerstand hätte sie nie gerechnet.

Und Solo Morasso bekam Oberwasser. Seine Überraschung hatte er verdaut. Es war ihm, als hätte ihm eine unbekannte Kraft neues Leben eingehaucht. Er schien regelrecht zu wachsen, und sein Gesicht verzerrte sich zu einem harten Grinsen.

»Feuer und Wasser!« flüsterte er. »Der alte Gegensatz.

Wasser löscht Feuer. Du bist das Feuer, ich das Wasser, und ich werde dich auslöschen!«

Der Regen hatte aufgehört, sobald Dr. Tod seine Gedanken nicht mehr auf ihn und den Würfel konzentrierte. Nur noch dicke, weiße Dampfwolken lagen über dem rauhen Gestein, die träge wallten und die Todfeinde wie mit langen, gierigen Händen umschlossen.

Der Würfel in Morassos Händen hatte sich überhaupt

nicht verändert. Er zeigte nach wie vor seine blauweiße Farbe, ein wenig milchig und mit Schlieren versehen.

»Was du auch versuchst, Asmodina. Ich bin stärker und mächtiger als du. Dabei brauche ich das Kreuz nicht einmal. Ich kann dich auch ohne vernichten ...«

Asmodina gab keine Antwort. Dafür hatte sie etwas vernommen. Ein bekanntes Rauschen über ihrem Kopf.

Die Todesengel kamen. Sie hatten bemerkt, in welch einer Lage sich die Teufelstochter befand. Und nun wollten sie eingreifen, um Asmodina zur Seite zu stehen.

Auch Dr. Tod sah sie.

Über Asmodina flogen sie hinweg, und schon schossen sie die ersten Pfeile ab.

Morasso lachte nur. Der Zufall wollte es, daß einer der Pfeile genau die Würfelfläche traf. Es gab ein schmatzendes Geräusch, der Pfeil drang ein winziges Stück ein und verging im nächsten Moment.

Er wurde zu einer dicken, sirupartigen Flüssigkeit, die tropfenweise zu Boden fiel.

Andere Pfeile wischten an Morasso vorbei. Xorron wurde aufs Korn genommen, es klang blechern, wenn die Pfeile gegen seinen Körper prallten und ihm nichts taten.

Die Todesengel griffen jetzt konzentriert an. Asmodina hatte sie ins Gefecht geschickt. Ihre scharfen Befehle blieben nicht ungehört, und die unheimlichen Todesboten stürzten sich wie Geier auf das Aas.

Darauf hatten die Mitglieder der Mordliga gewartet.

Während Solo Morasso leicht in die Knie ging und dabei unbeobachtet blieb, gelang es Xorron, einen der Todesengel zu packen.

Plötzlich zappelte das Wesen zwischen seinen Klauen. Und dann riß Xorron es auseinander.

Kein Schrei gellte aus dem Mund des dämonischen Wesens. Wie Abfall schleuderte Xorron es weg.

Vampiro-del-mar stellte sich ebenfalls. Auch ihm taten die

abgeschossenen Pfeile nichts. Mit seiner breiten, mächtigen Brust fing er sie auf, und aus seinem Maul drang ein kehliges Lachen. Gleich drei Pfeile auf einmal zog er aus seiner Brust. Er zerbrach sie.

Neben sich hörte er das wilde Geifern von Lady X. Die Scott kämpfte ebenfalls verbissen. Aus ihrem Rücken ragten die Schäfte von vier Pfeilen. Trotzdem war sie nicht gehandikapt. Diese Treffer überstand sie, denn die Pfeile bestanden nicht aus geweihtem Silber, und die Gegenmagie der Mordliga-Mitglieder war so stark, daß sie die andere Magie kompensierten.

Wie eine Furie kämpfte Lady X.

Ein fliegendes Wesen gab nicht acht. Lady X schnellte hoch und bekam es zu packen. Mit mörderischer Kraft riß sie den Todesengel zu Boden und zog ihn dorthin, wo ihr >Bräutigam< lag.

Die Maschinenpistole!

Sie ließ den Todesengel los, um die Waffe zu packen. Bevor Asmodinas Diener auf die Füße gelangen konnte, hatte Lady X schon abgedrückt. Das trockene Belfern der Waffe übertönte die Kampfschreie und das Sirren der Pfeile.

Der Todesengel brach zusammen und konnte sich auch nicht mehr erheben, weil die Kugelgarbe seine Flügel zerstört hatte.

Wild lachte Lady X auf.

Lupina kämpfte ebenfalls. Mit ihren Pranken schlug sie tiefe Wunden in die Körper der dämonischen Wesen. Aus den Wunden strömte dunkles Blut, das einen grünen Schimmer hatte.

Asmodina merkte, daß die Mordliga, obwohl dezimiert, doch noch eine Macht darstellte, und sie sah, wie ihre Todesengel immer weniger wurden.

Aber sie gaben nicht auf. Jedesmal wenn sie zurückgeschmettert worden waren, formierten sie sich neu. Nur noch fünf waren es.

Dicht über dem Boden trafen sie sich.

Und in diesen Pulk hinein warf sich Xorron. Er hatte jetzt sein Maul aufgerissen. Aus der viereckigen Öffnung ragten Zähne wie Eisenstifte. Wie ein Gewitter brach er über die Todesengel herein und ließ ihnen kaum eine Chance. Diejenigen, die es trotzdem schafften - es waren nur zwei -, packte Vampiro-del-mar. Er hieb seine gewaltigen Eckzähne in ihre Körper, um das Blut zu trinken, fuhr jedoch mit einer wütenden Bewegung zurück, denn Dämonenblut wollte er nicht, sondern nur das von Menschen. Weil er trotzdem einen Erfolg verzeichnen wollte, riß er die Köcher mit den Pfeilen von den Rücken der Todesengel und zerstörte sie mit einer nahezu unheimlichen Wut. Auch die Bögen brach er auseinander, ebenso wie die Flügel.

Die Todesengel, so gefährlich sie auch waren, hatten gegen die Mitglieder der Mordliga keine Chance. Nicht umsonst hatte sich Solo Morasso diese Elite zugelegt, sie räumte unter Asmodinas Dienern schrecklich auf.

Das Blatt wendete sich. Die Teufelstochter befand sich plötzlich auf der Verliererstraße. Sie wußte es bestimmt, und Solo Morasso ebenfalls.

Er freute sich diebisch über die zerstörerischen Aktivitäten seiner Mordliga und hielt sich selbst zurück. Bewußt griff er nicht in den Kampf ein, er war gewissermaßen nur eine Randerscheinung. Dr. Tod großes Ziel hieß nach wie vor die Erringung der absoluten Macht. Weg mit Asmodina. Um dieses Ziel zu erreichen, setzte er die Mordliga ein, damit sie ihm den Weg ebnete.

Er hatte sich zu Boden geworfen und in einem kleinen Lavatrichter Deckung gefunden. Dort verschmolz er fast mit dem Boden und hatte nur Augen für Asmodina.

Die Teufelstochter schaute dem Kampf ebenfalls zu. Sie war erregt, denn sie merkte, daß ihre Todesengel eine Niederlage nicht mehr abwenden konnten. Die kurze

Freude, als sie die Lavasäulen befehligt hatte, war einer Depression gewichen. Asmodina wußte wirklich nicht, wie sie ihre Kräfte noch einsetzen sollte. Morasso besaß den Würfel. Das war sehr schlimm, denn er konnte durch seine geheimnisvollen Kräfte die Materie beeinflussen. Wieso das möglich war und woher der Würfel stammte, das war Asmodina nicht bekannt. Auf jeden Fall befand er sich in den falschen Händen, sie wollte ihn besitzen.

Ein verzweifelter Plan wurde in ihrem Hirn geboren. Es mußte doch möglich sein, Solo Morasso zu überwältigen. Noch war Zeit, denn seine Helfer wurden von ihren Todesengeln beschäftigt.

Doch sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Solo Morasso nutzte eiskalt seine Chance. Er ahnte, was im Schädel der Teufelstochter vorging, und sie sollte keinen Ausweg mehr aus dieser Situation finden.

Einmal mußte Schluß sein.

Hinter sich vernahm Solo Morasso die Kampfgeräusche. Er hörte die harten Schläge, das böse Grunzen von Vampiro-del-mar und das Kreischen der Lady X.

Jetzt wollte er die Chance ergreifen!

Die Finger seiner rechten Hand umklammerten den Bumerang. Obwohl Dr. Tod ein Mensch-Dämon war, spürte auch er etwas von der Nervosität. Er stand dicht vor dem Ziel. Wochen und Monate hatte er davon geträumt.

Behutsam kroch er aus der Mulde. Er hüttete sich, eine schnelle Bewegung zu machen, und hielt den rechten Arm hinter sich versteckt. So konnte die Teufelstochter den Bumerang nicht sehen.

Als er kniete, da drehte Asmodina ein wenig den Kopf und starrte ihm direkt ins Gesicht.

Eine Sekunde lang fraßen sich ihre Blicke ineinander. Die Zeitspanne war ungemein kurz, doch reichte sie der Teufelstochter aus, um erkennen zu können, daß Morasso alles auf eine Karte setzen wollte.

Das tat er auch.

Bevor Asmodina irgend etwas unternehmen konnte, schwang er seinen Arm zurück, holte weit, weit aus und schleuderte den silbernen Bumerang.

»Stirb endlich!« brüllte er und ließ die Waffe los ...

In der Wohnung des Geisterjägers John Sinclair saßen mehrere Personen und waren deprimiert.

Kara, Shao, Myxin, Suko und Tanith, die Wahrsagerin, wußten sich keinen Rat mehr. Sie hatten alles versucht, mit John Sinclair Kontakt aufzunehmen. Es war alles vergeblich gewesen.

»Was machen wir jetzt?« fragte Shao.

Achselzucken.

Suko schaute auf die Uhr. Es war längst Mitternacht.

Draußen schlief langsam der Verkehr ein. Hier oben in der Wohnung summte die Heizung, im Haus war es still geworden.

»Ich meine ja noch immer, daß der Kelch uns Auskunft geben müßte«, murmelte Tanith.

Sie war eine dunkelhaarige Frau. Nicht mehr ganz jung, vierzig Jahre zählte sie sicherlich, wirkte noch immer gepflegt und jugendlich. Die Fingernägel zeigten eine grüne Farbe. Tanith liebte es, sich extravagant zu kleiden und auch aufzutreten.

Die anderen gaben ihr recht. Nur wußte keiner, wie man dem Kelch des Feuers sein Geheimnis entlocken konnte.

»Was ist denn mit den Zeichen?« fragte Shao. »Kann die denn niemand enträtseln?«

Eine gute Frage. Sie war auch mehrmals gestellt worden.

Die Anwesenden schauten sich an. Suko hatte die Vermutung geäußert, daß es germanische Runen waren, doch dem wollten die anderen nicht zustimmen. Als er dies noch einmal betonte, schüttelte vor allen Dingen Kara den

Kopf. »Nein, das sind keine Runen, es muß wirklich eine alte christliche Sprache sein.«

»Die könnte man doch entziffern«, rief Shao.

»Wie?«

»Ja, wer kennt sich darin aus?« stöhnte Suko. »Ich bin leider nicht so firm, als daß ...«

»Hat John denn nicht alte Bücher?«

Shao fragte dies und plötzlich saßen die anderen steif auf ihren Sesseln.

»Was ist?« Die Chinesin lächelte etwas verlegen. »Habe ich was Falsches gesagt?«

»Nein«, erwiderte Suko. »Das ist genau richtig. Warum sind wir nicht früher darauf gekommen?« Er schlug sich nachträglich noch gegen die Stirn.

»Hat Monsieur Sinclair wirklich diese Unterlagen?« erkundigte sich die Astrologin.

»Klar.« Suko stand auf. Er drehte sich und deutete auf einen Schrank, der aus einem Unter- und Oberteil bestand. Der obere Teil hatte zwei Türen mit einem Glaseinsatz. Hinter den Scheiben sah man die Rücken zahlreicher Bücher. Die Werke standen dicht an dicht. Dazwischen paßte kein Papierschnipsel mehr.

Suko stand auf. »Dieser Schrank ist gefüllt mit Literatur«, sagte er, »da werden wir vielleicht etwas finden.« Er schaute die Freunde auffordernd an, und sie verstanden. Gemeinsam begannen sie, die Bücher zu durchstöbern.

Zum Glück wußte jeder, um was es ging. Man arbeitete sehr konzentriert und ließ die Werke weg, die sich mit anderen Themen und magischen Spielarten beschäftigten.

Zurück blieben die Bücher, deren Inhalte sich mit den christlichen Religionen befaßten. Es waren sechs Wälzer. Wenn man je von schwerer Literatur sprechen konnte, dann traf das auf diese Bücher zu. Sie hatten ihr Gewicht, und sie wurden gemeinsam zum Tisch getragen, wo die Freunde sich niederließen und die Bücher durchblätterten. Wenn sie

die Werke Seite für Seite durchgingen, hätte es sicherlich Stunden gedauert, bis sie vielleicht mal fündig geworden wären. So beschränkten sie sich auf Stichworte.

Man suchte den Begriff Kelch heraus.

Er fand sich in jedem Buch, und so verglichen die Freunde die einzelnen Beschreibungen und Abbildungen.

Die erste Enttäuschung folgte. Von den Abbildungen zeigte keine genau den Kelch des Feuers. Sie hatten den Kelch aus dem Schrank genommen und auf den Tisch gestellt.

Kara suchte auch nach alten Schriften. Sie hatte das Buch vor sich, das sich mit Weissagungen beschäftigte. Die großen Propheten waren zitiert worden, und nicht nur die der christlichen Religion, sondern auch andere, auf deren Worte sich der Glaube der Sekten aufbaute.

Eine halbe Stunde verging. Nur das Atmen war zu hören, und ab und zu ein Rascheln, wenn jemand eine Seite umblätterte.

Plötzlich stieß Kara einen lauten Ruf aus. »Ich hab's!«

»Was?« rief Suko. Wie auch die anderen ließ er sein Buch sinken und legte es zu Boden, damit Kara Platz hatte, ihren Wälzer aufgeschlagen auf den Tisch zu legen.

Gespannt beugten sich alle darüber.

»Seht die Zeichen!« flüsterte sie. »Ich meine die Schrift.

Die einzelnen Buchstaben sind mit denen identisch, die ich hier in diesem Buch gefunden habe.«

Sie schauten genau hin.

Tanith nickte. »Ja«, bestätigte sie, »das stimmt.«

Auch die anderen nickten.

»Kannst du sie vorlesen?« fragte Myxin, der kleine Magier.

»Sicher, hier ist auch die Übersetzung.« Kara fuhr mit dem Zeigefinger die Seite von oben nach unten entlang und stoppte am unteren Rand der Buchseite, wo die Erklärung allgemeinverständlich gegeben war.

»Dann lies vor«, flüsterte Shao.

Kara sprach mit leiser, aber dennoch verständlicher Stimme. Sie sagte folgende Worte: »Und nun wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Vertraue dem Geist, der dich leitet, Gutes zu tun, ja, rechtschaffen zu handeln, demütig zu wandeln, gerecht zu urteilen. Und dann, oder dadurch, wirst du all dies wissen, was du dir wünschst, die zu den Dingen der Gerechtigkeit gehören, sofern du das große Vertrauen in die Sache des Guten hast.«

Sie schwieg und blickte ihre Freunde an.

»Das war alles?« fragte Suko.

»Ja.«

»Es klang nach einer Offenbarung«, meinte Tanith.

Kara nickte. »Das wird es wohl gewesen sein. Nur - wer hat diese Offenbarung von sich gegeben?«

»Steht das nicht dabei?« wollte Shao wissen.

»Nein.«

»Es hört sich sehr prophetisch an«, sagte Suko. »Könnte das unter Umständen Nostradamus gewesen sein?«

Tanith hob die Schultern. »Möglich ist es. Wer kann das alles wissen? Aber ich kenne Nostradamus nicht so gut, daß ich jeden Spruch von ihm auswendig weiß.«

»Die Teufelsmönche kann man nicht mehr fragen«, murmelte Suko. »Durch den Kelch hat John sie vernichtet. Und er hat sich den Kelch aus einer alten Kapelle geholt. Der Kelch des Feuers strahlt tatsächlich wie Feuer, wenn man ihn aktiviert.« Suko blickte Tanith an. »Sollen wir es noch einmal versuchen?«

»Was?«

»Ich möchte, daß Sie eine letzte Beschwörung vornehmen und dann die Worte sprechen, die auf dem Kelch zu lesen sind. Vielleicht gelingt es uns dann, das Geheimnis zu lösen. Diese Worte könnten die Kugel aktivieren, damit sie uns den Weg zu John Sinclair zeigt. Verstehen Sie?«

Tanith blickte die anderen an. Nirgendwo erntete sie Widerspruch. Auch sie waren davon überzeugt, daß es die

letzte Chance war, noch etwas in die Wege zu leiten.

Die Wahrsagerin nickte. »Nun gut«, sagte sie. »Wenn Sie meinen, werde ich es noch einmal versuchen.«

»Danke«, erwiderte Suko schlicht. Er wußte, was die Astrologin da auf sich nahm. Sie hatte schließlich schon zwei Beschwörungen hinter sich. Eigentlich war es unverantwortlich, sie noch einmal darum zu bitten, doch diesmal glaubten sie, eine Chance zu haben, etwas zu erfahren, das ihnen weiterhalf.

»Kann ich zuvor noch etwas zu trinken haben?« fragte Tanith.

Shao stand auf. »Ich hole Ihnen ein Glas.«

Als sie verschwunden war, setzte sich Tanith entspannt hin. Sie schloß die Augen zur Hälfte und konzentrierte sich. Niemand sprach sie jetzt an. Jeder wußte, wie hart die nächsten Minuten werden würden, wenn sie den Versuch unternahm.

Mehrere Stunden saßen sie jetzt beisammen. Und endlich war es ihnen gelungen, einen Teilerfolg zu erzielen. Würde er sich zu einem vollen Erfolg entwickeln?

Keiner wußte es mit Sicherheit zu sagen, doch jeder hoffte es. Diese Hoffnung war das einzige Gefühl, das alle Anwesenden beseelte.

Shao brachte ein Glas mit Orangensaft.

Tanith trank es leer. Sie stellte es zur Seite und bat darum, das Licht auszuschalten. Nur eine Kerze sollte brennen, damit sie die Worte aus dem Buch ablesen konnte.

Nach einer halben Minute war es soweit. Die Astrologin und Wahrsagerin konnte beginnen.

Wieder beugte sie sich vor, und abermals umfaßten ihre langen Finger die geheimnisvolle Kugel. Diesmal konzentrierte sie sich nicht nur gedanklich, sondern blickte nach links, wo aufgeschlagen das Buch lag, in dem die geheimnisvollen Worte standen.

Niemand sprach.

Konzentration!

Tanith wollte ihr Bestes geben. Sie merkte bereits, wie sich die Kugel erwärmte. Ein Kribbeln lief durch ihre Hände, aber noch hielt sie sich zurück.

Dann sprach sie die allgemeinen Worte aus. Abermals rief sie Nostradamus an und verband diesen Namen mit dem des Geisterjägers John Sinclair.

Der Kelch begann sich zu verfärben. Aus dem Gold wurde ein tiefes Rot, so daß er dem Namen Kelch des Feuers gerecht wurde. Seine Farbe wirkte wie die der Flammen, und es mußte einfach etwas geschehen.

Plötzlich holte Tanith tief Atem. Ihr Blick verschleierete. Er richtete sich in unendliche Fernen, und im nächsten Augenblick begann sie zu sprechen.

Dabei blickte sie kaum auf das Buch. Die Worte, die dort standen, drangen flüssig über ihre Lippen. Es hatte den Anschein, als wären sie nur für sie geschrieben worden.

Sie sprach leise und sehr deutlich. Jeder konnte das Wort hören, und sie rief die geheimnisvollen Mächte und Kräfte einer anderen Welt damit an.

»... sofern du das große Vertrauen in die Sache des Guten hast ...«

Der letzte Satz! Er verklang wie ein leises Echo. Hatte die Beschwörung und Anrufung etwas genutzt?

Ja!

Der Kelch reagierte!

Urplötzlich glühte er auf. Mit ihm die Kugel. Und aus ihr schoß eine glühende Aura, rotsilbrig, ein Gesicht erschien und die Gestalt eines Menschen.

Geisterhaft schwebte sie innerhalb des Scheins.

»John Sinclair!« schrie Shao.

»Und er hat das Kreuz!« flüsterte Suko ...

Ich hatte es wieder!

Mein Kreuz, das mir als dem Sohn des Lichts gehörte. Ich spürte seine Wärme, und ein kaum zu beschreibendes Gefühl durchströmte mich.

War es die Hoffnung, die Wahrheit der Offenbarung? Ich wußte es nicht, sondern gab mich völlig unter den Schutz meines Kreuzes, der mich wie ein Mantel umgab.

Die Umgebung veränderte sich. Ich merkte, daß ich herausgerissen wurde, daß Kräfte, die stärker als das Böse waren, eine Insel in diesem höllischen Reich geschaffen hatten, um mich, John Sinclair, zu schützen.

Beinahe verzweifelt umklammerte ich mein Kreuz. Ich spürte überhaupt nicht mehr, daß ich einen Körper hatte, sondern war eingekesselt in eine Lichtaura, die über mir in einer unendlichen Farbe verlief.

Und dann hörte ich Stimmen.

Leicht und singend. Ja, es war Gesang, der meine Ohren traf und ein melodisches Echo hinterließ. Ich riß die Augen weit auf, wollte etwas sagen, aber meine Stimme versagte. Ich war gefangen in einem magischen Bann, und das Kreuz wurde durch eine geheimnisvolle Kraft aktiviert.

Plötzlich sah ich ein Bild. Erst hielt ich es für eine Täuschung, weil es mir zu wenig real erschien. Denn der Kelch des Feuers stand vor meinen Augen. Er glühte in einer Pracht, wie ich sie nur einmal erlebt hatte, als ich gegen die Teufelsmönche kämpfte, und in ihm befand sich eine geheimnisvolle Kugel. Ich sah auch Gesichter, die den Kelch des Feuers umgaben, allerdings konnte ich nicht erkennen, zu wem sie gehörten, weil sie zu sehr im Schatten lagen und nur der Kelch die Lichtquelle darstellte.

Auch die Kugel strahlte. Ihr Licht schien mir sogar noch intensiver zu sein. Dieses Licht, aus Wellen geboren, erreichte mein Gehirn, und aus den Wellen formten sich Gedanken. Für einen Moment war ich überrascht. Eine Leere überfiel mich, dann jedoch konnte ich die Gedanken verstehen.

Sie sprachen mich direkt an.

Du bist John Sinclair, der Sohn des Lichts. Du hast dich in die Hölle gewagt, um dem Bösen zu trotzen. Du hast Mut besessen, ungeheuren Mut, und deshalb werden wir dich nicht im Stich lassen, obwohl du es nicht schaffen wirst und kannst, die Hölle zu besiegen. Sie ist zu mächtig. Als der Erzengel Michael den aufsässigen Luzifer in die Tiefen der Finsternis verdammt, begann das große Drama. Die Hölle entstand, und sie wird weiterleben bis in alle Ewigkeiten. Damit mußt du rechnen, daran mußt du dich gewöhnen. Du kannst keinen Sieg erringen, sondern höchstens Teilerfolge ...

Diese Stimme nahm mir jeglichen Mut. »Wer bist du?« schrie ich in Gedanken. »Bist du der Seher? Sag mir deinen Namen. Ich bitte dich darum.«

»Nein, ich bin nicht der Seher. Der Seher ist zu fern, aber ich bin derjenige, dem der Seher die Kraft gegeben hat, in die Zukunft schauen zu können. Mein Name ist Nostradamus.«

Das war eine Überraschung. Im nächsten Moment wurde sie noch größer, denn Nostradamus zeigte sich mir. Hoch über mir sah ich sein Gesicht. Es war der Geist des Mannes, der im sechzehnten Jahrhundert gelebt und der so große und folgenschwere Prophezeiungen gewagt hatte. Er, der einen Teil der Zukunft kannte, wußte auch über die Hölle Bescheid. Wollte er mir ebenfalls eine Offenbarung zuteil werden lassen? Hatte er seine Offenbarungen durch den Seher erhalten? Wußte dieses Geistwesen mehr als Nostradamus? Wußte er vielleicht alles?

Der Mathematiker und Wahrsager hatte meine Gedanken erraten. »Nein«, hörte ich ihn. »Der Seher weiß auch nicht alles. Es gibt einen, der noch über ihm steht, dessen Geist allmächtig und unfaßbar ist ...«

Ich erschauerte, denn ich wußte genau, wen er meinte. Ich fühlte mich auf einmal so unendlich klein und hilflos wie

ein Staubkorn im Mahlstrom der Ewigkeit.

»Aber du bist der Sohn des Lichts«, hörte ich ihn wieder.

»Du hast das Kreuz und deshalb ein großes Erbe übernommen ...«

»Erzähle mir etwas von diesem Erbe. Berichte mir von meinem Kreuz, Woher stammt es genau? Wer hat es geschmiedet?«

»Du wirst es erfahren. Irgendwann einmal. Falls du dann noch lebst. Jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, dich in die Geheimnisse des Kreuzes einzuweihen. Du wirst es schon erfahren. Stück für Stück, Teil für Teil, aber du mußt erst die Voraussetzungen schaffen. Du mußt mehr über deine Gegner wissen, denn dein Hauptgegner ist nicht Dr. Tod oder Asmodis, sondern die Hölle!«

»Ist Asmodis nicht der Herr der Hölle?«

»Nein!«

Die Antwort war so bestimmt gegeben worden, daß sie mich regelrecht erschreckte. Mit einemmal geriet mein Weltbild ins Wanken. Der Teufel, also Asmodis, sollte nicht der Herrscher der Hölle sein? Nicht der oberste Fürst? Das konnte ich nicht glauben. Seit ewigen Zeiten hatten die Menschen den Teufel als das absolut Böse angesehen. Nein, Nostradamus lag hier falsch.

Lag er das wirklich?

Wieder vernahm ich seine Stimme. Sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, in seinen Augen schienen Sterne zu blitzen, als er erwiderte: »Ich weiß genau, was jetzt in dir vorgeht, John Sinclair. Aber glaube mir, ich habe recht.«

»Wieso?«

»Ich will es dir sagen, und du mußt genau zuhören, denn viel Zeit bleibt nicht mehr. In deiner Nähe bahnen sich Dinge an, die entscheidend für deine Zukunft werden können, deshalb stelle keine Fragen und höre genau zu: Vor unendlich langen Zeiten, als die Erzengel die Träger des Lichts waren, kam es zum großen Kampf zwischen Michael

und dem abtrünnigen Luzifer. Dieser Kampf wurde mit Schwestern ausgetragen, und Luzifer, der das Böse verkörperte, verlor. Michael stieß ihn in die Tiefen der Verdammnis, wo er, als der Fürst der Hölle, ein gewaltiges Reich aufbaute. Es ist so groß, daß es sich mit dem Licht durchaus messen kann. Luzifer hatte zwar eine Niederlage erlitten, aber er gab nicht auf. Er sammelte die Bösen, die Wesen der Dunkelheit, um seinen Thron, und er gab ihnen den Auftrag, für immer und alle Zeiten gegen die Kräfte des Lichts zu kämpfen. Während die Wesen der Finsternis von den Engeln weiterhin verstoßen wurden, nahm Luzifer sie gern auf. Er arbeitete eine regelrechte Hierarchie der Finsternis auf und gab den Wesen Namen. Einige möchte ich dir nennen, und jeder von ihnen ist so mächtig wie Asmodis, denn auch er ist nur ein Teil der Hölle, einer der Unterführer, mehr nicht. Da gibt es Bael, den Herrscher mit den drei Köpfen. Er allein befiehlt über 66 Legionen von Teufeln. Und er kann auch seine Gestalt verändern. Er ist unheimlich stark, kann den Menschen Weisheit und Unsichtbarkeit geben. Ferner existiert Forkas, der den Menschen ebenfalls unsichtbar machen kann. Dann Buer und Marchocias. Auch sie sind Höllenfürsten. Astaroth findet man ebenfalls in diesem Reigen. Auch Eury nome oder Amducias. Zusammen mit Bael und Astaroth bilden sie AEBA, das höllische Quartett, das sich bisher ziemlich im Hintergrund gehalten hat. Es sind nur die Namen einiger Höllenfürsten, die ich dir aufgezählt habe, doch jeder von ihnen besitzt und besaß eine große Macht. Sie wurde ihnen gegeben, noch bevor die Menschen den Erdball bevölkerten. Und über allem steht Luzifer. Er ist der absolute Kaiser, und er zieht auch die Fäden. Ihn hat noch nie ein Mensch zu Gesicht bekommen, aber er gebietet über zahlreiche Fürsten. Als dann die Menschen die Welt bevölkerten und sich vermehrten, wobei die einzelnen Rassen entstanden, da begannen die Dämonen und Höllenfürsten, sich Menschen unter-

tan zu machen. Sie schafften es tatsächlich, so daß die Menschen zwar mehrere Teufel kannten, in Wirklichkeit aber ein- und denselben anbeteten. Sie alle wollten das gleiche. Die, die bei dir leben, John Sinclair, sagen Asmodis. Im Orient wird Bael verehrt, in Japan Emma-Hoo, und so hat jedes Volk seinen eigenen Teufel. Asmodis ist mit Emma-Hoo identisch, nur trägt er dort einen anderen Namen, und er sieht auch anders aus. Er hat sich den Menschen anders gezeigt, und deshalb sind auch die Zeichnungen und Überlieferungen der Völker so grundverschieden. Im Prinzip meinen alle das gleiche. Hast du mich verstanden?«

Ich nickte und formulierte in Gedanken die Bejahung, obwohl ich kaum etwas begriffen hatte, denn in diesen Augenblicken wurde ein Weltbild in mir zerstört. Ich hatte bisher den Teufel, Asmodis also, für den obersten Höllenherrscher gehalten, doch das stimmte nicht. Aber nicht nur ich war diesem Irrtum erlegen, sondern auch die anderen Menschen, die einen ähnlichen Glauben vertraten wie ich. Wenn es wirklich so war, und warum sollte ich an den Worten des großen Nostradamus zweifeln, lohnte es sich dann noch, den Kampf gegen das Böse fortzusetzen? Wenn ich schon gegen Dr. Tod und seine Mordliga nicht ankam, die im Vergleich zur Hölle ja nur kleine Fische waren, dann würde ich gegen die Teufel doch erst recht nichts erreichen.

Diese Gedanken beschäftigten mich nicht nur, die deprimierten mich auch.

Das merkte Nostradamus. »Und doch solltest du nicht aufgeben, John Sinclair. Es hat immer Menschen gegeben, die gegen das Böse kämpften. In allen Zeiten war das so. Du gehörst dazu, und du bist der Sohn des Lichts. Du hast das Kreuz, und du wirst im Buch der grausamen Träume erwähnt. John, ich beschwöre dich. Gib nicht auf, du bist einer der Stützpunkte auf einer Welt, die Luzifer erobern will. Deshalb schickt er seine Teufel vor, damit sie den Geist

der Menschen zerstören. Er will das Chaos, er will die Kriege, und er findet immer wieder neue Diener. Stemm dich dagegen an, du schaffst es, du kannst es, denn du allein bist der Sohn des Lichts, dessen Bedeutung dir irgendwann einmal aufgehen wird. Noch ist es zu früh, aber ich weiß, ich sehe es, daß du die Geheimnisse einmal erfahren wirst. Ich merke, wie unser Kontakt schwächer wird. Das Böse ist stark, sogar sehr stark. Deine Freunde versuchen ebenfalls, mich zu rufen. Denk an den Kelch des Feuers, er ist mein Erbe an die Nachwelt, und er ist inzwischen vollständig. Wir werden über deine Zukunft wachen, auch wenn sie schlimm aussieht, denn die Großen Alten, die Dämonen der Urzeit, sind bereit, wieder aufzuerstehen. Das kann ein Jahr dauern, aber auch zwei. Nimm den Kampf auf, John Sinclair. Laß nicht ab, mache weiter! Du kannst es, denn wenn es einer kann, dann du. Vertraue auf deine Freunde, vertraue auf den, der hinter allem steht und alles erschaffen hat, dann wird die Hölle zwar weiter existieren, aber keine großen Siege erringen können ...«

Es waren die letzten Worte des großen Sehers. Sein Gesicht verblaßte, als würde sich Nebel unter den Sonnenstrahlen blitzschnell auflösen.

Ich hielt noch immer den Blick nach oben gerichtet. Wo sich das Gesicht des Nostradamus befunden hatte, sah ich nur noch das helle Licht. Es schien zum Greifen nahe zu sein, war jedoch in Wirklichkeit so weit entfernt, daß unsere Mathematik nicht ausreichte, um alles in Zahlen zu erfassen. Auf einmal wischten vier Strahlen hoch in diese Unendlichkeit. Mein Kreuz war aktiviert worden. Ich schaute den Strahlen nach und sah dort, wo sie endeten, vier Gesichter.

Nur für einen kurzen Augenblick.

Vier gütige, weise, junge und dennoch erfahrene

Gesichter, mit Lippen, die auffordernd lächelten.

Die vier Erzengel ...

Und zwischen ihnen entdeckte ich ein Augenpaar, in dem die Weisheit der Ewigkeit stand.

Der Seher schaute mich an ...

Vielleicht war die Szene nur für den Bruchteil einer Sekunde zu erkennen, aber sie sagte mir alles. Sie gab mir Mut, ich fühlte mich bestätigt und holte tief Atem.

Ja, ich würde weitermachen.

Ja, ich wollte meine ganze Kraft einsetzen.

Ja, ich ließ mich nicht von den Kräften der Hölle unterkriegen. Nicht von einem Asmodis und weder von Asmodina noch von Dr. Tod. Ich wollte kämpfen.

Und ich sprach die Worte aus, obwohl ich die Gesichter und das Augenpaar nicht mehr sah.

Wie ein Schwur klangen meine Worte. Ein Schwur, den ich unbedingt erfüllen wollte.

Im selben Augenblick brach der Kontakt ab. Das Licht verschwand, und ich befand mich in der Realität wieder.

Das hieß, in einer der Höllen!

Sofort war ich voll da und stellte erst jetzt richtig fest, daß ich am Boden lag.

Rasch kniete ich mich hin.

Ich konnte nicht zeitlich bestimmen, wie lange die Offenbarung gedauert hatte, auf jeden Fall war inzwischen etwas geschehen, mit dem ich nie im Leben gerechnet hatte. Meine Augen weiteren sich vor Staunen ...

Dr. Tod hatte wirklich weit ausgeholt. Und er hatte sich auch innerlich auf diesen alles entscheidenden Wurf eingestellt.

Trotz der Hektik um ihn herum, trotz des vergangenen Durcheinanders blieb er cool.

Es mußte ihm einfach gelingen, Asmodina zu treffen und zu besiegen. Sie sollte verschwinden - endgültig und für alle Zeiten.

Obwohl es in dieser Dimension die eigentliche Zeit nicht

gab, schien es Solo Morasso, als liefe alles verzögert ab, als würde er wirklich eine Zeitlupe erleben.

Sein Arm schwang zurück. Das Gesicht verzerrte sich dabei. Die Augen waren aufgerissen, er schaute auf Asmodina, fixierte sie, zitterte innerlich, sah nur sie und legte alles in den entscheidenden Wurf.

Er mußte gelingen!

Wie von selbst öffneten sich seine Finger. Der Bumerang verließ seine rechte Hand und begab sich auf die gefährliche Reise. Er durchschnitt die Luft wie ein Messer, zielte auf Asmodina, fuhr etwas schräg und in Halshöhe auf sie zu, und wieder kam Dr. Tod die Szene wie ein Zeitlupenfilm vor.

Die Teufelstochter bewegte sich ebenfalls. Sie zog ihre Schultern hoch und drehte sich nach links weg. Tänzerisch leicht sah das für Dr. Tod aus, und in diesen Sekunden wußte er, daß der Bumerang sein Ziel verfehlen würde. Die langen, roten Haare schwangen und wippten, als sich Asmodina in der Bewegung befand, vielleicht spürte sie noch den Hauch der Gefahr, auf jeden Fall wischte der Bumerang an ihr vorbei.

Dr. Tod hatte nicht getroffen!

Sein siegessicheres Lächeln zerbrach. Wut und Haß entstellten sein Gesicht.

Umsonst!

Es war alles umsonst!

So lange hatte er auf diesen Moment gewartet, hatte ihn sich immer wieder vorgestellt - und nun ...

Er sah das Lachen. Er hörte es nicht, er bemerkte nur, wie sich das Gesicht der Teufelstochter verzog. Es wurde eine häßliche, triumphierende schwarze Fratze.

Morasso schaute an Asmodina vorbei, sah hinter ihr einen silbrigen Schein, wußte jedoch nicht, was er zu bedeuten hatte, und konzentrierte sich wieder auf die Teufelstochter, die jetzt einen Schritt auf ihn zuging.

Da vernahm er das Pfeifen.

Auch Asmodina hatte das Geräusch gehört. Sie wußte anscheinend Bescheid, wollte noch weg - zu spät.

Der Bumerang kehrte zurück!

Und diesmal traf er.

Es gab einen dumpfen, unüberhörbaren Schlag, als er von hinten gegen den Hals der Teufelstochter hieb und mit einem gewaltigen Schlag ihren Kopf vom Rumpf trennte. Dr. Tod wollte es erst nicht glauben, was er da sah, denn der Bumerang hatte zwar den Kopf vom Körper getrennt, doch der Schädel fiel nicht.

Für eine gewisse Zeitspanne stand er in der Luft, und Morasso konnte die einzelnen Gesichtszüge trotz der Schwärze erkennen. Vor allen Dingen interessierten ihn die Augen. In ihnen spiegelte sich das wider, was die Teufelstochter in den allerletzten Sekunden ihrer Existenz fühlte.

Angst, Verzweiflung, Wahnsinn ...

Als letztes, falls sie nicht schon vernichtet war, hörte sie noch das Lachen.

Es war ein gellendes, wahnsinniges, markenschüttenderdes Triumphgelächter, das Dr. Tod ausstieß. All die Spannung fiel von ihm ab. Er hob den Bumerang hoch, der nicht in seine geöffnete Hand zurückgeflogen war, und lachte.

Vor seinen Füßen lag der Kopf.

Ihr Kopf.

Und soeben kippte der Körper. Steif fiel er nach unten. Neben dem Kopf mit den langen, roten Haaren blieb er liegen. Bewegungslos, tot, vernichtet ...

Vor ihm stand der Sieger.

Der hieß Solo Morasso alias Dr. Tod!

Er konnte es kaum fassen. Noch immer lachte er. Aber sein Lachen war leiser geworden, kichernder, hämisch und böse zur gleichen Zeit.

Da lag sie nun.

Sie, die Teufelstochter!

Vernichtet! Für alle Zeiten. Er hatte den großen Kampf gewonnen. Nie mehr würde sie ihn demütigen können. Nun war er der Meister, der große Fürst.

Seine Schultern strafften sich. Das Gesicht vereiste. In den Augen lag ein kaum zu beschreibender Ausdruck, eine Mischung aus Triumph, Haß und Genugtuung.

Langsam drehte er sich um. Es waren die Bewegungen eines Siegers und eines Despoten zugleich.

Die Mordliga stand hinter ihm.

Xorron, Vampiro-del-mar, Lady X und Lupina. Es fehlte Mr. Mondo. Er hatte den großen Triumph nicht mehr erleben können und in dieser Dimension sein verbrecherisches Leben gelassen. An ihn verschwendete Morasso keinen Gedanken. Er dachte nur an das Sprichwort: Wo gehobelt wird, da fallen Späne.

So auch hier.

Um etwas Großes zu erreichen, mußte man schon Opfer bringen.

»Ich habe es geschafft!« flüsterte Dr. Tod und schaute die Monster der Reihe nach an. »Ich habe es tatsächlich geschafft, wie ich es euch versprach. Ich bin derjenige, der jetzt die Macht der Teufelstochter übernimmt. Vor mir wird man kuschen und sich ducken, und ich werde dem Spuk, wie versprochen, die Trophäe überreichen. Bring mir den Kopf von Asmodina, hat er gefordert. Er soll ihn haben!« Die Mitglieder der Mordliga sagten nichts. Vielleicht hatten sie nicht damit gerechnet, daß Morasso es schaffen würde. Auf jeden Fall waren sie überrascht.

Morasso bückte sich. Den Bumerang steckte er ein. Somit hatte er beide Hände frei.

Fünf Finger der Rechten krallte er in die rote Haarflut und hob den Kopf an.

»Seht!« schrie er. »Das ist von der großen Teufelstochter übriggeblieben. Ich bin der Sieger. So wie ihr ergeht es

jedem, der mir zu nahe tritt und sich mir entgegenstellen will! Holt das Tablett!«

Lady X verschwand. Dr. Tod aber blieb stehen, drehte Asmodinas Kopf und starrte ihn an. »Nichts kannst du mir mehr antun, Teufelstochter. Gar nichts. Ich habe dich besiegt, ich bin der Größte. In mir hast du deinen Meister gefunden. Und auch Asmodis hat dir nicht helfen können!« Die Scott kehrte zurück. Sie brachte das Tablett mit einem Tuch.

»Halte das Tablett!« befahl Morasso.

Lady X gehorchte. Die Unterlage lag auf ihren vorgespannten Armen, und Solo Morasso drapierte den Kopf der Asmodina auf die golden glänzende Fläche.

»So muß es sein!« flüsterte er.

»Und wo ist das Kreuz?« fragte Lady X.

Da zuckte Dr. Tod zusammen. »Ich habe es nicht«, erwiderte er rauh. »Es muß irgendwo liegen.«

»Willst du es suchen?«

»Später. Erst einmal muß ich dem Spuk ihren Kopf bringen. Das habe ich versprochen, und meine Versprechen halte ich ein.« Er kicherte hämisch.

»Sollen wir dich begleiten?«

»Natürlich!«

Die Monster schlossen sich Solo Morasso an, als er sich in Bewegung setzte. Sie blieben einen Schritt hinter ihm und deckten ihn gegen Gefahren ab.

Asmodina war zwar vernichtet, doch Asmodis lebte weiter. Es war die Frage, ob er den Tod seiner Tochter so ohne weiteres hinnehmen würde.

Das alles interessierte Solo Morasso im Augenblick nicht. Er war voll und ganz damit beschäftigt, seinen großen Triumph auszukosten. Einen Sieger hatte es nur geben können.

Und der Sieger war er!

Trotz der ziemlich schlechten Lichtverhältnisse erkannte ich den Körper, der vor mir am Boden lag.

Ein Körper ohne Kopf!

Zuerst wollte ich es nicht glauben, wischte mir über die Augen, doch das Bild blieb. Es war keine Täuschung.

Vor mir lag die geköpfte Asmodina!

Ich stand auf. Meine Beine zitterten, die Knie schienen mit Pudding gefüllt zu sein. Ich stolperte langsam näher. Meine Schuhe stießen gegen im Weg liegende Steine und kleine Erhebungen. Ich achtete nicht darauf, sondern sah nur Asmodina.

Neben ihr blieb ich stehen.

Der Torso rührte sich nicht. Keine Bewegung mehr. Die Teufelstochter war tatsächlich vernichtet worden. Ich senkte den Blick und schaute mir die Schnittstelle an.

Sie war glatt.

So glatt wie eine, die von einem Bumerang hinterlassen worden war. Da wußte ich, daß Dr. Tod es geschafft hatte. Mit der Waffe, die an sich mir gehörte. Ich hatte damals den Schwarzen Tod auf die gleiche Art und Weise vernichtet. Morasso hatte es mir nachgemacht.

Das Kreuz hielt ich in der Hand. Noch immer lag ein leichter Schleier darüber. Morasso hatte es vergessen, sicherlich würde er bald zurückkehren und es suchen.

Sollte er. Diesmal würde er das Kruzifix nicht bekommen, das schwor ich mir.

Ich hielt die Kette fest und ließ das Kreuz nach unten fallen. Es landete auf dem Torso. Ein Blitzschlag schien den kopflosen Körper zu treffen. Er krümmte sich zusammen, und im nächsten Augenblick schlugten überall kleine Flämmchen hervor.

Asmodinas Körper verbrannte ...

Schwarze Asche blieb zurück.

Ich wollte mich schon abwenden, als ich in der schwarzen

Asche etwas blinken sah. Rasch bückte ich mich und stieß ein zufriedenes Schnaufen aus, denn in der Hand hielt ich den silbernen Nagel, durch den Dr. Tod schon einmal den Tod gefunden hatte.

Er sah so aus wie immer. Asmodina war nicht dazu gekommen, ihn Dr. Tod in den Schädel zu schlagen. Sollte ich ihr Erbe übernehmen? Ja, Freunde, dazu war ich entschlossen, vorausgesetzt, die anderen ließen dies zu, denn ich hatte die Mordliga nicht vergessen. Lupina, Lady X, Xorron und Vampiro-del-mar würden ihren Boß mit allen Mitteln verteidigen. Und auch Mondo stand dabei sicherlich nicht zurück.

Ich starnte noch einmal auf die schwarze Asche. Also das war einmal die mächtige Teufelstochter gewesen, die auch mir so viel Ärger bereitet hatte.

Ich konnte es kaum glauben.

Wie hatte ich schon gegen sie gekämpft! In einem zerstörten London, das sie mir als Horror-Illusion geschickt hatte. Oder am Grab in der Hölle, wo für mich der Richtplatz geschaffen worden war, damit mich Destero, der Dämonenhenker, köpfen konnte. Fast in jedem Fall hatte sie ihre Hände im Spiel, ob in der Schädelwelt oder auf der Erde. Asmodina war immer die treibende Kraft im Hintergrund gewesen. Und jetzt gab es sie nicht mehr.

Aus, vorbei ...

Solo Morasso, der ihr eigentlich seine Existenz zu danken hatte, war zu ihrem Mörder geworden. In der Dämonenwelt zählte keine Dankbarkeit. Jeder war auf seinen eigenen Vorteil bedacht und auf die Ausweitung seiner schrecklichen Macht. Solo Morasso würde mächtig werden, das stand fest.

Wie hatte man mir noch prophezeit? Die Zukunft würde für mich persönlich sehr, sehr schwer werden. Wenn ich auf Asmodina blickte, konnte ich das nur bestätigen. Es hatte eine Machtverschiebung stattgefunden, und ich war ge-

spannt, wie die anderen, mächtigen Dämonen es aufnehmen würden. Würden sie die Mordliga agieren lassen? Das glaubte ich kaum.

Und wie würde Asmodis reagieren? Solo Morasso hatte durch diesen Sieg schließlich auch dem Teufel eine Niederlage beigebracht. Es war wirklich die Frage, ob er die so ohne weiteres hinnehmen oder ob er sich für diese Tat an Dr. Tod rächen würde.

Nur - wo steckte Solo Morasso? Hatte er vielleicht den Kopf der Teufelstochter mitgenommen? Als seine Trophäe, als Zeichen seines großen Sieges?

Möglich, und ich beschloß, ihn zu suchen. Ich war wieder im Besitz meines Kreuzes und des silbernen Nagels und fühlte mich stark genug, um Solo Morasso Paroli bieten zu können. Er sollte es nicht schaffen, noch war ich da.

Wenn ich jetzt die Chance erhielt, dann wollte ich sie auch nutzen.

Wieder schritt ich über die verbrannte Vulkanerde. Wo die Lavasäulen aus dem Boden gequollen waren, stiegen feine Rauchschwaden in den grauen Himmel. Hier war der Boden noch warm.

Dann sah ich die nächsten Leichen.

Es waren die Todesengel, treue Diener der Teufelstochter. Keiner von ihnen lebte. Die Mitglieder der Mordliga hatten sich mit ihnen beschäftigt und sie sogar zerrissen.

Sie hatten grausam gewütet, und ich wandte mich ab. Abermals wurde mir bewußt, mit welch einer Erbarmungslosigkeit der Kampf der Schwarzblüter untereinander ausgetragen wurde, und über meinen Rücken lief ein Schauer.

Ich war froh, als ich den Kampfplatz endlich hinter mir gelassen hatte.

Stille umgab mich. Mutterseelenallein schritt ich durch diese Alptraumlandschaft. Ich wollte Dr. Tod suchen und finden. Wenn er sich irgendwo versteckt hatte, würde ich

ihn auch finden. Außerdem wollte ich meinen Bumerang zurück haben.

Das Kreuz hielt ich in der rechten Hand. Es erkaltete nicht, und ich spürte, daß es gegen das Böse, das hier überall lauerte, anging. Es wirkte wie eine Insel in dieser Welt des Schreckens.

Ich entdeckte weder Dr. Tod noch die Mordliga, aber ich hörte etwas.

Ein gellendes, triumphierendes Gelächter, das wie ein Jubelschrei des Satans über das Land schwang.

Das Lachen kannte ich! So triumphierend konnte es nur einer ausstoßen.

Solo Morasso!

»Ich komme!« flüsterte ich. »Noch hast du nicht gewonnen, Dr. Tod ...«

Solo Morasso schritt an der Spitze. Die Arme hatte er ausgestreckt. Auf ihnen lag das Tablett mit dem Kopf. Er hatte das schwarze Tuch über den Schädel gelegt. Der Stoff war ein wenig durchsichtig. Wenn er genau schaute, konnte er die Augen der Teufelstochter sehen. Die roten Haare hatten sich verteilt. Sie schauten mit ihren Spitzen unter den Rändern des Tuchs hervor.

Lupina, Lady X, Vampiro-del-mar und Xorron deckten ihrem Chef den Rücken. Sie würden dafür sorgen, daß sie nicht überraschend angegriffen werden konnten.

Der Spuk wartete sicherlich. Er würde sich wundern.

Morasso grinste, als er daran dachte. Er dachte allerdings auch an Tokata, den Samurai des Satans. Er befand sich auf einer Insel, um den goldenen Samurai zu stellen. Wenn es Tokata gelang, ihn zu töten, dann konnte er die Macht der Mordliga noch mehr festigen.

Nur für Mondo brauchte Dr. Tod Ersatz. Er war ein Opfer der Teufelstochter geworden.

Der Nebel wurde wieder dichter. Ein Zeichen, daß sie sich dem Thron des Spuks näherten.

Und plötzlich löste sich eine Gestalt aus den grauen Schleibern. Sie ging geduckt, und Xorron, an dessen Seite die Gestalt auftauchte, blieb sofort stehen, wobei er ein drohendes Geräusch ausstieß.

»Halte sie zurück, Morasso!«

Dr. Tod blieb stehen. Die Stimme hatte er erkannt. Sie gehörte dem Helfer des Spuks.

Maddox!

Der Därnonenrichter sah aus, als hätte er wirklich einiges hinter sich. Die Kleidung war verbrannt, die Gesichtshaut angesengt, das Haar schwarz und mit Asche überdeckt.

»Was ist passiert?« wollte Morasso wissen.

Maddox blieb stehen. »Sinclair und die Todesengel!«

Als er den Namen Sinclair erwähnte, leuchtete es in Solo Morassos Augen auf. »Wo steckt der Hund?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin nur froh, daß mich die Lavasäulen nicht zerstört haben. Die Todesengel ließen mich einfach fallen. Nur mit Mühe konnte ich fliehen.«

»Das sehe ich.«

»Wo willst du hin?« fragte Maddox.

»Zum Spuk. Er erwartet mich. Ich will ihm etwas bringen. Den Kopf von Asmodina.«

»Was?«

»Ja, ich habe sie getötet. Mit dem magischen Bumerang konnte ich ihren Kopf vom Rumpf abtrennen. Sie wird euch nie mehr Vorschriften machen.«

Maddox' Mund blieb vor Staunen offen. Sein Gesicht zuckte, mit den Fingern schabte er schwarze, verbrannte Haut von der Wange.

»Ist das wahr?«

»Warum sollte ich dich belügen?«

Maddox stieß ein meckerndes Lachen aus.

»Das wird den Spuk freuen. Nur schade, daß ich vorher

nicht mehr das Urteil aussprechen konnte. Ich hätte es sehr gern getan. Besonders jetzt, wo mich ihre verdammten Todesengel malträtiert haben. Aber so ist es auch gut.«

»Geh endlich!«

»Ja, ja, es ist nicht mehr weit. Der Spuk hat sich auf seinen Thron zurückgezogen. Alle hohen Herrscher besitzen einen Thron. Asmodina besaß auch einen, und du gehörst ebenfalls zu den Großen, Solo Morasso. Du mußt auch einen bekommen.«

»Sicher werde ich das.« Morasso fühlte sich geschmeichelt. »Aber erst will ich zum Spuk. Bring mich endlich hin, Dämonenrichter. Ich muß ihm zeigen, was ich geleistet habe.«

»Sofort, Solo Morasso, sofort.« Maddox dienerte. Es war gut, wenn man dem Sieger zeigte, auf welcher Seite man stand.

Der Dämonenrichter ging vor. Er schlug die Richtung ein, wo der Nebel noch dichter lag und bald wie eine graue Wand wirkte. Ein geheimnisvolles Wispern und Raunen lag in der Luft, das Grauen war spürbar und wurde noch stärker, je mehr sie sich dem Thron des Spuks näherten. Dr. Tod wußte genau, woher das Flüstern kam. Es drang aus dem Nebel, denn in ihm schwebten auch die Seelen der Verurteilten.

Allerdings war dieser nicht so beschaffen wie Morassos Todesnebel. Er löste die Menschen nicht auf, die mit ihm in Berührung kamen, er schuf einfach das Grauen.

Seine Existenz verwirklichte das Böse, machte es spürbar, und nur Schwarzblüter oder Typen wie Dr. Tod konnten sich hier wohl fühlen.

»Wir sind da«, sagte Maddox. Er trat zur Seite, damit Morasso an ihm vorbeischauen konnte.

Da saß der Spuk.

Es war so, wie Maddox berichtet hatte. Der mächtige Dämon hockte auf einem Thron aus bleichen Knochen.

Niemand wußte zu sagen, ob es die Knochen von Schwarzblütern oder von Menschen waren. Der Thron hatte eine hohe Rückenlehne, die an ihrem Ende einen Halbbogen aufwies. Auf der höchsten Stelle des Bogens befand sich ein weißlich glänzender Totenschädel.

»Ich bin da!« sagte Solo Morasso und nickte den Monstern der Mordliga zu, damit sie stehenblieben.

»Komm her!« Die Stimme drang aus der Schwärze, die den Thron ausfüllte.

Dr. Tod ging die nächsten Schritte. Den Kopf hatte er hoch erhoben. Auf seinen Lippen lag das triumphierende Lächeln wie festgefroren.

Das war seine große Stunde. Und die wollte er ebenso auskosten wie den Mord an Asmodina.

Er hatte seinen Blick fest auf die Trophäe gerichtet, die nach wie vor von dem dunklen Tuch verdeckt wurde. Zwei Schritte vor dem Thron des Spuks blieb Morasso stehen.

»Bring mir den Kopf von Asmodina«, sagte Dr. Tod mit dumpfer Stimme. »So hast du es verlangt. Ich habe mein Versprechen gehalten. Hier ist er!«

Morasso hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er die linke Hand unter dem Tablett wegnahm und mit spitzen Fingern das Tuch von dem Schädel zog.

Er warf es weg.

Der Kopf lag frei.

Asmodinas Kopf!

Zeit verging. Solo Morasso war erregt. Er hatte einen Kommentar erwartet, vielleicht ein Lob oder Erstaunen, aber der gestaltlose Spuk sagte nichts.

»Was ist?« fragte Dr. Tod, der es nicht mehr aushielte.

»Warum sagst du nichts?«

»Ich wundere mich«, drang es dumpf aus der Schwärze hervor.

»Worüber? Daß ich es geschafft habe?«

»Ja.«

Da lachte Morasso gallig. »Ich hatte es dir versprochen.

Und meine Versprechen halte ich.«

»Nicht immer.«

»Wieso?«

»Bei John Sinclair, zum Beispiel.«

»Wer ist schon Sinclair? Ein Nichts, ein Niemand, wenn man ihn mit Asmodina vergleicht. Ich werde ihn auch noch töten. Und zwar noch heute, denn er befindet sich ebenfalls in dieser Dimension. Ich wollte dir zuvor nur meinen Sieg zeigen.«

»Gib ihn her!«

»Den Kopf?«

»Ja.«

Morasso wunderte sich zwar, aber er tat das, was der Spuk gewünscht hatte. Er ging mit dem Tablett so weit vor, daß der Spuk den Schädel greifen konnte.

Ein dunkler Schatten fiel über den Kopf, der sich plötzlich vom Tablett löste und vor Dr. Tods Augen in der Luft schwebte. So hielt ihn der gestaltlose Spuk fest.

Der Spuk drehte den Schädel, damit die blicklosen Augen in Richtung Thron zeigten. »Asmodina«, hörte Solo Morasso die dumpfe Stimme. »Du hast es übertrieben, wolltest immer mehr, auch mein Reich. Das ist nun vorbei. Es gibt nichts Neues mehr für dich, Teufelstochter. Dieser Schädel ist alles, was von dir übrigblieb.«

Der Spuk lachte grollend und wandte sich an Solo Morasso, wobei er den Kopf weiterhin festhielt. »Hast du auch den Nagel, den dir Asmodina in den Schädel schlagen wollte?«

»Nein!« Dr. Tods Stimme klang ärgerlich und gleichzeitig deprimierend. »Den habe ich total vergessen.«

»Hol ihn!«

»Jetzt?«

»Ja. Bevor der Nagel noch in die Hand eines anderen gerät.«

»Wer sollte ihn nehmen?«

»Vielleicht John Sinclair.«

Morasso lachte. »Der wird sich verkrochen haben, wirklich. Sinclair hat anderes zu tun.«

»Ich glaube, du unterschätzt ihn«, erwiderte der Spuk und schüttelte den Kopf der Asmodina. Der Kopf schien in der Luft zu schweben. Es war nicht zu erkennen, daß er überhaupt gehalten wurde. Aber den Spuk und auch Solo Morasso stieß dieses Bild nicht ab. Die beiden fühlten sich dort zu Hause, wo der Schrecken existierte.

Und dann geschah etwas Seltsames. Plötzlich begann der Schädel zu leben. Zuerst waren es nur die Augen, die sich bewegten. Sie rollten in den Höhlen, was in dem geschwärzten Gesicht schaurig aussah.

Da der Spuk den Kopf gedreht hatte, so daß das Gesicht wieder auf Morasso gerichtet war, konnte dieser die Bewegung der Augen nicht sehen. Dafür Dr. Tod und auch Maddox.

Der Dämonenrichter war es auch, der plötzlich aufschrie.

»Da, der Schädel lebt noch! Er lebt, verdammt ...«

Im selben Augenblick öffnete sich der Mund. Die Worte des Dämonenrichters hingen noch als Echo in der Luft, als sich die Lippen bewegten und Worte formten.

Eine Stimme sprach.

Rauh, höhnisch, hart: »Noch habt ihr nicht gewonnen, ihr Verräter! Sie konntet ihr töten, aber ich lebe ...«

Dr. Tods Gesicht wurde zur Grimasse. Mit dem Fuß stampfte er auf. »Das war Asmodis«, kreischte er. »Das war der Teufel! Er wird sauer sein, daß seine Tochter ...«

»Ach, laß ihn«, erwiderte der Spuk, hob den Kopf in die Höhe und schleuderte ihn weg.

Zwei Augenpaare beobachteten die Flugbahn. Es waren die von Maddox und Morasso.

Asmodinas Kopf war vom Spuk in die Höhe geworfen worden. Am Ende seiner Flugbahn mußte er wieder zurück-

kehren, da in dieser Dimension ebenfalls die Gravitation herrschte.

Er würde zu Boden klatschen.

Das ließ der Spuk nicht zu.

Auf seinen geistigen Befehl hin erschienen plötzlich die Echsenköpfigen. Und sie hielten ihre Lanzen wurfbereit. Vier Monster waren es, die warteten, bis der Schädel eine gewisse Fallhöhe erreicht hatte.

»Jetzt!« Es war der Befehl des Spuks, und seine Diener führten ihn sofort aus.

Vier Lanzen wischten durch die Luft. Sie stiegen in die Höhe und waren auf ein Ziel fixiert.

Asmodinas Kopf!

Die Lanzen trafen. Von vier verschiedenen Seiten drangen sie in den fallenden Schädel. Sie waren mit der gleichen Kraft geschleudert worden und drangen fast zur selben Zeit in den fallenden Schädel.

Der Kopf wurde zerstört. Die letzten Überreste der Asmodina vergingen, sie wurden zu einer Wolke aus Staub. Drohend schüttelte Morasso die Faust. »Das war endgültig das letzte, was von dir übriggeblieben ist!« schrie er. »Jetzt bist du vernichtet, Asmodina! Aber ich habe es dir bewiesen. Ich bin stärker gewesen, ich habe lange genug gewartet und den entscheidenden Kampf gut vorbereitet. Jetzt habe ich ihn gewonnen!«

»Und das reicht auch!« donnerte der Spuk. »Genug der Selbstbewehräucherung. Denk an John Sinclair!«

»Asmodina war stärker!«

»Ja, aber Sinclair lebt noch!«

Als der Spuk das sagte, wurden auch die Mitglieder der Mordliga unruhig. Zu Asmodina hatten sie kein direktes Feindverhältnis besessen, da sie ein Schwarzblüter war. Bei Sinclair lag die Sache anders. Er war ein Mensch, der sich gegen die Mächte der Finsternis gestellt hatte. Und ihn mußte man besiegen.

»Wir werden ihn suchen!« befahl Solo Morasso. »Sinclair muß sich noch in dieser Dimension befinden. Vielleicht ist er verletzt. Oder es ist ihm das gleiche Schicksal widerfahren wie Marvin Mondo.«

»Nein, Sinclair lebt«, erwiderte der Spuk. Seine Stimme drang abermals aus dem Nichts. »Ihr braucht ihn auch nicht erst groß zu suchen. Er befindet sich gar nicht weit weg. Ich spüre ihn. Er ist in der Nähe. Wenn ihr ihn packen wollt, dann jetzt ...«

Ich befand mich tatsächlich in der Nähe und beschloß, sehr, sehr vorsichtig zu sein.

Niemand bemerkte mich, als ich über den rauen Vulkanboden schlich. So gelangte ich, das hoffte ich zumindest, ungesehen in die Nähe des Throns, auf dem der Spuk saß.

Momentan lag ich am Boden und konnte die Gestalten sogar beobachten. Geisterhaft sahen sie aus. Nebelschleier umwallten sie. Die Mitglieder der Mordliga hatten einen Ring um Morasso gebildet. Besonders deutlich hoben sich die Gestalten von Vampiro-del-mar und Xorron ab. Letzterer schimmerte heller als der Nebel.

Ich hörte auch, was gesprochen wurde, und ich sah, wie der Spuk Asmodinas Schädel zerstören ließ. Es war für mich ein seltsames Erlebnis, als ich dies sah. Hart geschleuderte Lanzen zerstörten den sich in der Luft befindlichen Schädel. Ein schlimmes Bild. Und ich dachte daran, wer Asmodina einmal gewesen war.

Jetzt gab es sie nicht mehr.

Meine Gedanken wurden bald durch die nächsten Worte des Spuks zerstört, denn er sprach von mir und davon, daß ich mich bereits in der Nähe befand.

Hatte man mich entdeckt?

Automatisch blickte ich mich um. Über meinen Rücken

lief ein kalter Schauer. Dr. Tod wollte jetzt alles. Er befand sich in einer regelrechten Euphorie, seit es ihm gelungen war, die Teufelstochter zu vernichten. Nun sollte auch ich daran glauben, dann hatte er quasi alles erreicht.

Ich atmete nur durch die Nase. Auf keinen Fall wollte ich mich vorzeitig bemerkbar machen. Bisher lief noch alles glatt. Wenn Morasso seine Monster losschickte, um mich zu suchen, konnte ich ihn vielleicht packen.

Sie sprachen über mein Kreuz.

»Es war schlecht von dir, daß du es dir hast aus der Hand nehmen lassen«, sagte der Spuk. »Sehr schlecht sogar.«

»Dafür konnte ich nichts. Die Ereignisse überstürzten sich plötzlich. Ich mußte das Kreuz werfen, um Asmodina aus der Reserve zu locken. Danach spielte sie mit der Materie. Wir waren froh, nicht verbrannt zu werden wie Mondo, und deshalb habe ich das Kreuz vergessen.«

Das war eine Neuigkeit für mich. Mondo war verbrannt worden. Dann hatte die Mordliga also ein Mitglied weniger. Ein guter Erfolg, wirklich.

Zu dem ich allerdings nicht beigebracht hatte. Wenn das so weiterging - und das hoffte ich - dezimierte sich die Mordliga selbst.

»Glaubst du denn, daß Sinclair sein Kreuz inzwischen wieder an sich genommen hat?« fragte Solo Morasso.

»Rechne mit allem. Und rechne damit, daß er sich schon dicht bei dir befindet. Ich spüre ihn. Er ist in der Nähe!«

»Dann packen wir ihn!« schrie Dr. Tod.

Jetzt wurde es kritisch. Morasso gab seine Befehle. Er ließ die Monster ausschwärmen. Sie sollten einen Ring um den Thron des Spuks ziehen und mich abfangen.

Auf dem Boden liegend, zog ich mich zurück. Da die Mitglieder der Mordliga nicht mehr so dicht beisammen standen, konnte ich sie auch nicht genau erkennen.

Dann jedoch erschien geisterhaft innerhalb der Nebelschleier eine Gestalt. Sie ging ein wenig nach vorn

gebeugt und hatte einen etwas längeren Gegenstand in ihre Hüfte gestemmt.

Meine Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. Wer da in typischer Haltung auf mich zuschlich, war keine geringere als Lady X, die Vampirin. Auch sie haßte mich bis auf den Grund ihrer schwarzen Seele, denn sie gab mir die Schuld, daß sie zu einer Blutsaugerin geworden war. Ich hatte es werden sollen, doch wie es der Zufall wollte und auch mein Glück, war Lady X von dem Vampir angefallen und gebissen worden. Nun lief sie als Untote herum.

Die Scott bewegte sich genau auf mich zu. Schon jetzt hätte ich sie mit einer Silberkugel erledigen können, doch ich traute mich nicht. Der Schuß hätte die anderen aufgeschreckt. Damit wäre nur meine Position verraten gewesen. Deshalb hielt ich mich zurück und nahm statt dessen mein Kreuz. Wenn ich es schleuderte und mich gleichzeitig zur Seite warf, konnte es mir gelingen, den gefährlichen Kugeln aus der Maschinenpistole zu entgehen, falls die Vampirin in einem letzten Reflex noch abdrückte.

Ich hob den rechten Arm. Im Schleudern des geweihten Kreuzes hatte ich schon Routine. Nicht zum erstenmal wehrte ich mich auf diese Art und Weise. Daß mein Kreuz auch in dieser Dimension seine Kraft nicht verloren hatte, war mir durch das Auftauchen des geheimnisvollen Nostradamus bewiesen worden.

Einen Schritt sollte sie noch vorwärts gehen, dann wollte ich werfen.

Sie tat den Schritt. Allerdings zögernd, und mir schien es, als würde sie die Gefahr riechen.

Jetzt!

Genau in dem Augenblick, als ich das Kreuz schleudern wollte, packte eine kalte Klaue mein rechtes Handgelenk ...

Für den Bruchteil einer Sekunde rührte ich mich nicht. Ich wunderte mich darüber, was einem alles in dieser kurzen Zeitspanne durch den Kopf schießen kann.

Verloren, vorbei. Endgültig Schluß. Lady X würde mich sehen, und sie würde schießen ...

Dann warf ich mich herum. Und zwar nach rechts, so daß mein Gegner die Bewegung mitmachen mußte, ob er wollte oder nicht. Ich fiel auf den Rücken, schaute hoch und blickte genau in das häßliche Gesicht eines echsenköpfigen Monsters.

Ein Spukdiener hatte sich also lautlos an mich herangeschlichen. Und er hielt die Lanze wurfbereit.

Reiner Reflex bestimmte meine nächsten Handlungen.

Ich zog die Beine an und ließ sie im nächsten Augenblick wieder vorschennen. Dabei rollte ich mich ein wenig nach links, um sicher zu sein, daß ich meinen Gegner auch traf. Es gelang.

Beide Füße prallten gegen seine Brust. Er wurde nach hinten geschleudert und schaffte nicht mehr, seine Lanze in meinen Körper zu bohren. Er warf sie zwar, als er sich noch in der Bewegung befand, doch die Spitze verfehlte mich. Sie drang nicht in meinen Körper. Dicht an der Hüfte vorbei hackte sie in den Boden und riß dort eine tiefe Furche. Alles war sehr schnell gegangen, so daß auch die Scott überrascht worden war.

Dann aber brüllte sie auf. »Ich habe ihn! Verdammtd, ich habe ihn! Er hat sich hier verkrochen! Kommt!«

Eine Garbe ratterte aus der Mündung. Das Mündungsfeuer nahm ich nicht mehr wahr, ich hatte mich bereits zur Seite geworfen, rollte mich über den Boden und versuchte, den Kugeln zu entgehen.

Die Geschosse trafen nicht mich, sondern den Echsenköpfigen. Ich hörte, wie sie in seinen Körper schlugen und das Wesen durchschüttelten. Aber da befand ich mich bereits auf den Beinen und hetzte davon. Wohin, das wußte

ich nicht. Ich wollte nur weg. Vielleicht hatte ich eine Chance, bevor die anderen mich einkesselten und den Ring noch enger zogen.

»Ich habe ihn! Ich habe ihn!« Lady X kreischte in ihrem Triumph. Sie schoß einfach drauflos.

Jetzt wurde der Nebel zu meinem vorläufigen Retter. Er war so dicht, daß ich nur noch als Schatten zu sehen war und dann überhaupt nicht mehr, als ich tiefer in ihn eindrang und vor allen Dingen auch weiter weglief.

Noch immer ratterte die Waffe. Dazwischen erklangen die Schreie der anderen. Besonders Morassos Stimme hörte ich hervor. Er war völlig aus dem Häuschen, trieb die Mitglieder seiner Mordliga zur Eile an und wollte meine Vernichtung.

»Laßt das Schwein nicht entwischen! Packt ihn! Tötet ihn!« Dr. Tod war rasend. Er scheuchte seine Vasallen hin und her. Allerdings wußte niemand genau, wo er mich suchen sollte. Ich hatte zum Glück auf dem unebenen Untergrund eine kleine Erhebung gefunden, die mir einigermaßen Deckung bot. Innerhalb der Schwaden sah ich es aufblitzen. Lady X schoß weiter. Die Mündungslichter tanzten. Sie streute jetzt, und ich vernahm die harten Einschläge der Kugeln. Auch in meiner Nähe.

Der mit einer MPi bewaffneten Vampirin war es egal, wen sie traf. Ihren eigenen Kumpanen konnten die Kugeln nicht gefährlich werden. Vielleicht setzte sie darauf, daß mich ein Querschläger traf.

Ich lag hinter meiner Deckung und fieberte. Lange würde ich es hier nicht aushalten können. Irgendwann erfuhren meine Gegner, wo ich mich verkrochen hatte, dann war es aus.

Des öfteren warf ich einen Blick über die Schulter zurück. Sie würden sicherlich auch in meinem Rücken erscheinen, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Die Gestalt wuchs gewaltig in meiner Nähe auf. Sie war,

aus meiner Perspektive gesehen, ein riesiges Monster, das weißgrau schimmerte.

Xorron!

Ich hielt nicht nur das Kreuz umklammert, sondern auch die Beretta. Mit der schoß ich.

Zweimal zog ich ab, obwohl es eigentlich sinnlos war, auf Xorron zu feuern. Die geweihten Silbergeschosse trafen. Mit einem hellen Singen prallten sie gegen ihn und auch ab, so daß die Querschläger wie böse Hummeln um mich herumzischten.

Xorron walzte weiter.

Wenn ich ihn noch ein paar Schritte vorkommen ließ, würde er mich töten.

Ich sprang hoch, rannte zur Seite weg und geriet somit aus seinem unmittelbaren Bereich.

Viel gewonnen hatte ich nicht, denn plötzlich erschien Lupina. Wie ein Schatten tauchte sie seitlich von mir auf. Ich sah ihr menschliches Gesicht, die langen, blonden Haare und den Wolfskörper, der unter dem Kopf begann.

Lupina haßte mich ebenfalls. Zudem war sie unberechenbar. Sie konnte es nicht überwinden, daß ich mich einmal als Werwolf in sie verliebt und sie danach verstoßen hatte.

Ich schoß im Laufen.

Zu schnell. Da ich mir keine Zeit zum langen Zielen nahm, verfehlte ich sie. Der Schuß hatte allerdings als Warnung gereicht. Sie tauchte unter.

Ich lief weiter.

Die Richtung war mir egal. Irgendwann würde ich schon den Nebel verlassen können und in dem weiten Land untertauchen. Über mein weiteres Schicksal dachte ich nicht nach. Dazu hatte ich nicht die Zeit.

Und plötzlich sah ich den Thron.

Gewaltig tauchte er aus den dicken Nebelschwaden auf. Er war zum Glück leer, der Spuk mußte irgendwo anders stecken. Mir allerdings war klargeworden, daß ich mich im

Zentrum seines Reiches befand. Hier regierte er, hier nahm er die Urteile entgegen, die Maddox, der Dämonenrichter, ausgesprochen hatte.

Als ich an Maddox dachte, erschien er. Vielleicht hatte er auch gelauert, auf jeden Fall war er dicht vor mir, sah mich, und sein Mund öffnete sich zu einem Schrei.

»Hier!« brüllte er. »Hier ist ...«

Weiter kam er nicht.

Ich sprang ihn an. Es war ein gewaltiger, kraftvoller Satz, und mit meinem vollen Gewicht prallte ich gegen den Dämonenrichter. Allerdings nicht nur mit dem Gewicht, sondern auch mit dem Kreuz. Die Hand hatte ich halb erhoben. Maddox war kleiner als ich. Es kam, wie es kommen mußte und ich es mir gewünscht hatte.

Ich preßte dem Dämonenrichter die Hand mit dem Kreuz mitten ins Gesicht, während wir beide zu Boden fielen.

Ein Blitzschlag schien ihn getroffen zu haben. Ich hörte ein dumpfes Röcheln. Maddox lag dabei auf dem Rücken. Mit seinen Armen schlug er um sich, doch die Schläge wurden bald schwächer.

Hastig stand ich auf.

Eine Sekunde nahm ich mir Zeit, um ihn anzuschauen. Maddox, der Dämonenrichter, war erledigt!

Er lag auf der warmen Vulkanerde. Das Gesicht war durch die Kraft des Kreuzes zerstört. Es zeigte nur noch eine Horrorfratze, die sich langsam auflöste.

Ein Teil der Haut war vorhanden. Das meiste schien jedoch weggebrannt zu sein, und die fahlen Gesichtsknochen leuchteten durch die Reste.

Er rührte sich nicht mehr, und ich wußte, daß ich einen Gegner weniger hatte. Der Spuk mußte sich nun einen anderen suchen, der über die Versager innerhalb der Dämonenclique zu Gericht saß.

Ich holte tief Luft. Triumphgefühl wollte nicht aufkommen. Nicht in dieser verdammten Welt, in der ich nur gejagt

wurde. Ein letztes Mal zuckte Maddox noch, dann war es endgültig vorbei.

Sein Schrei hatte sicherlich die anderen alarmiert. Deshalb mußte ich so rasch wie möglich die Stelle hier verlassen.

Geduckt lief ich weiter. Manchmal sprang ich wie ein Känguru, weil ich nicht über die Unebenheiten des Bodens stolpern wollte.

Wieder eine Stimme. Diesmal brüllte Dr. Tod. »Verdammst, er hat Maddox umgebracht! Dieser Hund hat es geschafft! Dieser verfluchte Bastard Sinclair!«

Trotz meiner bescheidenen Lage konnte ich mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Aber mir kam auch eine Idee. Wahnsinn eigentlich, doch ich steckte so voller Wut auf meine Gegner, daß ich nicht anders konnte.

Selten hatte sich Solo Morasso so dicht in meiner Nähe befunden. Mußte ich das nicht ausnutzen?

Freunde, ich machte kehrt!

Eigentlich hatte ich Angst vor meiner eigenen Courage, doch ein Zurück gab es nicht mehr. Ich wollte jetzt alles. Das hieß, die Vernichtung des Solo Morasso.

Mit Riesenschritten rannte ich zurück.

Dr. Tod stand noch immer neben dem vernichteten Maddox, schrie jetzt nach dem Spuk als Helfer. Er sollte kommen und ihm zur Seite stehen.

Aber der Spuk zeigte sich nicht.

Dafür erschien ich.

Und wie!

Plötzlich tauchte ich aus dein Nebel auf. Wie ein rächender Geist mußte ich ausgesehen haben, denn trotz der dicken Schwaden erkannte ich Morassos entsetztes Gesicht.

»Sinclair!« heulte er.

»Ja!« schrie ich und hob den linken Arm. Morasso mußte erkennen, was aus meiner Faust hervorragte.

Es war der silberne Nagel!

»Für dich habe ich ihn aufbewahrt, Solo Morasso. Nur für dich!«

Dr. Tod duckte sich. Ich rechnete mit einem Angriff, doch er warf sich auf dem Absatz herum und rannte davon. Er lief auf den Thron des Spuks zu. Mehrere Stufen führten hoch. Sie waren ziemlich breit und bestanden ebenfalls aus dunklem Vulkanboden.

Dr. Tod war kleiner als ich, er konnte längst nicht so schnell laufen. Ich holte ihn ein, und machte es dann wie ein Stuntman im Film. Den letzten Rest der Strecke sprang ich. Gewaltig und kraftvoll stieß ich mich ab, flog durch die Luft und hätte Morasso den Nagel auch in den Rücken hämmern können, aber das wollte ich nicht.

Ich bekam ihn zu packen. Meine Hände wühlten sich in seine Jacke, und sein Lauf wurde gebremst. Für einen winzigen Augenblick blieb er auf der dritten Stufe stehen, beide Arme halb erhoben, den Rücken durchgebogen.

Dann fiel er.

Solo Morasso kippte mir entgegen. Beide krachten wir zu Boden. Ich lag unten, er fiel auf mich, aber mir gelang es durch eine rasche Drehung, ihn auf den Rücken zu schleudern.

Ich hatte meine Knie angezogen und wuchtete den Körper auf ihn. Er stöhnte. Sein Gesicht verzerrte sich. Aus einer halben Armlänge Entfernung starnten wir uns an.

Zwei Todfeinde, die sich immer bekämpft hatten und sich endlich gegenüberstanden.

»Jetzt hilft dir auch nicht der Teufel!« schrie ich Morasso an und übersprühte ihn mit Speichel. Meine Augen leuchteten, in meinem Innern schien sich ein elektrischer Motor zu befinden, ich sah, wie Morasso einen Arm anwinkelte, ihn in seine Jacke schob und den Bumerang hervorholte. Er wollte ihn mir ins Gesicht schlagen.

Sekundenlang war ich abgelenkt. Himmel, ich sah den Bumerang wieder! Wie lange hatte ich darauf gewartet, des-

halb zögerte ich, meine rechte Faust mit dem Nagel nach unten sausen zu lassen.

Morassos Gesicht hatte sich verändert. Es war eine Fratze aus Wut, Angst und Haß.

Er stieß seinen kantigen Schädel hoch, wollte mir die breite Stirn ins Gesicht rammen. Ich hieb mit dem linken Ellbogen dagegen, er brüllte auf, und in seinen Schrei drangen meine nächsten Worte wie ein unheimliches Gewitter.

»Stirb endlich, du Hundesohn!«

Da traf mich der Hieb.

Seitlich an der rechten Schulter explodierte etwas, und ich hatte das Gefühl, von einem Bullen getroffen zu werden.

Meine Hand, die nach unten rasen sollte, konnte die Bewegung nicht mehr vollführen. Wie vom Katapult geschleudert, wurde ich hinweggefegt, überschlug mich auf dem rauhen Boden und kam endlich auf dem Rücken liegend zur Ruhe.

Weit riß ich die Augen auf.

Die Szene war entsetzlich.

Erst jetzt sah ich, wer Dr. Tod im letzten Moment gerettet hatte.

Xorron!

Während er sich umdrehte und auf mich zustampfte, wuchtete sich Solo Morasso in die Höhe.

Er lachte wie ein Irrer. »Ja, bring ihn um!« schrie er. »Bring diesen verdammten Hundesohn um!« Gleichzeitig hob er den rechten Arm, um meinen Bumerang zu schleudern.

Er wollte mich mit dieser Waffe töten!

Für mich kam es auf Bruchteile von Sekunden an. Ich hatte nur eine Chance. Ich mußte zusehen, daß ich Xorron zwischen mich und Dr. Tod brachte.

Der Herr der Zombies und Ghouls wollte mich töten.

In direkter Linie walzte er auf mich zu. Und er war schnell,

ich durfte ihn keinen Schritt weiter herankommen lassen, drehte mich ab und wischte nach rechts weg.

Wenn Xorron mich jetzt packen wollte, mußte er erst eine Kehrtwendung vollführen.

Ich verschaffte mir ein wenig Luft, hob den Blick und sah Solo Morasso dicht vor der untersten Stufe stehen. Ge- worfen hatte er den Bumerang noch nicht, jedoch schon ausgeholt. Sein Blick irrte zwischen Xorron und mir hin und her.

Er war nicht voll konzentriert.

Aber ich.

Wieder wuchtete ich mich mit gewaltigen Sätzen auf ihn zu. Er sah mich, reagierte ein wenig zu spät, denn die trennende Distanz hatte ich bereits überwunden und fiel ihm in den Wurfarm. Wieder flog er zurück. Mit der Hand schlug er auf eine Stufenkante. Durch diesen Aufprall rutschte ihm der Bumerang aus den Fingern und glitt eine Stufe hinab. An den Nagel dachte ich im Moment nicht mehr. Wie die Klaue eines Adlers, so stieß meine Hand vor und umkrallte die wertvolle Waffe. Ich riß den Bumerang an mich, kroch über Solo Morasso hinweg und auf die Treppenstufen zu. Kniend richtete ich mich auf.

Da war schon Xorron.

Ich sprang hoch. Mit einem Satz hatte ich die Stufen überwunden und stieß gegen den Thron. Aus dieser erhöhten Stellung hatte ich einen guten Überblick und bemerkte die restlichen Mitglieder der Mordliga. Sie waren zum Glück etwas weit weg gewesen, erst jetzt erschienen sie aus den wallenden Schwaden.

Ich stand allein gegen sie.

Bewaffnet mit Bumerang, Kreuz und Beretta. Konnte ich es schaffen, sie zu besiegen?

Wohl kaum, zudem lauerte der Spuk noch im Hintergrund. Er würde sicherlich eingreifen.

Da geschah etwas, womit ich nicht mehr gerechnet hatte.

Ich erhielt Hilfe von einer ganz anderen Seite. Urplötzlich hörte ich das gewaltige Brausen. Ich sah einen rasenden Wirbelwind, der orkanartig über das Land fegte sowie Feuer und Blitze spie.

Die Mitglieder der Mordliga wurden zur Seite geschleudert, als wären sie Puppen. Mich aber fing dieser Wirbel ein, und ich erkannte in seinem Innern die Fratze des Satans.

Er sprach zu mir.

Was vielleicht in Wirklichkeit Sekunden dauerte, kam mir wie Minuten vor.

»Ich werde dich hier rausholen, Sinclair. Sie haben mir meine Tochter genommen, dich sollen sie nicht kriegen. Den Spuk habe ich aufhalten können. Aber sei gewiß, ich helfe dir nur einmal, damit du weiterhin die Mordliga bekämpfen kannst. Wir beide bleiben auch in Zukunft Feinde!«

So seine Worte.

Und dann sah ich nichts mehr. Abermals verschwand die Welt um mich herum in einer tiefen, erbarmungslosen Schwärze. Mein Bewußtsein wurde hineingerissen in diesen Trichter, und ich rutschte in die Schächte der Dimensionen. Mit meinem Kreuz und mit dem Bumerang.

Ihn hatte ich wieder.

Endlich!

Eine bekannte Umgebung.

Die Sessel, die Couch, der Schrank - und Gesichter.

Meine Freunde ...

Schreie, Jubelrufe. Ich wußte überhaupt nicht, was los war, wischte mir über die Augen und stellte erst jetzt fest, daß ich auf einem Teppich lag.

Auf meinem Teppich.

In meiner Wohnung.

Starke Hände hievten mich hoch und setzten mich in einen Sessel. Ich sah Suko, Shao gab mir einen Kuß,

Kara trat auf mich zu, Myxin ebenfalls, und ich sah eine mir fremde Frau mit schwarzen Haaren und grün lackierten Fingernägeln, die fragte: »Ist er das?«

»Ja, das ist der Geisterjäger John Sinclair«, erwiderte Suko. Er hieb mir auf die Schulter.

»Jetzt erzähle!« rief Myxin. Alle schauten mich gespannt an.

Ich hob den Kopf und lächelte. Ja, ich lächelte trotz meiner großen Erschöpfung. »Eigentlich hatte ich eine Flasche Bier trinken wollen. Kann ich die jetzt haben?«

Da rannten sie fast alle los. Nur Suko blieb zurück.

»Mensch, John«, sagte er und strahlte.

Fünf Minuten später erzählte ich. Es wurde ein langer Bericht. Meine Freunde konnten nur staunen. Auch ich erfuhr Zusammenhänge und wurde über die Kraft aufgeklärt, die im Kelch des Feuers steckte.

Das Telefon unterbrach meinen Bericht. Ich hob ab und meldete mich mit Sinclair.

»Was?« erklang Sir James Powells Stimme. »Sie sind wieder da?«

»Ja, Sir.«

»Wo waren Sie denn, zum Henker?«

»Eigentlich wollte ich mir nur Zigaretten holen. Sie wissen ja, wie das ist. Da trifft man den Teufel, wird in eine andere Dimension verschlagen, schaut zu, wie Asmodina von Dr. Tod vernichtet wird, erfährt von Mr. Mondos Ende, tötet selbst Maddox, den Dämonenrichter, und ...«

»Hören Sie auf, hören Sie auf! Sind Sie verrückt? Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, verrückt bin ich nicht. Außerdem sind Sie mir zu schwer, Sir. Aber wenn Sie mir nicht glauben ...«

»Natürlich glaube ich Ihnen. Aber das muß ich alles von Ihnen in Ruhe hören. Können Sie vorbeikommen?«

»Kommen Sie doch mal, Sir.«

»Gut, ich bin gleich da.«

Das überraschte mich und auch die anderen.
Es würde noch eine Weile dauern, bis Sir James bei uns eintreffen würde, und ich nahm mir die Zeit, ein Bad zu nehmen und neue Sachen anzuziehen. Schließlich war es nicht angebracht, einem Mann von Adel und seinem Chef in zerfetzten Sachen und von oben bis unten beschmutzt entgegenzutreten ...

ENDE